

EDRICH SCHNACK

DAS LEBEN DER
SCHMETTER-
LINGE

Die Wunderwelt heimischer und fremdländischer Tag- und Nachtfalter behandelt der Dichter des »Sebastian im Wald« und der »Orgel des Himmels«, Friedr. Schnack, in seinem neuesten Buch, das ein entzückendes Ergebnis jahrelanger eigener Forschung ist, ganz voll Natur, voll eigentümlicher Kenntnisse, zauberhaft zart gestaltet – ein deutsches, ungemein reiches Gegenstück zu Maeterlincks Leben der Bienen.

BEI JAKOB HEGNER IN HELLERAU

Jakob Hegner in Hellerau sind erschienen:

Georg Bernanos: Die Sonne Satans

10. Tausend. — Gebunden M. 9.50. — Die Bücherwelt: einem ganz großen Dichter geschrieben. Gleichwertig neben diesem Roman behaupten zu wollen, hießes. — Germania: »Ein erstaunliches Meisterwerk von erlebter Tiefe. Ich wüßte keinen zweiten Roman neuen Literatur, der gleich stark vom übernatürlichen erfüllt wäre.« — Badischer Beobachter: »Eines der religiösen Bücher, die je geschrieben worden sind. Es Buch wurde zu einem großen Erfolg in der Welt. braucht man die Hoffnung auf die Menschen, die können, nicht aufzugeben.« — Frankfurter Zeitung: Geschenk, wie es die Natur nur zuzeiten gewährt.«

Martin Buber:

Die Chassidischen Bücher

eritten. — Gebunden M. 15. — In dieser neuen, ersten Ausgabe ist alles enthalten, was Buber über den Chassidismus geschrieben hat: Die Erzählungen des Rabbi Nathan, Die Legende des Baalschem, Der große Magas innere Licht, Mein Weg zum Chassidismus. — Hann Hesse: »Man darf wohl sagen, daß dieser Band, ein Kleinod von Bubers Lebensarbeit, ein klassisches und unvergängliches Werk ist.«
s von *Martin Buber*: Des Baal-Schem-Tow Unterricht im Umgang mit Gott. (In Indanthrenlein. M. 4.50)

Verner Hegemann: Napoleon

bis 7. Tausend. — Gebunden M. 18. — Der »Ein geniales Buch! Verblüffenderes als h nie.« — Kölnische Volkszeitung: »Wahroriginellste der Bücher, die in letzter Zeit ages gekommen sind.« — Die Neue Zürcher bt: »Ein helles, tapferes, politisch geschieites Buch. Ein Kritiker hat es erwogen, eschrieben, eine Persönlichkeit gesiegelt.«

Verner Hegemann: Fridericus

ühmte, große kritische Werk über Friedrich II. und ßische Geschichtschreibung. — (780 Seiten. — 8. bis send, gebunden M. 18.) — Frankfurter Zeitung: e deutsche Bücher sind jemals so nötig gewesen.«

Francis Jammes: Der Hasenroman

önste Tierroman der Neuzeit. — 9. bis 12. Tausend.
von *Jammes*: Almaide — Röslein — Klara — Der e Himmel — Das Paradies der Tiere — Der Pfarrn Ozeron — Marie — Die kleine Bernhardine — senkranzroman (gebunden je M. 4.50 bis 7.50).

N 415

SCHNACK: LEBEN DER SCHMETTERLINGE

FRIEDRICH SCHNACK

DAS LEBEN DER SCHMETTERLINGE



MCMXXVIII

VERLAG VON JAKOB HEGNER IN HELLERAU

5048

-

12

415



P12.1

13753

COPYRIGHT 1928 BY JAKOB HEGNER IN HELLERAU

18048

DAS LEBEN DER SCHMETTERLINGE

INHALT

Zueignung	Seite 11
---------------------	----------

Erstes Buch: Die Tagfalter

Der kleine Fuchs	Seite 21
Das Tagpfauenauge	25
Der Admiral	29
Der Trauermantel	38
Der C-Falter	43
Der Distelfalter	44
Der Zitronenfalter	50
Der Schwalbenschwanz	66
Der Segelfalter	72
Der Schillerfalter	80
Der große Eisvogel	84
Der Perlmutterfalter	87
Die Bläulinge	93
Der Kohlweißling	100
Der Aurorafalter	106
Der Apollofalter	110

Zweites Buch: Falterlegenden

Der Falter des Homer	Seite 119
Der Falter des heiligen Antonius	137
Der namenlose Falter	151

Drittes Buch: Die Nachtfalter

Der Wolfsmilchschwärmer	Seite 181
Der Totenkopf	193
Das Abendpfauenauge	205

INHALT

Der Pappelschwärmer	Seite 206
Der Oleanderschwärmer	208
Der Ligusterschwärmer	211
Der Kiefernchwärmer	216
Der Taubenschwanzschwärmer	219
Der Weinschwärmer	220
Der Labkrautschwärmer	221
Das große Nachtpfauenaug	225
Das mittlere Nachtpfauenaug	228
Das kleine Nachtpfauenaug	229
Die Kupferglucke	231
Die Tannenglucke	231
Der Eichenspinner	232
Der Brombeerspinner	233
Der Ringelspinner	233
Der Eichenprozessionsspinner	234
Der Fichtenprozessionsspinner	234
Der Gabelschwanz	237
Der Buchenspinner	239
Der Dromedarspinner	239
Die Bären	240
Der Weidenbohrer	247
Die Nonne	249
Eulen und Spanner	250
Die Ordensbänder	258
Der Birkenspanner	261

Nachwort

Der Zug der Forscher	Seite 277
--------------------------------	-----------

DAS LEBEN DER SCHMETTERLINGE

ZUEIGNUNG



ALLEN Schmetterlingen der Erde ist dieses Buch zugebracht, wenngleich sie nicht alle darin vorkommen. Den Tag- und Nachtfaltern widme ich es und den Schwärmern in der Dämmerung: da duftet herzerregend der Honig in den Gärten, der Nektar in den Wiesen, und die Büsche regnen Narden der Gewürze. Den Spinnern und Spannern sei es zugeeignet, den Eulen und den Bären, auch ihnen. Alle sind sie liebenswert.

Schon immer, von frühester Zeit an, war ich verliebt in diese Flieger, die aus den Herzen der Blumen aufsteigen und sich wieder hineinsenken in sie, wo ihrer Wohlgeruch und Süße wartet. Vielleicht, daß sie die Träume der Blumen sind, oder sie sind gar selber einmal Blumen gewesen. Ihre feinen Wurzeln mögen sie aus einem untergegangenen Erdreich gezogen haben, und nun wurzeln sie da in den Augen, Mündern, Bechern und Narben der Blumen, einen Augenblick, eine Stunde lang, betäubt und flüchtig. Auf ihren Schwingen tragen sie noch das Feuer der Tulpe, Bläue der Hyazinthe, Pfingstlicht der Nelke, den Schimmer der Kirschblüte, den Glanz der Schwertlilie, die mit gezücktem Strahl vor den Falterfluren unserer Jugend wacht. Ja, sie übersteigern die Pflanzen-

farben in noch geheimnisvollern Lichtern: sie füllen und durchdringen sie mit dem Geist der Bewegung, mit der sanften Abgeklärtheit des Schwebens, und in diesem Sinn wären sie fast beschwingte Blumen, die Seelen der Blumen selbst.

Welcher Lebensahnung leuchtender Ausdruck sind sie wohl?

Möglich, daß die Schmetterlinge die Farben des verlorenen Paradieses bewahrt haben. Aus jener versunkenen Welt wurden ihre Wurzeln losgerissen, als sich das Tor hinter uns Menschen schloß. Gesenkten Gefichts zogen wir, Mann und Weib, unsere beschwerlichen Wege. Und es geschah, daß uns, aus der Güte eines Engels, durch die Hecken ein Schwarm von Faltern nachgeschickt wurde. In ihren Regenbogenfarben erkannten wir Ausgestoßenen den übernatürlichen Zauber himmlischer, in ihrer Ursprünglichkeit eingebüßter Gewächse: zurückgelassene Goldlilien, ätherblaues, nie welkendes Vergißmeinnicht, preisgegebenen Ehrenpreis, verschollenen Augentrost, verworfenes Immergrün und verscherzten Glücksklee des glückseligen Landes, zeitlose Sonnenblumen, die immervolle Mondviole, auch ruhende Sternennrosen.

Düstere Falter aber, den Scharen, die uns umflat-

terten, nun beigeßelt, gewahrten wir auch: die gemahnten uns an die Pflanzen und Blumen unter dem verbotenen Baum, den Natternkopf, das Teufelskraut, die Nachtschatten, wie sie bespien waren vom Geifer der Schlange.

Der Mensch bebaute die Erde, und die Schmetterlinge verbreiteten sich über alle Fluren. Zuweilen strich einer vorüber an ihm, während er, der Bemühte, das Unkraut jätete: ein Distelfalter, ein Pfauenauge, ihn anwinkend mit Lichtern und Augen sonnen. Der sich Aufrichtende schaute ihm sehnsüchtig nach, und er sah in seinem Geist die goldene Hecke des Paradieses mit Dornen nach außen: seiner Welt zu, und Blüten nach innen: hinein in sein Erlösungsland ... den Anger, wo er einst mit den Tieren gespielt hatte und auf der Flöte geblasen ... dort eine verwichene Blume, blau und braun, Bläue edischen Himmels, Bräune edischer Erde, eine Tag- und Nachtblume, Fahrzeitblüte, Ewigkeitsknospe — nicht so geschieden in sich selbst, von sich selbst, wie hier vor der Dornenhecke: Tagpfauenauge, Nachtpfauenauge ...

Und die Schmetterlinge verbreiteten sich und verbreiten sich über die Fluren: der österliche Osterluzeifalter, die Lichtflocke des Zitronenfalters, der

schwermütige Trauermantel, das Tagpfauenauge, der Admiral, der ritterliche Ritter, die schweifende Eule, der Weinschwärmer, der Kohlweißling, dieser bäurische Falter unter all den Gezierten und Anmutigen, der Segelfalter und der Schwalbenschwanz, der mönchische Totenkopf und die aschfarbene Nonne, der vornehme Oleanderschwärmer, das reizende Falterfräulein Aurorina, und alle Falter der alten Welt bis nach Asien und Australien, und jene märchenhaften Segler des Amazonasstroms und jene auch, deren Name noch keiner kennt, die noch nicht erforscht sind und die noch auftauchen werden aus ihren geheimen Reichen...

Ihnen allen ist dieses Buch zugeordnet, wenn sie auch, wie gesagt, nicht alle darin vorkommen. Es ist der geringste Dank, den ich ihnen erwidern kann für das Glück und die Freude, daß sie mich umgaukelt haben, mich noch umgaukeln, und ich hoffe, es ist mir gelungen, ihnen etwas von dem Leben wiederzugeben, das ich ihnen leider oft genug genommen habe.

Ich fragte mich nicht nur, wie sieht der und jener Falter aus, was treibt er, wovon lebt er. Ich fragte mich vor allem, wie sieht er in mir aus, was

treibt er in mir, wovon lebt er in mir. Was Wunder, wenn sie mir zuweilen Gesichte erweckten, die in keinem Lehrbuch der Naturkunde Platz haben. Trotzdem wage ich die Behauptung, daß alles Naturkundliche in diesem Buch auch wissenschaftlich zuverlässig ist. Und was darin nicht wissenschaftlich zuverlässig sein mag, betrifft wohl nur Anschauungen, die die Wissenschaft weder beweisen, noch widerlegen kann.

Eine Menge Beobachtungen habe ich verarbeitet, über die zum großen Teil keine Aufzeichnungen zu finden sind: viele der Allgemeinheit unbekannte Tatsachen. Verwertet habe ich auch Mitteilungen meines Freundes, des Sammlers Doktor Leander, sowie Erfahrungen einiger anderer mir bekannter Schmetterlingsfreunde. Vielen wissenschaftlichen Lehr- und Forscherbüchern bin ich natürlich auch zu Dank verpflichtet, und am meisten den frühesten Sebern, den Urmeistern, jenen längst erloschenen Menschengenossen, die zuerst hineinsahen in die Elfenegilde des Falterdaseins.



DAS LEBEN DER SCHMETTERLINGE
ERSTES BUCH: DIE TAGFALTER

In welchem Zeitalter erschienen auf unserer Erde die ersten Schmetterlinge? Tauchten unter den Wirbeln der Gestirne Nachtfalter auf, segelnd mit Schattenschwingen, darauf seltsame Nachtsonnen brannten und Urblitze? Oder schwebten zuerst die Tagfalter im Morgenlächeln der Welt metallisch leuchtend über die Schöpfungswiesen, in denen die riesigen Pflanzenfresser äßen? Kein Erdsagenbuch, keine Raupenodyssee meldet ihre früheste Falterfabel.

Ich wüßte gern, ob damals schon Blumen blühten und welche? auf dem vom Beben geschüttelten Land, in jener menschenlosen Vorzeit, als auf der Erdflut die Berge hüpfen wie Wogen auf Meeren. Die Blumen, hatten sie ihre Schmetterlingspeise, den Honig, schon erfunden?

Wie groß war zu jener Zeit ein Schmetterlingsflügel? Es ist bezaubernd zu denken, er sei groß wie die Schwinge eines Reihers gewesen. Und wenn er an den Wäldern hinschwebte, verdeckte er die Wipfel mit seinem Gespinnst von Seide, Feuer und Gold. Und wenn er über die Gigantenkräuter strich, spannte er einen neuen Himmel, wölbte er ein neues Firmament den Blumenbecken und Grasäulen, einen fliegenden Baldachin, darauf Monde leuchteten und Milchstraßen von Perlmutter und Türkis.

Die Erde, die in Gräbern, Gewölben und Kammern so viel Getrümmer und Gerümpel aus ihrer Kinderzeit aufhob, aus ihrer Spielzeit und den Flegeljahrtausenden,

überlieferte keine Schmetterlingseier, kaum daß sie in ihren Ablagerungen und Kalkstufen ein paar Abdrücke erster Flügel bewahrte. Die zarten Gewebe verdarben im Erdschlamm, das Ende der Urblumen teilend, darin die Falter ihre Saugrüssel getaucht hatten. Man fand in den Bernsteinstücken versunkener Wälder Schmetterlinge eingeschlossen, umschmolzen vom Goldglanz des Harzes: kleine, ängstliche Schmetterlingsmumien, älter als die ausgepichten Könige der Ägypter. Ehrwürdige Falter, die da ewig in ihrem honigfarbenen Glashimmel schweben!

Ausgrabungen in der Juramasse förderten einige fossile Reste schmetterlingsähnlicher Insekten herauf. Viel lehrten sie nicht. Über die leichte Geisterwelt der Ur-falter hat sich die Steindecke der Erde gelegt.

Diese friedlichen Wesen nahmen an den Entwicklungstürmen teil, und ihr Schicksal waren die Elemente. Vielleicht haben Wirbelfürme die Schmetterlingsheere zermahlen, Wolkenbrüche ihre Geschwader erfäuft, Vulkane ihre Züge verbrannt, in jener zeitlosen Zeit, als die Faltervölker, angezogen vom grünen Schein der Krater, funkensprühend in die Flamme stoben.

Einem stoffdurchschauenden Auge mag sich die vielfältige, geheimnisvolle Adernschrift der Flügel als die Aufzeichnung bunter Erlebnisse in den Weltjahrtausenden erhellen: ich bemühe mich mit geringem Erfolg um eine Deutung der Linien und krausen Bilder. Aber einige scharffinnige Forscher suchen in dem Geäder die

Stammesgeschichte der Geflügelten zu ergründen und der unsichern Spur alter Ordnungen nachzutasten.

Manche Schmetterlinge haben sich mit bläulichen Monden geschmückt: stürzten ihre Urbilder vom Himmel? Wieder andere tragen rote Punkte, Ringe und Flecken auf den Membranen: ewiges Gedenken an graue Frühlinge und Sommer, da alle roten Blumen von der Erde verschwanden, Blumendämmerungen hereinbrachen? denn auch die Blumen haben viel gelitten. Andere Falter sind von Eislicht übermalt: Gletscherströme haben sie angespiegelt . . .

Zu den Schmetterlingen, die die Erinnerung an große Weltzeiten in ihrem grünen Schmetterlingsblut bewahren, gehört der kleine Fuchs; er kann die Eiszeit und ihren kurzen Sommer nicht vergessen. Heute noch ist er gewohnt, sich frühzeitig einzuwintern. Schon anfangs August bezieht er seinen Überwinterungsort, obwohl ihn weder Wärmemangel noch Nahrungsnot dazu treiben.

*Der kleine
Fuchs*

Beim Ausgang der Eiszeit, als die Gletscher abschmolzen, ist er in waagrechter Richtung hinter der polwärts weichenden Kristallwoge hergezogen und weit nach Norden mitgereift, hinauf nach Lappland, und er ist auch dem senkrecht himmelzu fliehenden Eis gefolgt, ins Hochgebirge. Bei einer Bergwanderung in dreitausendzweihundert Metern Höhe habe ich ihn noch beobachtet. Und ihn zwang nichts, tiefer zu sin-

ken: die Nahrungspflanze seiner Brut fand er auch dort — die Brenneffel.

Irgendwann hatte die alte Brenneffelmutter im Tal an die genagelten Schuhe der Bergsteiger ihre Samenkörner geheftet, und sie waren hinaufgetragen worden zu den Schutzhütten und an die Pfoften der Bretterbänke, dagegen die Stiefel sich stemmten und die Bergstöcke lehnten. Hier blieb das Samenkorn liegen, keimte, schlug Wurzel, wuchs auf zu einer Staude, und das Weibchen des kleinen Fuchses vertraute ihr die künftige Brut an.

Mag die Berghütte längst dem Wetter, den Wirbelstürmen zum Opfer gefallen sein, die Bretterbank und der Fichtentisch: die Brenneffel blieb wie die andern Bergkräuter und Blumen und der Alpenfommer, und mit ihnen der kleine Fuchs . . .

Ich zeichne seinen Umriß: den dreifach gekerbten Insektenleib, den Kopf mit den zwei feinen Kolbenfühlern, auswinkelnd über Kugelaugen, die dunkelbehaarte Brust, den spindelförmigen, dünnen Hinterleib.

Nun die Vorderflügel. Ich zeichne den sanft ausgeschwungenen glatten Vorderrand, biege abwärts den leicht gezahnten Außenrand mit der vorspringenden Zacke, davon er seinen Gattungsnamen Eckfalter hat, ziehe die Linie ein zum fast waagrechten Innenrand. Darunter schiebt sich der Vorderrand des Hinterflügels. Ich zeichne den leicht gezahnten Außenrand der hintern Schwinge, den feinen, abwärtsweisenden Zacken,

schräg gerichtet zum obern Zackeneck; den Innenrand, zurückführend zur Brust; die von der Flügelwurzel austretenden Adern. Der Grundriß ist fertig.

Solche Zeichenkunst verdanke ich nicht der Schule, sondern einem Würzburger Glafermeister; der konnte die feinsten Schmetterlingsbilder entwerfen und ausmalen. Abends, wenn er zu Ende war mit seiner Glaferarbeit, der Diamant im Kasten lag und die zerbrochenen Fensterscheiben der Kunden durch neue ersetzt waren, entschlüpfen feinen kurzfingerigen, groben Arbeits Händen hochfeine Schmetterlinge.

In schlichter Stube saßen wir am Werkisch bis in die Mitternacht und zauberten Falter. Er hatte auf dem Reißbrett fein Zeichenpapier aufgespannt, die toten Falter zur Vorlage auf der Leiste stecken, auch photographische Aufnahmen daneben liegen, und so arbeiteten wir mit Feuer. Draußen floß der sternblitzende Main unter den Rebbergen, die Uhren schlugen, und die Nachtschmetterlinge, gelockt vom Lichtschein, schossen in die Stube.

Eulenfalter und Schwärmer stellten sich ein, uns umjagend und ihre toten und die abgebildeten Gefährten; sie segelten über unsere Köpfe, und dann und wann stürzten sie sich auch in unsere schillernden Weingläser, die Schwärmer....

Der Meister mischte seine grünen, purpurnen, erdbräunen, bischofsblauen und sommerroten Farben und überzog die gezeichneten Flügelriffe zierlich. Mond-

augen verlieh er den Tag- und den Abendpfauenaugen, Silber Spiegel den Perlmutterfaltern, Rotpunkte den Zitronenvögeln, Goldhaare stäubte er auf die Brüste der Füchse. Seine Hand gab den Schuppen Feuer, den Bändern Glanz, den Zacken Witz und Anmut. Und so im Lauf der Jahre erschufen wir uns vollendete Gleichnisse des Falterlebens, eine Galerie wunderbarer Geschlechter. Über diese Bilder gebeugt, umschwirrt von den luftigen Nachtgästen der Gärten, des Wassers und der Weinberge, waren wir selber zu Nachtschmetterlingen, zu Nachteulen, Nachtschwärmern geworden...

Ich aquarellierte den Fuchs, den kleinen; es gibt auch einen großen, der ist mir aber nicht so lieb, er ist weniger feurig in der Farbe.

Ich male die Außenränder der Flügel: dunkle Zackenbinden, darin eingelegt feine, holzhelle Wellenlinien; sieben bläuliche Mondficheln: Ahnungen eines Traumlandes. Die Würzburger Mondfichel über dem Dach des Glasermeisters hatte sich ähnlich blau und unruhig im vorüberziehenden Mainwasser gespiegelt.

Lehmgelb, pollenrot die Grundfarbe der vier Schwingen. Am Vorderrand der vordern Flügel drei nachdenkliche dunkle Randflecke. Mit gelbem Gegenschein leuchten sie einander an. Was kündeten sie? Schwarzes Land? Gelbes Land?... Ich mußte den Glasermeister fragen. Der äußerste Nachtfleck entsendet eine Spur elfenbeinweißen Lichtes ins blaue Mondband: ein Geheimzeichen der Eiszeit?

Im Wurzelfeld der Vorderflügel ein großer dunkler Fleck, daneben zwei kleinere Spuren, den Forschern wichtig. Die Füchse der Insel Korfika, der Insel Sardinien haben diese zwei Tupfen nicht.

Dunkelgründig die Wurzelhöfe der Hinterflügel, von goldenen Haaren überlagert.

Braunschwarzer Atlas die Unterseite der Membranen. So sieht der kleine Fuchs aus.

Meinen ersten Fuchs sah ich in Unterfranken. Ein unvergeßliches Erlebnis, weil verbunden mit einem frühesten Schmerz. Damals war ich gerade fünf Jahre und mit einem Schmetterlingsnetz beschenkt worden. Der Fuchs, sonnenfelig, saß auf einer Kornblume, in deren Stern die Bläue meines Kinderhimmels sich verdichtete. Er sah mich nicht. Ich schlich heran. Aber das fuchschlaue Tier, ausgestattet mit einem feinen Gefahrensinn, hufchte auf, und ich stolperte, in einen Graben stürzend. Dabei hätte ich mir fast ein Auge ausgestoßen: mit einem kornblumenblauen kam ich davon. Seitdem ist mir mancher kleine Fuchs entwischt, statt seiner brachte ich oft genug ein blaues Auge heim.

Ich male mir auch ein Tagpfauenauge.

Was für ein wunderbarer Name! Wie schön ist der Tag, wie schön der Pfau, wie herrlich das Auge! Wie wunderbar das Tagpfauenauge!

Wer hat diesen Schmetterling so lichtbildwirkend angeblickt, daß ihm die Augen auf den Flügeln blieben,

*Das Tag-
pfauenauge*

und was, um Gottes willen, sehn diese Augen? Mindestens etwas, was kein Mensch erschauen kann.

Diese magisch abgründigen Augen sind gefügt aus einem gelblichen Bogen innen und einem blauschwarzen Span außen. Helle Glanztröpfchen entperlen dem dunkelsinnenden Blick.

Nehmen wir an, da wir ja doch nichts darüber wissen, es seien die in Sagenzeiten vergoffenen Tränen einer verlassenen Geliebten. Zeus liebte, wie man mir in der Schule erzählte, ein irdisches Mädchen mit Namen Jo und verwandelte es, damit ihm Hera nicht auf seine Liebesverschwendung komme, mitten aus der glücklichen Unschuld einer Wiese in eine sanfte weiße Kuh. In den Fluren und Blumeneinsamkeiten besuchte er die tiervertaufchte Freundin in den Angern und Auen der Schmetterlinge, göttliche Stunden verspielend. Aber Hera, immer und nicht ohne Grund mißtrauisch, entdeckte die weidende Nebenbuhlerin unter Götterblumen und Himmelskräutern. Unverzüglich ließ die Gottfrau das milde, milchweiße Tier von einer giftigen Stechfliege durch alle Täler der Erde hetzen. Mit Angst und Weh bezahlte, wie üblich, das ledige Mädchen die Liebe des Gottes, bis es endlich am Nilstrom weit genug von Zeus war und Ruhe fand.

An den Schilfufern lag die Gejagte, niedergebrochen, zu Tode betrübt. Da setzte sich, beim Aufgang der fremden Sonne, auf Jos Knie ein neugeborener Schmetterling, ein freundliches Tagpfauenauge. Die Tränen

der Verlassenen überriefelten seine Flügel. Es hielt ganz still, bis die letzte Zähre geweint war. Seit der Zeit haben, als Mahnung an das unvergängliche heidnische Leid, die Tagpfauenaugen Tränen Spuren auf ihren Vorder-schwingen.

Auch die Augen der Hinterflügel tranken die Schwer-mut Jos; in den blauen, von hellen Höfen umflammtten Spiegeln schimmerte vor Jos vereinsamten Blicken der Abglanz des vergangenen Gottes. Aber die Unterseite des Falters blieb über und über mit dem Atlas ägyptischer Finsternis bedeckt. Wird sie sich einmal färben, bunt unter der Schau harfenschlagender Cherubim, flötenspielender Erlösungsgeister? Damals war sie an-gedüftert von der Nacht des Nils, schwermütig schwarz, wie auch heute noch.

Und da kam der Trauermantel, der Verwandte des Tag-pfauenauges, und mit ihm nahten viele, viele andere Trauermäntel. In ihren Mantel von Trauer, sie ganz bedeckend, hüllten sie das unbekleidete, aus dem Tier-fein erwachte Weib. Braunsamten, Stück an Stück, war dieses Insektengewand, durchlichtet von gelbwei-ßen Binden und geziert von Befätzen blauglimmender Schmucksplitter.

Und so, umweht von ihrem Trauermantel, suchte Jo die Hütten der ägyptischen Hirten: dunkel hinwan-delnd, dunkel begehend eines Gottes, der die Lieben-den weder verrät, noch verläßt...

In meinem Schmetterlingskasten schwebt ein Trauermantel, der stammt aus Neuyork. Ein Freund von mir, der Schmetterlingsforscher Doktor Leander, hat ihn nach Deutschland gebracht. Leander haust im Nachbardorf in einem alten Schlößchen. Manchmal besuche ich ihn in seinem Glashaus; in seinen Park hat er es hingebaut. Meist erwartet er mich auf der gemütlichen Terrasse. Mit dem Fernrohr, das er auf seinen Schmetterlingsjagden in fernen Ländern verwendete, späht er nach mir aus, wenn ich durch die Wogen der Wiesen steuere und am Fuß seiner Höhe anlande.

Über der von Rhododendron beblühten Terrasse, die ihm geliebte tibetanische Wildnisse vorwuchert, wölkt der beständige Kratterrauch seiner Pfeife; hinten in der Ecke rundet eine ungeheure Tanzmaske ihr gespenstisches Maul: Das Unwesen begleitete ihn von einer Falterinsel in die Heimat, zum Schrecken seiner alten Schwester und zur Belustigung seiner jungen Nichte, die ihm den Haushalt führen.

Der Weg schlängelt die sanftgebuckelte Anhöhe hinan in den stillen, schläfrigen Park, darin mächtige Akazien, Fichten und Trompetenbäume leuchten und schatten. Hinter den Zweigen schimmert das Schmetterlingshaus. Nur gute Bekannte dürfen es betreten. Der abenteuerliche Glasgarten schwirrt von Faltern. Leander pflegt hier seine Raupen und Puppen, züchtet Papilios und Sphinxen. Unter dem durchsichtigen Dach wächst, blüht und gedeiht eine immerwährende Jahreszeit, ein ewiges

Falterjahr. An ihren Futterpflanzen hängen die schwarzen, grünen und bunten Larven, unermüdlich fressend, und andere wieder kriechen an den Glaswänden hinauf, sonderbare Wanderer, auf der Suche nach einem Verpuppungsplatz.

Der Würzburger Freund, der Glafermeister, liebte vor *Der Admiral* allen Faltern den Admiral. Wenn er ihn malte, tuschte er seine Jugenderinnerungen auf die Flügel des Schmetterlings: Heiße Sommertage ... Fliegengefumm ... Hitzeferien ... Schmetterlingsjagden ... Eine kleine Kindheitsdichtung entstand. Und mit dem Admiral tauchten dem Meister und mir wieder die Schmetterlingsverwandten auf, die wir bereits gemalt hatten: Fuchs, Tagpfauenauge, Trauermantel.

Linné hat den Admiral mit den Namen einer mythischen Jägerin Atalanta in seine Nomenklatur aufgenommen. Leuchtendrot, das Rot einer alten Admiralsuniform, prunkt quer auf der Mitte seiner Vorderflügel die Prachtbinde. Ein großer weißer Fleck infelt in der Ebenholznacht seiner vordern Flügelecken und nahebei eine Kette kleinerer Elfenbeineilande. Schwarz-weiß angefäumt schimmern die Buchten der gezahnten Außenränder. Moorbräune lagert im Wurzelhof, Gedenken an das Atlantis eines Schmetterlingsreichs, angeglüht auf dem untern Flügelrand von Morgenröte, noch dunkel überpunktet von der entwichenen Urnacht. Nicht dürftiger die Unterseite. Abgespiegelt blinken da

die Töne der Oberseite, bereichert durch eingesprenkelten Meerglanz, Südblau. Die Hinterflügel ähneln dem goldnen Schliff des Holzachats. Welche Laune schrieb ihm auf den linken Flügel die arabische Zahl achtzehn, auf den rechten einundachtzig? Bedeutet dies einen immerwährenden Schmetterlingskalender? Ein Jahr gleicht dem andern — alle haben sie die stetige Ziffer, die geschichtslose. Sie leben von Augenblick zu Augenblick, und jeder Augenblick ist ihre Ewigkeit...

Gleich vielen andern Tageschmetterlingen liebt auch der Admiral, sich zu berauschen. Wenn die Birkenwirte ihren Saft ausschenken, taucht er eifrig seinen Saugrüssel in den süßen Bach der Baumwunde. Im letzten Herbst beobachtete ich an einer einsam stehenden Birkenkneipe ein Dutzend dieser Zecher. Rings um den Weinspund, gebohrt von den großen, übelriechenden, fleischfarbenen Weidenbohrerräupen, den stämmebewohnenden, saßen die Falter gierig schlemmend in ihrem weißen Wirtshaus, und die roten Prachtbinden flammten.

Das Pflanzenland des Fuchses reicht vom Polarkreis hinüber nach Nordamerika, in der alten Welt bis nach Innerasien. Die Füchse des Nordens treten wesentlich dunkler auf als die südlich wohnenden: die rote Grundfarbe verliert an Feuer, die schwarze Randzeichnung verbreitert sich, und die gelben Male dehnen sich aus. Mit der schwindenden Sonnenkraft gewinnen die

schwarzen, blauen und gelben Tönungen an Tiefe, die roten verlieren an Glanz.

Das Tagpfauenauge ist heimisch in ganz Europa, auch in Vorderasien, nicht aber in den Lüften des Polar-gebiets. Dieses fliegende Auge leuchtet in den Mittelmeerländern, auf den Schmetterlingsinseln Korsika und Sardinien, wirft aber seinen Blick nicht in die Landschaften Südspaniens.

Der huschende Schatten des Trauermantels fällt auf die alte Welt, die sorgenvolle, meidet aber die Blütengärten Andalusiens. Ist dem Falter der Honig dort nicht bekömmlich? Die Asiaten kennen den Trauermantel, die Chinesen und Japaner. Höchstwahrscheinlich war der Trauermantel einer der Lieblings-schmetterlinge des Kaisers Ming Huang, der sich von ihm, wie die Chroniken berichten, in seinen Weingärten unter dem Blumenflor der geladenen schönen Damen die Schönste zur Geliebten erwählen ließ.

Möglich, daß auch der Admiral einer dieser Schönheitskenner war. Aus dem Süden flog er uns zu. Doch wanderte er, gewöhnt an die reichen Sonnengärten, nicht in den hohen Norden, wie sein Vetter, der gestähelte kleine Fuchs. Er ist nicht so abgehärtet, Frost gefährdet sein Fortkommen. Auch in Deutschland konnte sich das empfindliche Tier bis jetzt der Überwinterung noch nicht so recht anpassen. In den norddeutschen Landschaften übersteht er die Wintermonate überaus selten, in Mitteldeutschland nicht häufig. Der Süden ist

ihm vertraut: dort unten am Mittelmeer, in Kleinasien und Nordafrika fühlt er sich immer wohl. Wohl ihm! Zuweilen schleudern die atlantischen Stürme nach Süds-panien Admiräle außereuropäischer Arten. Die wurden von den Wirbeln ihren holden, vogelzwitschernden kanarischen Inselwiesen entführt.

Fuchs, Tagpfauenauge und Admiral haben eine gemeinsame Herkunft: die geliebten Brennesselbüsche. Die köstliche Pflanze, Wundersaft in ihren Adern, davon sich ein ganzes Geschlecht herrlicher Schmetterlinge nährt, ist das Bild alles Häßlichen, Gemiedenen und Verachteten: Schönstes kann nicht ohne sie fein und kann nur aus ihr seine Schönheit fristen.

Ich male mir ein Rittergut der Eckfalterraupen, eine Brennessel. Kriegerisch aufgepflanzt ragt ihre Stau-
de über die breiten Schirme des Lattichs, der in Sommer-
tagen den Grasfröschen Schatten spendet. Das krause,
haarige Nesselnest, berstend vom Feuer der Ameisen-
säure, hält sich stachelig am Ufer eines Baches. Etwas
Blau tusche ich aus: das Wasser. Ein grauer Stein läßt
seinen Fuß von der rinnenden Welle bespülen: ihm ist
heiß. Das Sumpfvergißmeinnicht spiegelt die himmel-
blauen Augen im Wasser, narzissenhaft die eigene
Schönheit bestaunend. Auf der schlafenden weißen
Lichtnelke, die nur abends duftet, wenn sie sich öffnet,
träumt eine grüne Spinne. Gestern hat die Jägerin auf
der Blume eine unvorsichtige Mücke erbeutet, aber

heute muß sie fasten. Die dicken, auf dem Boden herumrasenden Käfer sind, mit Hornschilden gepanzert, unangreifbar. Die Wasserspinne, ihre flinke Schwester, hat einen auskömmlicheren Beruf, ein größeres Jagdgebiet auf der schillernden Haut des Baches. Und gar die Libelle, die aus dem Hopfengeschling herauschießt, ein goldgrüner und blauschwarzer Blitz: die hat es am leichtesten, im Nu faßt sie in der Luft eine Fliege, nicht so mager wie eine Mücke...

Unweit von dem stachligen Rittergut erhebt sich ein üppiges Bientraumschloß, die Staupe der Wiesenkönigin: das echte Mädelfuß. Weißes Licht verstrahlt die große Trugdolde weithin. Noch ein paar Gräser ziehe ich auf, ein kleines Rasenstück zwischen Gut und Schloß: Bandgras, Liefchgras, Seggen, verwirrt von den Zudringlichkeiten des Morgenwinds. Büschel dicker Blätter schmarotzen bei schlanken Stengeln auf der bunten Prärie – vollendet ist das ländliche Idyll. So sieht der Stammplatz des kleinen Fuchses aus, des Admirals und des Tagpfauenauges.

Ende April, anfangs Mai, an schönen Tagen, legen die fleißigen, hübschen Weibchen große Häufchen hellgrüner Eier an die Spitzen der zartgesproßten Brennblätter. Sie tun es mit Emsigkeit und Sorgfalt: Kostbareres haben sie nicht.

Die nach vierzehn Tagen auschlüpfenden Räumchen sitzen in muntern Gesellschaften, und solange sie winzig

find und wenig weltgewandt, spinnen sie seidene Wegschnüre und Bahnen, auf denen sie hinauslaufen in die Blätterreiche.

Nicht so die Raupe des Admirals. Abhold der Menge, wirkt sie aus Nesselblättern eine Wohnhöhle, daraus sie ihre Nahrungsgänge unternimmt. In dieser Röhre häutet sie sich einigemale, und eines Tags dient sie ihr auch als Puppenwiege.

Es ist eine schnurrige Raupe: zuweilen erscheint sie in schwarzer oder fleischroter Tracht, dann wieder in einem bräunlichen oder gelbgrünen Kleid. Reiche Erfindungsgabe muß ihr eingeboren sein. Doch bescheidet sich diese Vielfalt unter dem Puppenzwang zu einfachem Braun oder schlichtem Aschgrau.

Auf dem Kopf ihres Puppenpanzers zacken stumpfe Spitzen, wie auf dem Helm eines Ritters. Ihre Flügelseite überspritzen ein paar metallische Flecken. Übt das mumienhafte Wesen die Alchimistenkunst, einen Tropfen Gold, eine Träne Silber aus Blattgrün zu bereiten?

Vor einer kleinen Weile krochen auf meinem Brennesselbusch die Räupchen von Fuchs und Tagpfauenauge aus. Schwärzlich-grün schlüpfen sie in die Welt. Mittlerweile haben auch sie sich mehreremale gehäutet, denn das Chitinkleid, der Insektenstoff, wuchs nicht mit, es wurde zu kurz, zu eng. Der Fuchs legte, wer ahnt warum, mit seiner neuen Haut messinggelbe Längsstreifen an, und das Pfauenauge übersprengte

sich mit einem Sternenregen feiner weißer Pünktchen. Sie sind guter Laune. Unermüdlich fressen sie. Bald stehn die Brennesselbüsche entfleischt am Rand des Baches. Die Raupen scheiden von den Skeletten und erobern frische Büsche in der Nachbarschaft.

Das Wetter ist herrlich, ein wahres Raupenwetter: man wächst, wird groß und fett, streift die letzte Haut ab — und auf einmal läßt eines den andern. Jedes Tier sucht sein eigenes Gemüseblatt. Die Raupentraube ist angeschwollen und schwer geworden und der gemeinsame Futtertisch zu klein. Man nagt und schmauft abseits noch ein wenig, dann hat man genug.

Da bricht eine auf, kriecht am Stengel der Nesselwirtin herunter, ins Gras, und verschwindet. Eine zweite folgt ihr, zehn, zwanzig, alle. Sie ziehn aus, fort, laufen weg, manche sehr weit: haben sie eine geheimnisvolle Weisung empfangen? Wer rief sie und gebot ihnen, die Mutterpflanze zu verlassen?

Sie suchen einen Einsiedlerort. An Zaunlatten finden sie ihn, an Wänden und Stämmen. Hier, an der geschützten Fläche, weben sie ein Fußpolster, krallen in das Kissen ihre hintersten Füße, die Nachschieber, hängen den Kopf nach unten, krümmen ihn und die vorderen Leibesringe nach der Bauchseite ein und erwarten die Wandlung.

Neue Kraft treibt in ihren Leibern, eine sprengende und zusammenziehende Anstrengung. Was geschieht ihr, der dummen, auf Nahrung bedachten Raupe? Nie

in ihrem ganzen Leben machte sie solche Erschütterung durch, unterlag sie so jäh wechselnden Kälteströmen und Hitzewellen. Sie hängt da, angeklammert an ihren neuen Ort, den ihr dunkle Bestimmung zuwies, rührt sich nicht, starrt in Nebellicht, denn ihre Augen haben sich getrübt. Ist sterbenskrank. Angst befällt sie, Unsicherheit. Sie zittert. Und nun durchwüten ruckartige Bewegungen ihren Körper...

Da, nach ein paar Tagen läßt der ungeheuere Druck nach, die wilde Spannung in ihrem Innern: längs dem Rücken reißt die Haut. Schlängelnd windet das Tier, mühevoll streift es die verbrauchten Fetzen des zu Ende Gelebten ab, frisch und neugeboren ahnt sie sich: aus der Hülle taucht die weiche, smaragdene Puppe.

Aber noch ist nicht alles getan. Sie ist matt, die Mühe groß. Wie geschickt muß sie sein. Vorsichtig zieht sie ihre Hinterhäkchen aus den Fußschäften, behutsam schlägt sie sie in das Polster. Es ist nicht leicht. Zuweilen stürzt die Puppe ab, der unglückliche Artist, und der leere Raupenbalg bleibt am Kissen.

Oder anderen, großen Gefahren ist sie ausgesetzt, lebendigen Feinden, ehe der Panzerstoff, das an der Luft härtende Chitin sie umschließt: Schlupfwespen...

Ich saß auf meinem Gartenbalkon, da machte mich Edmée auf die Raupe eines Tagpfauenauges aufmerksam. Die Raupe hatte sich an die Säule meines Balkons angehängt, um eine Puppe zu werden. Umgestürzt

hing sie da, bäumend und die Muskeln spannend. Sie hatte ihre schwere Stunde. In diesem Augenblick setzte sich blitzschnell ein winziges Insekt, ein Wespchen auf den Rücken der Raupe. Es war kaum größer als eine Blattlaus, und doch sollte sich nun hier ein Schicksal entscheiden, ein Raupenschicksal. Die Natur hatte es gedichtet, mit realistischen Mitteln wurde es abge spielt. Ich griff nicht ein.

Empfand die Raupe den kleinen sechsbeinigen Reiter? Den stäubchenleichten Soldaten und Luftbriganten, der seine Füße auf ihren Nacken gesetzt hatte? Kaum. Sie war vollauf mit sich selber beschäftigt, die sanfte Tagpfauenraupe, mit ihrem Schmerz, dem Fieber, der Ungeduld.

Gelassen lauerte der Wächter. Ohne Regung saß er starr, und die ganz winzigen Facettenaugen, seine Liliputblicke, waren auf ein Pünktchen gerichtet zwischen Kopf und Nackenring der Raupe. Worauf wartete er?

Der Raupenleib wellte, zuckte. Das Reiterchen stand auf dem Rücken seines Reittiers, einem Wilden gleich, der sich anschickt, eine Fantasia auszuführen. Und er verwirklichte seine Fantasia.

Die Kopfhaut der Raupe platzte, schälte auf, legte den weichen, neuen Nacken bloß, empfindliche, smaragdgrüne Seide. Und jetzt, in dieser schöpferischen Spannung, im Augenblick der Neugeburt, da aus dem einen Wesen ein anderes herauswuchs, jetzt stieß die Schlupf-

wespe, die mit Ausdauer auf den Beginn der Wandlung gelauert hatte, ihren Legeftachel in die ungeschützte Materie der halbfertigen Puppe. Der Dolch rutschte in den Nacken, die Eier saßen im Fett.

Die Raupe verrichtete, als wäre nichts geschehn, ihre Umprägung, verwarf den alten Balg und umzog sich rasch mit dem nun sinnlosen Panzer. Dann verfiel sie in den Puppenschlaf, aus dem es für sie kein Erwachen gab: sie war zum Nest künftiger Wespenlarven geworden...

Der Trauer- Der Trauermantel strebt nicht hinab zur gemeinen,
mantel häßlichen Pflanze, er kennt nicht die Brennessel. Sein schwermutvoller Adel treibt ihn aufwärts, näher dem Himmel und Gestirn, zu hochragenden Wipfeln und Blätterthronen: er ist ein Baumfreund.

Auf die Gipfelblätter von Birke und Weide legt das Weibchen die hellgrünen Häufcheneier, zuweilen in sehr hohe Bäume. Mit der Anfertigung eines Spinnbeutels beginnen die Räupchen ihre Lebensarbeit, er ist ihre Wohnung. Wenn sie fressen wollen, verlassen sie ihn; sind sie satt, kriechen sie wieder zurück in ihr gewobenes Haus. Ihre Herde ist ein schwarzes Gewimmel, die dunkle Farbe eignet ihnen von Anfang an. Nach der letzten Häutung aber scheint es, als hätten sie Einfälle von Licht erlitten: auf den Leibesringen glimmen rote Flecken, und die Bauchfüße werden rostbraun.

Vor der Verpuppung geben auch sie die Gemeinschaft auf. Sie machen sich frei, nun einzeln haufend auf Blättern, genießen aber nur wenig: unluftig der Birken- und Weiden Speise, harren sie der Reifestunde. Mancher Trauermantelraupe wird da die Heimat zu eng und unbehaglich: sie verläßt den hohen Mutterbaum, wie ihre Verwandten den Nesselbusch, und läuft in eine unbekannte Ferne. Sie war hoch gestiegen, nun muß sie hinunter vom Geburtsitz, ehe sie als Falter sich wieder in die Lüfte windet. Unten sucht sie ihr Heil.

Andere ihrer Schwestern, minder wanderlustig, verpuppen sich am angestammten Stamm oder zu feinen Füßen, zwischen Steinen und Erdklumpen, von denen sie im Spätsommer aufschweben zu den ererbten Flugplätzen im Wald.

Über das Liebesleben des Falters liegen nur wenige besondere und zuverlässige Beobachtungen vor. Mir glückte es ein einziges Mal, den Trauermantel bei der Paarung zu überraschen. Es war auf einer süddeutschen Landstraße an einem heißen Tag: da sah ich, etwa zwanzig Schritte vor mir, am Boden einen Trauermantel sitzen. Er hatte die Flügel ausgelenkt, ein Sonnenbad nehmend. Aber noch war ich ihm nicht nah gekommen, als reißenden Flugs ein anderer Trauermantel, ein Männchen natürlich, aber die Geschlechter unterscheiden sich äußerlich fast nicht, auf den Rasenden einstürzte, ihn aufjagte und mit ihm emporswirbelte in die Luft, blitzschnell über den Wipfel einer

Kiefer mit ihm hinschnörkelte, verfolgt, verfolgend. Ich rannte unter ihnen her, von Kiefer zu Kiefer, da gingen sie jäh herunter. Sie beendeten ihren Balzflug, ließen sich auf einen besonnten nahen Feldweg nieder und vereinigten sich.

Mit zusammengeklappten, hochgestellten Flügeln faßen sie auf der Erde, Seite an Seite, in einer zärtlichen Stille, und krümmten ihre Leibesenden einander zu...

Der Sommer ist vergangen, der Herbst verglüht: was wird aus Fuchs, Tagpfauenauge, Trauermantel und Admiral?

Der Fuchs hat sich längst einen Winterort gesucht, wo er schlafähnlich auf den Frühling warten kann. Ebenso das Tagpfauenauge. Diese beiden Eckfalter haben gern ein Dach über sich. Können sie nicht in ein großes Gebäude einfliegen, nehmen sie auch im Bauernhof mit der Hundehütte vorlieb, oder mit noch entlegeneren Schlupfwinkeln. So fand man einmal in der Nähe von Mainz in verlassenen Übungsunterständen aus der Kriegszeit mehr als hundert winterschlafende Tagpfauenaugen an der Holzverschalung.

In meinem Hausflur hängen den Winter über gewöhnlich ein paar Füchse an der Decke oder am Querbalken. Im Spätsommer huschen sie herein. Willkommen in der Schmetterlingsherberge! Hier haben sie Ruhe. Sie sind mir die liebsten Wintergäste: man läßt sie schlafen. Um diese Zeit öffne ich auch das Bodenfenster, um noch

andere hereinzulassen. Wenn es kalt wird draußen, schließe ichs wieder: die Füchse und Tagpfauenaugen schlummern bereits im Gebälk und an den Sparren.

Im Frühjahr erwachen die Schlafgäste und stoßen, angezogen vom Licht, aufgeregt gegen die Scheibe. Ich zähle sie, manchmal sind es viele, manchmal nur wenige, und lasse sie hinaus.

Oft stöberte ich um diese Zeit in den Dachböden alter Dorfkirchen, Bauernhäuser, Schlösser und Hirtenställe. In einer Dorfkirche im Saaletal fand ich eines Frühjahrs an die fünfzig Füchse und Tagpfauenaugen. Der Kirchner hatte im Winter die Fenster verriegelt, und, ohne es zu ahnen, einen ganzen Falterzug eingesperrt. Weder Glockenklang, noch Orgelchor konnten die Schmetterlinge in ihrem Schlaf stören, aber die goldene Kirchenmusik des Lichtes weckte sie und machte sie tanzen...

Selten aber fand ich überwinternde Trauermäntel und Admirale in geschlossenen Räumen. Sie streben zu freien Schlupforten. Auf meinen Hirten-, Kirchen- und Bauerndächern beobachtete ich den Admiral auch nur ein einziges Mal. Die beiden Schmetterlinge überwintern in hohlen Bäumen, in den Zwischenräumen aufgeschichteten Holzes, in Rindenhaufen.

Wenn der Trauermantel um März und April erwacht, streicht er zuerst auf seinen Flugplätzen, meist Birkenkorridoren in Wäldern, wo er immerzu auf- und absegelt. Die Birken sind ja seine Mutterbäume: hat er

Sinn für den Schwarz-Weiß-Gegensatz? Er pflegt sich auf die weiße Baumrinde zu setzen und rastet am Stamm mit ausgespannten Schwingen, ein dunkles Schmetterlingsbild.

Der Admiral zieht sich sehr spät ins Winterquartier zurück; seinen Sommer schlürft er aus bis zur Herbstneige. Noch bis in den November hinein besucht er auf den Wiesen vereinzelte Honigblumen. Spürt er, daß die Auffahrt aus den Eisgräbern nicht so gewiß ist? Da nimmt er, solange er nehmen kann, von der Süße des Daseins, dieser Diesseitsfalter...

Mir fiel auf, daß sich die Eckfalter kurz vor der Einwinterung beim Herumstreunen mit Vorliebe auf heiße Straßen niederlassen, flügelspreitend, sonnesaugend. Speichern sie Erdwärme für die künftige Frostzeit? Oder sind es ihre Abschiedsbefuche bei der alten Mutter, der Erde? Häufig ruhn sie an beglühnten Wänden, Mauern, Pfosten und Stämmen. Da sitzen sie, mit offenen Schwingen, darauf sie den ganzen Urglanz der Welt widerstrahlen, und halten den Kopf nach unten. Alle diese geeckten Tagfalter halten, an Wänden ruhend, den Kopf nach unten. Warum halten sie den Kopf nach unten, als versteckten sie sich vor dem Tag, anders als die Nachtfalter, die in der Ruhe den Kopf nach oben richten? Suchen die merkwürdigen Eckfalter ein Nachtgestirn, die Nachtschmetterlinge ein Tagesgestirn? Ahnen die Eckfalter im Nachtgestirn den

eingebüßten Eckfalter der Nacht, die Nachtfalter im Tagesplaneten den entschwundenen Vorfalter des Tages? In der Fühlung der beiden Faltervölker mag sich so der Kreislauf des Lichtes schließen. Vielleicht waren irgendwann Tag- und Nachtfalter eines, und nun suchen sie beständig, durch alle Schmetterlingszeit, die verlorengegangene Einheit: indem die einen den Kopf hochhalten, die andern ihn senken. Welcher Mythos hat sie getrennt?

Ich erinnere mich: der Gläsermeister von Würzburg *Der C-Falter* malte auch einen kleinen Flügler und Honigräuber, den C-Falter, einen Verwandten des kleinen Fuchses. Aus seiner Lebensgeschichte ist nichts Besonderes bekannt: er geht aus einem blaugrünen, elliptischen Ei hervor, ist ein schwarzgrünes, später bräunliches Raupentier, trägt rotgelbe und weiße Rückenringe, auch gelbe und weiße Dörnchen, und hält sich an die Stachel- und Johannisbeersträucher, auch an die Hopfenranken und Hafelftauden. Wer kann etwas gegen diese Leckerei einwenden, sofern es eine ist? Immerhin, nicht jeder denkt so leichtsinnig wie ich: es gibt Lehrbücher, in denen ihm wenig Gutes nachgerühmt wird. Seine Raupe sei den Johannis- und Stachelbeerbüschen, auch den Ulmen nicht zuträglich. Was soll sie tun? Sie will leben; ebenso gut wie die weitverbreiteten Verfasser der Lehrbücher.

Mir gefällt der Schmetterling: er ist nett, flink, keck

und wird mit ausgefranzten Eckflügeln in die Welt gesetzt. Die sind rotgelb getuscht: wie farbenkräftig wußte der Würzburger Schmetterlingsmeister sie zu malen! Auf der Unterseite blinken in Schattenbraun grünliche, ausgewässerte Binden. Stachelbeerfaß? Und was bedeutet das schön geschriebene, weiße lateinische C, dem er den Namen C-Falter verdankt? Er klingt ihm das Leben in beständigem C-Dur-Akkord? Tönen ihm alle Grillengeigen und Insektensaiten in einem C, das in den Orgelpunkt der Bläue einklingt? Ich ernenne ihn zum Falter der Musikanten, der Tenöre, die ihr hohes C rein herausschmettern.

*Der Distel-
falter*

Schön ist der Sommer. Überharft von Weltmusik liegt die laufschende Erde und spitzt, wie ein gutmütiges Tier, die mückenumsummtten Ohren — grüne Blätter des Wegerichs auf allen Insektenwegen. In die gewölbten Muscheln furren Käfer geheime, nur ihr verständliche Käferworte, tropfen Bientöne, schwingen die Geigenstriche der Zikaden, die Glocken, Flöten und Zymbeln der Vögel.

Distelfalter umgaukeln ihr Haupt, den langen, gefunden Sommer lang. Er ist ein Schalk, dieser Schmetterling aus dem Geschlecht der Eckfalter; wenn man wandert, verfolgt er einen.

Ich ging durch die Felder. Es ist heißes, stilles Wetter, ein wahrer Schmetterlingstag, Libellentag, Pflanzentag. Die reizenden Zeitgenossen, die Mücken, Amei-

fen, Falter, Hummeln und Käfer nützen ihn aus: Feste werden in allen Graslauben gefeiert, Forschungsreisen durch tausend Krautgehege unternommen. Was mögen die Ameisen heute entdecken, was die Spinnen, die Lerchen?

Dem Fluß folgend, stoße ich plötzlich auf eine kleine Feldkapelle, dicht umlodert von Brenneffeln und Disteln. Feldwicken und Winden haben die Betbank am Eingang übersponnen. Aus der Tiefe der Kapelle leuchtet das Antlitz einer blauen Madonna. Ihre Augen blicken her in den Sommer, als schaue sie den Schwebenden nach. Am liebsten möchte sie jetzt wohl spazieren gehn, mit dem Kind, am Fluß.

Hineinsinnend zu ihrem blauen Bild, überlege ich, was aus den frommen Bitten werde, die keine Erfüllung finden. Strömen sie in die Leere, wenden sie sich zurück zur Erde, ermattete Pfeile, aufwärtsgeschossen und abgestürzt? Werden sie aufgenommen in das Himmelszelt der Sterne?

Diese ausgestrahlte und zurückgeworfene Seelenkraft: könnten durch sie nicht unsagbare Blumen, Bäume und Früchte irgendwo in Afrika, Indien oder auf den Wiesen des Monds, wenn es dort welche gibt, eine Veränderung und Beeinflussung ihres Geschicks erfahren? Ein Schmetterling auf einer Knospe dem Angriff einer Raubspinne entgehn? Oder: ein Kind betet, sein kranker Vater möge gesund werden. Der Vater wird nicht gesund — wenigstens aber bleiben irgendwo Fluren

vom Hagel verschont, Wälder vom Blitz, Reisplantagen von wilden Elefanten. Wer weiß, wie die Dinge, wovon wir kaum etwas ahnen, miteinander verbunden sind?

Dies bedenkend, finde ich mich vor einer Distel, deren Blüte sich leuchtend heraushebt aus der Gemeinde vieler anderer Distelköpfe. Warum ist sie die üppigste in ihrem Distelkreis? Hätte ich mit der Sprache des Distelfinks fragen können, mir wäre vielleicht Aufklärung geworden.

Da fällt mein Schatten auf ihren Busch: sieh! die Knospe bewegt sich, begabt mit lebendigstem Leben. Das ist der Distelfalter, der schwarz-rot-weiß gefleckte Schmetterling, den ich beim Honigmahl störte. Will er mich anfliegen? Neugierig, gewitzt umflattert er mich in Ringen. Dann zieht er vor mir her. Ich folge ihm, der flügge gewordenen Distelblüte. Er fliegt zurück — ja, ich bin noch da, ich komme schon . . . Er strebt mir nach, schießt nach vorn, und so geht es hin und her. Er weicht nicht von mir. Etwas zuwinken will er mir, zuflügeln.

Gut, denke ich, ich verstehe: durch eine menschenfremde Blumensprache, durch ein Distelalphabet, möglicherweise auch durch die Morfezeichen der Zikaden- und Tiertrommeln ist es allen Naturwesen zugeklungen, auch ihm, dem Falter: das Reisfeld bleibt verschont, der Hagel fällt nicht, der Blitz zündet nicht, das Getreide wird nicht von Gift befallen — und der

Vater des Kindes ist nicht gestorben. Eine Bitte ist erhört worden.

Dies ist es, was er mir zuschwingt.

Ich gehe weiter. Aber, mein Freund, wie steht es mit den Artischockengärten, die von euern Raupen heimgefucht werden? Sie ist eine besonders wohlschmekkende Distel, die Artischocke; mit Vorliebe legt das Distelfalterweibchen seine Eier darauf.

Der Falter weicht aus, entfliegt. Insekten Sorgen sind das, das Eierlegen auf Artischockenpflanzen! Er konnte sich wohl mit mir, nicht aber ich mich mit ihm verständigen. Zu einer runden Bodenwelle flattert er, dort gibt es zu tun: Schleifen ziehn, beständig den kleinen Hügel umschweifen, den Ahnenberg. Bis in den Abend hinein gaukelte er. Ich sah ihn noch, als ich wieder zurückkam von meinem Wasserbummel.

Und unweit seines Spielplatzes, auf einem Rasenstreif, wo das Licht goldkäfergolden in den Kräutern blinkte und die Blumen schon im Schlaf nickten, trieben sich gar noch fünf Distelfreunde herum, in der schweigenden, schwermütigen Stille. Sie hatten eine Versammlung: waren sie die Abgesandten der fünf Weltteile, Distelfalter aus Asien, Amerika, Australien, Afrika, Europa?

Sie sind ja geborene Herumstreuner, die Distelfalter. Ihre Lebhaftigkeit jagt sie weithin. Gern wandern die geflügelten Nomaden, wie Weißlinge und Heuschrecken, in Zügen und Heerscharen von Land zu Land. Monatlang leben sie auf Reisen.

Fabelhaft, solche weithinziehenden Faltergeschwader! In der Geschichte der Distelfschmetterlinge ist einer ihrer großen Züge aufgeschrieben, der sie um den dritten und achten Juni 1879 über Straßburg in Südrichtung hinführte. Ein Falterheerbann rastete am fünften Juni beim Hospiz St. Gotthard; zwei Tage später trifteten die Schwärme über Rheinweiler; am Tag darauf stob bei Wezikon in der Schweiz ein kilometerbreites Band reißenden Flugs; um den zehnten Juni sollen die Distelfalter in Frankreich eingefallen sein, und noch vierzehn Tage nachher wurden ihre Luftflotten am Bodensee gesichtet, auch in St. Gallen, Karlsruhe und vielen andern Orten. Sie waren, wie die Schmetterlingsdeuter und Insektengucker zu sagen wußten, aus Nordafrika heraufgestoßen und Mitte April des nämlichen Jahres über die weiße Stadt Algier gepilgert; ihre Karawane hatte die Wasserstraße von Gibraltar übersegelt und war in den ersten Maitagen in Spanien eingetroffen. Alle Welt bestaunte sie, die wunderlichen Wandervögel und Pfadfinder der Luft. Würden sie in den Gärten und Fluren Spaniens niedergehn? Die spanischen Buben holten ihre Schmetterlingsnetze und rannten unter dem wildflatternden Geföber her. Wohin geht die Reise? Wohin, ihr Distelfalter?

Die Distelfalter zogen weiter. Ende Mai überschifften sie bereits die Klippen der Pyrenäen, durchkreuzten Frankreich, die Schweiz, steuerten in die Alpen und stürmten Deutschland. Ihr Weg wies sie nach Norden. Wer

weiß, wohin. In ein unentdecktes Falterland? Nach Rußland, Sibirien? Zum asiatischen Vater aller Falter, zum Dalai Lama der Schmetterlinge, weit, weit in Tibet? Mein Freund Leander hat einmal eine Distelfalterwanderung gesehen. Er war gerade aus Tripolis gekommen, wo er die Artischockengärten mit Distelfalterraupen über und über belegt fand. Ungefähr drei Wochen später ging durch die Zeitungen die Nachricht, man habe in den Mittelmeerländern außerordentlich große, vom Meer hertreibende Schwärme von Distelfaltern beobachtet. Da erschienen plötzlich, nach Verlauf einer Woche, die gemeldeten Scharen in der Nähe von Genf, wo sich Leander eine Weile aufhielt. In einer Ausdehnung von etwa fünfundzwanzig Kilometer jagten die aufgelösten Schmetterlingswolken vorüber. Mehrere Tage dauerte ihr Durchzug. Leander spähte ihnen durch sein langes Fernrohr nach, bis sie eines Nachmittags in der Ferne verschwunden waren. Sie hatten die Richtung nach Norden genommen.

Waren die fünf Falter und der eine vor der Kapelle Nachkommen jener Züge? In den letzten zwei Jahren fehlten die Vagabunden in unserer Gegend, sie hatten wohl andere Reviere. Wo mochten sie gewesen sein? Ihre Wanderlust jagt sie durch die ganze Welt, sogar über die Aläuten nach Nordamerika. In Südamerika allerdings kennt man sie nicht. In Mitteldeutschland überwintern sie zuweilen, jedoch sah ich sie nur selten im Frühjahr. Häufig fand ich Raupen: sie lebten zwi-

fchen den Blättern der Distelpflanze; auch Puppen trug ich öfters ein, samt den Stauden, daran sie hingen.

Ich bleibe bei dem Rundtanz der fünf Distelfalter stehn und bin still wie ein Baum. Sie ziehn ihre Flugbahnen um und über mich. Seltsam, daß es gerade fünf Schmetterlinge sind. Für jeden Erdteil ein Schmetterling, für jeden Finger meiner Hand, für jeden der fünf Sinne ein Geflügelter. Was für eine Bedeutung machen sie mir verständlich, die weitgereiften Falter?

Wie sie, möchte auch ich über die Erde zigeunern. Aber meine Wiege ist keine Distel und mein Weg ist nicht überall! Sämtliche Wünsche, kommt mir bei, die aus den fünf Sinnen sich ergeben, streuen sie aus, die fünf Faltergefährten, in alle Welt. Ich neige mich ihnen zu, sie umreisen mich. Möglicherweise wollen sie mich ihr Distelalphabet lehren, die Flügelsprache, und, wie der eine an der Kapelle, mir zufühlern: Geh an der Welt vorüber, es ist nichts. Das beste aber, was es gibt, sind Artischocken...

*Der Zitronen-
falter*

Wenn Fuchs und Tagpfauenauge erwachen, hinaus-schießend aus ihrem Überwinterungsort in den Frühlingstag, verläßt auch der Zitronenfalter sein Versteck. Die Familie dieses Tagfalterlings, den der Volksmund Zitronenvogel oder Zitronenblatt nennt — er ist gelb und ganzrandig —, bewohnt Europa; noch hinter dem nördlichen Wendekreis findet sie ihre Futterpflanze. Sie durchflattert auch die Gärten Asiens, Per-

fiens blaue Kacheltores, Rosenfluren und Karawanenlandschaften. Kleinasien Zypressenhaine durchhirschend, nimmt sie den Weg an das Mittelmeer, wo der Honig am süßesten duftet. Die östlichen und südlichen Zitronenfalterverwandten haben breitere, von roten Sonnenwischen übermalte Schwingen.

Meinen Zitronenvogel nenne ich mit Namen Limon. Ein reizender Schmetterling ist er, gelb, also ein Männchen — die Weibchen sind grünlichweiß —, mit einem kleinen Schönheitsfehler, wodurch ich ihn von den andern Zitronenfaltern unterscheiden kann: der Außenrand seines rechten Vorderflügels zeigt einen kleinen Einriß. Vielleicht hat er sich im letzten Sommer an einem Dornbusch beschädigt. Das rote Pünktchen auf jedem seiner vier edel geschnittenen Flügelblätter ist besonders fein hingetupft, und ich sage mir: ein entzückendes Vögelchen. Ich habe lediglich auszusetzen, daß er meine Zuneigung mit vollkommener Gleichgültigkeit erwidert.

Im vorigen Herbst hat sich Limon nach bedächtiger Wahl in einem Kiefernwald einen windgeschützten Preiselbeerbusch zum Winterplatz ausgesucht. An die Unterseite eines Blättchens klammerte er seine sechs Beinchen, und da hing er mit aufgestellt geschlossenen Flügeln, die er nun nicht mehr gebrauchte, und eingewickelter Saugrüssel: die Flugzeit war vorbei und der Nektar in den Wiesen versiegt. Limon war schlaftrüchtig und müd des Falterjahres.

Mochte der Winter kommen! Limon hatte Obdach. Auch seine Sommergefährten waren untergekrochen. Es dauert nicht lang, da bricht Kälte ein, durchschnaubt den hochstämmigen Kiefernwald, und der dünne Leib Limons gefriert zu einem gläsernen Stäbchen; seine Flügel erstarren, zu Eiskriställchen gerinnt das Falterblut.

Der kaum fußhohe Busch gewährt Limon Schutz vor dem Ansturm der Winde. Seine Vorfahren haben ihm die Weisheit vererbt, vor den Windgassen des Waldes sich zu bergen. Nicht jeder Zitronenvogel hat einen so ausgeprägten Sinn für die Erfordernisse der Winterzeit: einer wartet in einem hochstengeligen Heidelbeerbusch, ein anderer an der Unterseite eines blaurotgefrorenen Brombeerblatts, ein dritter hat sich sogar in das Herbstlaub einer jungen Eiche gehängt. Das geht nicht gut aus. Die eigne Natur hat diese Falter irrgelitet, mangelhafte Familienerfahrung mag schuld sein: sie sind da und dort dem Ungefüm der Winde ausgesetzt, und noch ist der November nicht zu Ende, da wird die scharfe Zugluft die Schläfer aus ihren Heidelbeerbesen fegen, von den Brombeer- und Eichenblättern reißen, sie über den Waldboden hinwirbeln, wo sie den hungernden Meisen als Leckerbissen in die Vogelmäuler fliegen. Ihre von den Schnabelhieben gekerbten Flügel, beraubt der Leiber, werden über den Preiselbeerbusch flocken, darunter Limon geborgen ruht und manch anderer ebenso gut geschützter Falter.

Wie ist es mit ihm? Die Kälte schadet ihm nicht, gleichgültig ist auch der Schnee, der jetzt durch die Lichtung flöbert und eine weiße Haube über den Busch wölbt, eine silberne Grotte. Darin schwebt Limon, der Liebling gelber Blumen, blattdünn, ein erfrorenes Seelchen, Psyche, wie die Griechen ihre Schmetterlinge nannten. Aber der Winter verstreicht nicht ohne neue Gefahren. Nach Wochen strenger Kälte setzt im Februar Tauwetter ein. Der Schnee schmilzt, die Eisschlösser der Falter brechen ein. Nun fallen auch noch heftige Regengüsse, ihre Wasserpeitschen schlagen die Falter von den Blättern. Die Rieselbäche spülen sie fort: nie wieder sollen sie durch die Sonnenfelder gaukeln.

So ergeht es den einen. Andere werden von den warmen Sonnenstrahlen aufgestört und hinausverlockt in das Blendwerk des Lichtes, in die Fata Morgana des Wintertags. Diesen Augenblick der Flugfreude, daran Limon nicht teilnimmt, bezahlen die Vorzeitigen mit ihrem Leben; rasch ist der gesparte Kraftstoff der Muskeln aufgezehrt. Die Falter haben sich von ihrem Schutzort entfernt, fühlen auch keinen lenkenden Trieb, sich noch einmal einzuwintern, was ihnen auch nicht hilft, ihre Zellen enthalten kein Eiweiß mehr: mit dem Hinschwinden der Wärme stürzen sie ab und erfrieren.

Limon bleibt in seinem Schlupfwinkel. Er wohnt an einem sichern Schattenort, dahin nur die echte Frühlingssonne finden kann. Entfalten in seinem Innern Träume ihre Schmetterlingsflügel und führen ihn über

Waldanger von Lerchensporn, Goldnessel und Buschwindröschen in die Lichtwelt der Veilchen? In welche Pflanzen- und Nektarländer schaun feine unbeweglichen Netzaugen starr? In Schwärme eifriger Zitronenfalterweibchen? In einen gelben großen Honigtropfen? Da ruht er, der entzückende Limon, in der gleichen Haltung, die er im Herbst einnahm; die dünnen, schwachgeknickten Beinchen ermüden nicht unter der Last seines nach unten hängenden Leibes. Mit den warmen Tagen ist es nun wieder vorbei, der Frost seufzt wieder im Wald.

Es ist erstaunlich, was für Kälte die leichten Licht- und Blumengeister überstehn können. Je kälter der Winter, desto sicherer erleben sie den Frühling. Einmal ließ ich einen Zitronenfalter samt seinem Preiselbeerblatt in einem Kübel Wasser einfrieren. Wie eine jener schlafenden Mücken im Bernstein war er gläsern umschlossen und durchdrungen. Monatelang. Die Märzsonne zertaute den Block, legte die Faltergestalt frei, trocknete ihre Flügel und weckte sie auf. Sie tanzte aus ihrem Eisschlaf über den goldenen Flammbusch der Forsythia, die lebendige, siegreiche Seele...

Wie lang muß Limon noch warten? Ein paar Wochen noch. Die Sonne verläßt das bleiche Haus der Fische und rollt in das Sternbild des Widders, mit neuer Kraft ausholend. Von ihr wellt auch eine winzige Lebenslockung zu Limon: fein Insektenblut erzittert unter ihrem Blick. Licht strömt in seine Fühler und in die

Facettenaugen: Blättchen, Krautgeniß läßt sich erta-
ften. Vertraute Zitronenfalterwelt... Langsam gibt ein
Beinchen nach, senkt sich ein zweites, Luft stößt durch
die Atmungsöffnungen, die Fühler wedeln, es klappen
die Flügel und bieten sich der Sonne. Plötzlich läßt er
los und flattert aus seinem Schlupfwinkel, die alten
Schwingen in der neuen Luft. Auch die andern Falter
treiben es so. Auf einmal sind sie alle in aller Welt.

Wohin ist nun Limon geflogen? Er schwebt unter dem
Faltervolk am Rand des nach Süden geöffneten Waldes
und badet im Lichtdunst. Die Sonne scheint, Sand und
Heidekrautpolster wärmend. Rein und kräftig perlt die
Luft aus den Wiefenhängen empor. Drunten streckt
sich ein Tal, erwartungsvoll, knospend. Davon ahnt
Limon nichts: tausend Falterreiche mögen dort blauen,
hier ist es am schönsten. Man streicht auf und ab.

Ei, was ist das für ein hübscher Sternenteller, da setzen
wir uns gleich hin und machen Wipp-Wipp. Wie lang
dauert eine Stunde? Eine halbe setzen wir uns, eine
halbe bummeln wir hier. Das sind zwei Blumenbe-
suche, ein Menschaugenblick. Ah, nun kommt gar
eine Blume geflogen. Da muß man hin. Täuschung!
Im Wind schwingendes Birkenblatt. Kein Weibchen.

Das Weibchen ist noch nicht da, erst in einer Woche
erwacht es. Die männlichen Flieger sind sehr unruhig,
sie zickzacken und blitzen auf ihrer luftigen Brautschau.
Sie lassen sich vom Auge führen, nicht vom Geruch.
Ich verstreute einmal am Saum des Kiefernbestandes,

wo sie auf der Suche nach dem Weibchen herumstreunten, weiße Papierstückchen in Faltergröße auf dem Boden und auf Ästchen. Da stürzten sie sich darauf. Sogar eine glitzernde Bierflaschenscherbe genügte, die Männchen zu öffnen. Manche Forscher behaupten, weibliche und männliche Falter verständigten sich durch eine Wellensprache ihrer Fühler. Beim Zitronenfalter dürfte es kaum so fein. Er schickt keine Sendewellen aus, er sieht mit Netzaugen und täuscht sich wie wir.

Ich lehne an einer Kiefer. Die Hochzeiter schwärmen, die Schwärmer hochzeiten. Ist dieser kräftige, schön flatternde Falter nicht mein Zitronenlimon? Einen Augenblick raffet er auf einem Ginsterästchen, und da gewahre ich: der Außenrand seines rechten Vorderflügels hat einen kleinen Einriß. Ja, er ist es, Limon, Limon auf Liebespfaden. Und er hat Erfolg: ein Weibchen stöbert aus der Luft. Limon schwingt sich zu ihr, sie schreiben ihre hastige gelbe Liebeschrift blitzschnell in die Bläue. Dann sinken sie zu Boden.

Niemals paaren sich Zitronenfalter im Flug. Sie bedürfen zur Liebe der Ruhe. In einem japanischen Schmetterlingsgedicht, das ich einmal las, heißt es...

Ich habe vergessen, wie es heißt.

Nach kurzer Verbindung trennen sich die Falter.

Was ist aus Limon geworden? Er gaukelt, die Lieblingsfarbe des Frühlings auf seinen Farbflügelschuppen, über die Nektarhänge, saugt hie und da aus einem Honigkrug und ist seines nahen Endes ungewiß. Eh

er sterben und ich ihn nie wieder erkennen soll an seinem rechten Flügeleinriß, den reizenden Limon, beschließe ich, daß ihm die Dotterblume zugeeignet sei. Was sie mit ihm zu tun hat? Sie blüht zur selben Zeit wie er, sie sind Zeitgenossen und haben an der gleichen gelben Seelenlandschaft teil. Wenn der Schmetterling Klänge aufnehmen könnte, mag die Dotterblume das Glockenspiel fein in der gelben Tonwelt des Zitronenfalters. Eine Biene ist der Glöckner.

Noch ein paar Tage tanzt Limon mit vielen andern Limonen auf dem Sonnenfest der Erde. Im Hin und Her seines Insektentrunkenseins schwebt er auf und nieder, und die Membranen seiner Schwingen erzittern. Vielleicht, wer kann es wissen, durchweilt er eine märchenhafte Schmetterlingsymphonie? und er klingt felig vergehend mit, einer ihrer honiggelben Geigenstriche...

Nach einem erfüllten Leben also stirbt Limon. Er hat auch einen Bruder, der aber nichts von ihm erfühlerte. Der Bruder überlebt meinen Limon bis Junibeginn. Nahezu elf Monate wird er alt. Acht Tage nach Pfingsten, an einem sonnigen Tag, da unten im Tal die Schuluhr gerade drei schlägt, vergißt er zu leben. Vor einer vollen Honigschenke, an ihrer Samtschwelle sinkt er nieder. Ich bin bei ihm. Während ich ihn fangen will, hat ihn der Tod in seine alles verschlingende Botanisiertrommel gesteckt.

Die Liebe war ihm versagt geblieben, er hat kein Weib-

chen gehabt. Dafür ist er auch älter geworden. Die ungepaarten Schmetterlinge leben länger, als die sich gepaart haben.

Limons Weibchen, eine gute Mutter, sucht nun nach der Nahrungspflanze. Sie durchflattert das Dickicht wuchernder Gehölze. Wo ist der Kreuzdornbusch? Weit muß sie fliegen, der Kreuzdornbusch ist selten bei meinem Dorf: ach, die Zeiten werden immer schlechter. Nicht einmal ein Kreuzdornbusch ist zu haben. Endlich findet sie einen und noch einen. Dem Schmetterlingshimmel sei Dank!

Das Wetter ist zum Eierlegen trefflich, warm und windstill. Der Kreuzdorn treibt gerade seine ersten, grünen, kindhaft gefalteten Blättchen. Da kommt man zurecht. Man wählt ein dünnes Ästchen, daran ein Blättchen oder eine kleine Knospe. Man hat eine Legeröhre. Nun hängt man sich mit den Beinchen an die Knospe, krümmt das Hinterleibsende gegen den Sockel oder die Blättchenwand und lötet mit seiner Legeröhre ein Ei darauf, daneben ein zweites. Hat man es getan, hüpft man fort, auch anderswo Eier austeilend. Die Zeit drängt, in vierzehn Tagen soll man mit dem Eierlegen fertig sein. Woher die vielen Kreuzdornbüsche nehmen für die hundert Eier, die man anlöten muß? Man hat weder Hunger noch Durst, man kümmert sich um keinen Honigbecher: Eier, Eier, Eier... Tag für Tag legt man, fliegt umher, sucht neue Kreuzdornbüsche, krümmt den Hinterleib und lötet.

Es sind kleine, gelblich grüne Eier. Winzige Eiweißfläschchen. Sie stehen mit ihrer Grundfläche auf den Knospenhäuten, den Blättern. Regnen mag es, gießen, schütten kann es: die Fläschchen stehen. Sie fallen nicht ab, sie sind mit Kittdrüsenfaft fest angeleimt, und der löst sich im Wasser nicht. Die Falterweibchen verrichten gute Arbeit.

Nach einiger Zeit dunkeln die Fläschchen grünlich, und nach zehn bis vierzehn Tagen kriecht man aus: ein winziges, grünes Räupchen. Allein in der Riesenwelt. An der Unterseite des Blattes streckt man sich zwischen zwei Nebenrippen und frisst kleine Löcher in das grüne Fleisch. Gutes, nahrhaftes Futter! Man wächst. Zehn Tage etwa war das Räupchen alt, als ich es fand. Ich lasse es am Busch. Nach einiger Zeit komme ich wieder: aus dem Räupchen ist eine mattgrüne, feine, fast fünf Zentimeter lange Raupe geworden, geschmückt auf den Seiten mit einer weißen, feinen Linie. Sie nimmt ihre Ruhestellung ein: die vordere Leibeshälfte leicht erhoben, natternhaft gestreckt.

So lebt man auf dem Kreuzdorn. Dann und wann häutet man sich, bekommt ein neues Kleid, ohne aber Zeichnung und Farbe wesentlich zu ändern. Man bleibt bei seinem Grün. Im Juni ist man erwachsen, das Ende der Raupenzeit bricht an, man wird auf einmal gläsern hell, durchsichtig. Unruhe. Was ist los? Die Blätter flüstern und wispern, aber sie summen keine Raupengeschichte.

Ich sah sie wieder, als sie erregt auf ihrem Kreuzdornzweig herumwanderte. Endlich findet sie ein Plätzchen auf der Wohnpflanze, wo sie bleiben kann. Sie heftet mit den Spinndrüsen des Maules an den Zweig ein schneeweißes Pölkterchen, darin hakt sie die Hinterfüße fest. Dann spinnt sie oben eine Fadenschlinge, hängt sich ein, krümmt, zur Achse den Kopf haltend, den Vorderleib und verpuppt sich.

Das alte Kleid reißt entzwei, ein zusammenschrumpfendes Häutchen, daraus die wunderbar geformte, blattgrüne Schote der Puppe drängt. Spitz vorgewölbt wie eine Hühnerbrust ist der Panzer, unter dem Höcker liegen die knospenden Flügel.

Vierzehn Tage ungefähr müssen vergehn, dann wird die obere Spitze der Puppe ganz durchsichtig: der Falterleib hat sich etwas zusammengezogen; Ausscheidungsflüssigkeit ist nach unten geronnen und hat sich im Eck der Spitze gesammelt. Unter dem Panzer lassen sich deutlich die gelben Flügel des künftigen Falters erkennen, seine roten Membranenpunkte, und an der dem Aft zugekehrten Brustseite die rosenroten Fühler, der eingerollte Rüssel, die beiden Augen und die dünnen Beinchen.

Die Geburtsstunde ist da. Der Falter kriecht aus. Der neue Limon ist geboren. Aber die Beinchen sind noch eingeknickt, schwach; schwer haften sie an der Rinde des Kreuzdorns. Die Flügel, feuchte Lappchen, hängen schlapp. Licht! Luft!

Betäubt ruht der neue Limon an seinem Zweig. Lichtwellen bestürmen ihn. Auf allen Seiten Strahlenwirbel, Feuerräder von Glanz. Rundum Fühlerwelten. Bald hat er ausgeruht von der schweren Mühe, bald sich angepaßt an die verwirrende Helligkeit, nun kann er schon einen Hub Luft durch die Atmungslöcher einfaugen, einen Perlstrom neuer Kraft. Sein ganzer Leib ist ein Pumpwerk. In die Flügeladern schießt das Blut, sie spannen und wölben sich. Die Membranen schwellen, übermehrt von feuchtem Gelb. Vier rote Sternpunkte gehn darin auf.

Nun sind die Flügel gespannt und empfangen die feinen Schwingungen von überall her. Schmetterlingsmusik hebt an, Zitronenvogelklang: Riefeltöne, Sommerglocken, Fühlerschläge, alle Wellen brechen an den aufgeklappten Blattflügeln. Sie sind trocken, die Adern erhärtet. Heftig rollt die Spirale des Rüssels, stößt vor, rollt zurück: ein Wehn von Honig und Schmelz trieb vorüber. Aufgeregt beklopfen die Fühler die Luft, die gute, starke Luft. Darin kann man schweben, schwimmen, sich wiegen...

Die Beinchen werden gestreckt, klettern am Stengel hinauf; die Schwingen öffnen sich, spielen. Und da: auf! empor! in die Sonnenfelder!

Der entbundene Naturgeist flog fort und ließ am Kreuzdorn die leere Puppenhülle. In allen Gärten und Wiesen ist er nun zu Haus. Die Blütenkneipen schenken Süße. Ist der Tag zu Ende getollt, zu Ende gelebt,

anmutig vergaukelt, übernachtet der neue Limon nach Vogelart in der Haube eines Laubbaums, von einem Birkenblatt überwölbt und zugedeckt. Um sieben oder acht Uhr morgens erwacht er aus der Erstarrung des Schlafes. Er ist ein Frühaufsteher unter den Faltern.

So lebt der neue Limon einige Wochen schwärmend. Aber schon im August zeigt er sich seltener. Immer spärlicher tritt er auf im Freilichttheater der Landschaft, verschwindet von den Wiesen, aus Gärten, Auen und zieht sich langsam zurück zu den Überwinterungsorten. Dunkelkundig sind ihm die Säume des Kiefernwaldes bekannt. Nahrung begehrt er jetzt nicht mehr, er hat sich gesättigt bei den Sommerwirten. Im Sinn steht ihm fein künftiger Winterplatz: wo liegt er, wo muß er ihn suchen?

Endlich setzt er sich zur Ruh, doch am nächsten Tag verlockt ihn die warme Sonne wieder zu Streunerein, zu kurzen, flatternden Bewegungsflügen. Bis in den Oktober treibt er sich mit feinesgleichen herum, im Sonnenschein, der die Flügel wärmt, den Waldboden übergoldet. Licht und lind wie frühe Frühlingsahnungen glimmen die Tage.

Dann wird es kalt. Limon verbleibt im Preiselbeerkraut und wintert sich ein, wie es das Schmetterlingsgesetz befiehlt, die geheime Überlieferung...

Wir malten in Würzburg wunderbare Zitronenfalter und verschenkten sie: einen widmeten wir Karl, dem

Großen, auf der alten Mainbrücke, einen schenkten wir dem Vogelweider in der Neumünstergruft, einen andern brachten wir dem Traubenfreund Sankt Kilian dar, dessen Wein wir in den Stunden unserer Malkunst tranken.

Manchmal besuchte uns spät abends, da wir zeichneten und pinselten, ein Messerschmied aus der Nachbarschaft: der sah aus wie ein chinesischer Bonze. Er war klein und dick, trug einen langen, herabhängenden Schnurrbart und redete nichts. Auf seinem niedern Schemel hockte er und sah zu, wie der Meister die Schmetterlinge von allen Seiten beleuchtete, damit sein Auge keiner Farbentäuschung unterliege. Diesem Messerschmied verehrten wir zum Geburtstag einen Schwalbenschwanz. Denn der Schwalbenschwanz trägt auf seinen Schwingen ein Blau, das sieht aus wie die Bläue des Stahls...

Leander hat eine kleine Sendung von Schmetterlingspuppen aus Ostasien erhalten. In einer Blechschachtel für englische Kekse lagen ein paar Dutzend kleiner und großer, brauner, gelblicher und schwarzer Puppenmumien zwischen vertrocknetem Moos und Gras.

Es war ein großartiger, spannender Augenblick, als er die gelben Schnüre durchschnitt, das Segeltuch abstreifte und die Schachtel öffnete. Zwar hatte die Zollbehörde die Puppen etwas durcheinandergebracht, aber nicht beschädigt. Die Hand meines Freundes bebte ein wenig

vor Erregung. Er roch an dem dürrn Moos und Gras, darüber einft die Schafe chinefifcher Hirten geweidet hatten, zermalmteliebkofend mit den Fingern die dürrn Pflanzen, einen Lebensftoff Afiens fpuhend, nahm die Lagen vorfichtig heraus und reihte die Puppen auf dem Tifch feines Glashaufes.

Eine ftattliche Anzahl. Was verfchloffen ihre Pergamente, welche Flügeln, welche Farben?

Ein franzöfifcher Miffionar, den Leander in China kennengelernt hatte, fchickte die Puppen und ein paar freundliche Zeilen. Die Eier und Raupen waren von Ordensbrüdern auf einer Reife zwifchen China und Tibet gefammelt und unterwegs gezüchtet und gefüttert worden. In Peking hatten fich die Raupen verpuppt und konnten verpackt werden. Der Miffionar gab das Kiftchen einem franzöfifchen Flieger mit, der nach Weften flog — und fo war es in möglichft kurzer Zeit in die Hände meines Freundes gekommen.

Der jefuitifche Priefter François hatte ihm, als er vor Jahren an der chinefifchen Grenze gegen Tibet Schmetterlinge und Raupen fammelte, aus einer fehr bedrängten Lage geholfen, ihm auch einige zuverlässige Leute für feine mühevollen Streifen verfchafft. Nach glücklich erfolgter Rückkehr ftiftete ihm Leander einen Beitrag zum Bau einer Kirche. Seit jener Zeit erfreute ihn der Miffionar durch gelegentliche Puppen- und auch Schmetterlingsfendungen.

Da lagen fie nun, die Kinder Afiens, Schläfer zweier

Kontinente, Raupen im Ofen, künftige Falter im Westen. Leander klemmte wie ein Uhrmacher das Vergrößerungsglas ins linke Auge, seinen Schatz untersuchend. War diesmal vielleicht der langgesuchte, berühmte Schmetterling, die Sehnsucht seines Sammlerherzens, der herrliche Flieger *lidderdalei*, benannt nach dem englischen Forscher und Entdecker Lord Lidderdale, unter den Puppen? Ereignisreicher Nachmittag!

Puppen von Tagfaltern waren es, von Spinnern, Schwärmern. Leicht mochte der begehrte Tagfalter dabei sein. Leander ordnete behutsam die Puppen; einige hingen an dünnen Blättern und Stengeln in Polstern und Gürteln; andere hatten sich an Pappdeckelstückchen angesponnen: der Missionar hatte sie wohl in Schachteln gehalten. Leander tat sie in gefonderte Schlupfkästen, darin sie bis zur Entpuppung liegen sollten.

Dabei erzählte er mir von seinen tibetanischen Abenteuern. Die Eingeborenen, die sich nicht vorstellen konnten, was er mit Schmetterlingen und Raupen wollte, waren ihm feindlich gesinnt; einmal hatten sie sogar sein Zelt zerstört: erst das Eingreifen des Missionars beruhigte die Mißtrauischen. Er schilderte mir auch seine gefährvolle Reise durch das Amurgebiet, in den Buschlandschaften längs der Flüsse, hinauf in die sibirische Steppe, der Heimat des sibirischen Tigers und merkwürdiger Hirtenvölker, wo er vor allem Schwärmer sammelte, schöne, eigenartige Tiere. Nur von wenigen fand er Ei und Raupe. Unfägliche Mühe bereitete

ihm die Aufzucht der Schmetterlinge aus den gesammelten Puppen.

Er hatte in den Himalajaländern geabenteuert...

Dort, auch in Indoaustralien und in Südamerika, fliegen Tagfchmetterlinge, die sind klein wie Kolibris und groß wie Drosseln: Papilio-Arten, die prächtigsten Falter der Erde, Paradiesvögel unter den Schmetterlingen. Märchenhafte Flugbeute brachte Leander aus jenen Farbenreichen.

*Der Schwalben-
schwanz*

Gruß den libellenfeinen Papilios, den langgeschwänzten! Gruß den Heerscharen der mächtigen Flügel, den keulengeschwänzten! Wenn sie ihre Schwingen auf tun, öffnet sich das Herz flammender Edelsteine. Mit achatischen Lichtern erhellen sie verhexte Urwälder, mit Glanzschliff von Sternenkristall; sie durchzacken die Ebenholzschwärze der Wipfel mit dem Wetterleuchten eines bengalischen Blitzes. Mondwasser widerglänzt auf ihren Schwingen, Nitraddämpfe der Gestirne, Gewölk kleiner Traumvulkane. Sie sind beflimmert von goldschmiedkäfergrünen Glanztreppen, Schimmerfäulen, wie sich Laternen nachts in Flüssen von Beryll spiegeln.

Den Huris der orientalischen Paradiese gleich, sind ihre großäugigen Köpfe scharlachen geschminkt, feurig umronnen die mahagonibraunen Leiber. Ihre Hinterflügel sehn wie Schleppen aus, gestuft von Rüschen; in den Falten blinken Korallenkerne, Drachenblutropfen, Granate. Haben ihnen die Strahlen feltfamer und ge-

fährlicher Blumen magische Brandmale aufgeätzt? Safran überstäubt sie, Zimt, Bronze, Gold.

Diesen Götterfaltern sind Schwalbenschwanz und Segelfalter verwandt. Einst flügelten die Schwalbenschwänze von Ostasien nach Norden, die Beringstraße übersegelnd. Lang vor Christoph Kolumbus entdeckten sie, in Alaska einfallend, Amerika. Dort in Westkanada und den Weststaaten der Union ließen sie sich nieder. In der alten Welt bewohnen die weitverbreiteten Schwalbenschwänze das ganze Nordgebiet, den Süden südlich bis Lissabon, und fern in Ostasien spielen sie in der Sonne vor Jokohama. Aber auch im dunkeln Erdteil durchjagen sie den Sommer und bevölkern das Land bis in die Oasen der Sahara hinein. Weltverbindende Schmetterlinge, Geisterchor über Blumen. In frühen Erdzeiten ist der Schwalbenschwanz auch nach Korfika gekommen. Wie jeder Sammler weiß, ist diese Insel, neben vielen andern, ein Sammelbecken für Schmetterlinge: dort haben sich, abgetrennt von der übrigen Welt, ursprüngliche Arten erhalten. Die Vorform unseres Schwalbenschwanzes von der Insel Korfika heißt *hospiton*, Gastfreund.

Seine Züge sind etwas dunkler als die unseres heimischen Fliegers; tiefer die Grundfarbe, breiter getuscht der Außenrandsaum, weniger üppig der blaue Hinterrand, nur schmal geftrichen die roten Endflecken der Hinterflügel, nicht augengleich ausgerundet wie die des Schwalbenschwanzes. Der Gastfreund ist hinter seinem fortge-

schrittenen Vetter etwas zurückgeblieben, Treue der alten Völker. Er bringt auch nur ein Jahresgeschlecht hervor; der Schwalbenschwanz zwei, dort wie hier.

Die Wissenschaft gab dem Schwalbenschwanz den Namen *machaon*, den Namen des Arztes Alexanders von Makedonien. Er schwebt an dem barocken Andreaskreuz seiner dunkeln Wurzelhöfe. Schwarze Aderfelder fächern über die hellgelben Membranen vor zu den nächtigen Vorderrandflecken, der schwarzen Innenbinde und der stahlblauen Außenbinde auf den gebuchteten Hinterflügeln... Die obern Außenränder sind schwarz gefäumt. Zwischen ihnen und der Innenbinde lagern hellgelbe Mondreihen, Lichtspuren im Dunkeln. Auf den Hinterflügeln glimmen zwei rote, nach oben schwarzblau eingedämmte Endflecken: Sonnen vor Gewitterbläue... Oder: rotbraune Raupenköpfe auf düsterblauen, siebenfach gegliederten Leibern. Leicht und fein setzt die Schwanzspitze an, überzogen von tief-schwarzer Saumlinie.

Auf den Unterseiten der Flügel fahlt Nebel... Darin ertrinken die Bilder der Oberseite...

Ich weiß von drei sonderlichen Schwalbenschwänzen, sehr seltenen Fliegern, aufbewahrt in berühmten Sammlungen. Verloren haben sie ihre gelbe Grundfarbe, eingeblüßt die Zeichnungen und Binden, das stahlblaue Auge. Kohlschwarz ist ihre Tracht. Fälle von Melanismus, wie sie bei andern Falterarten öfter beobachtet werden. Einer der drei wurde beim Bau der Jungfrau-

bahn von einem Ingenieur gefunden. Der Schmetterling war gerade der Puppe entchlüpft und saß auf einem Leitungsmaß, wo er seine Flügelläppchen trocknete und aufpumpte. Er kam nicht dazu, mit seinen gelben Gefährten zu fliegen, der Sonderling...

Wenn in Mitteldeutschland der Schwalbenschwanz erscheint, schoß längst die Schwalbe über mein Dach. Er kommt nicht vor Mai. Dann nimmt er den streichenden Taumelflug durch die Gärten, die Wiesen, häufig aber auch in die Netze der Buben.

Das Weibchen ist, wie fast jedes Tagfalterweibchen, um ein Geringes größer. Seine Flügelzeichnung ähnelt aber ganz der männlichen. Hier fliegt es: flatternd, rasch niedergehend, schnell aufhufschend, sucht es die bescheidene Pflanze der wilden Möhre, des Kümmels, des Dills und anderer Doldenblütler. Im Schwingflug haftet es über die Felder. Jetzt taucht es nieder... Nein, das ist keine wilde Möhre, kein Doldenblütler. Weiter! Es wittert, folgt dem Geruch.

Hat es die Pflanze gefunden, kittet es an die Blattunterseite jeweils ein Ei oder auch zwei. Mehr Raupen kann die Pflanze nicht ernähren. Neue Möhren werden besetzt. Und nach kurzer Zeit ist das junge, schwarzbraune Räumchen da. Es wächst schnell, trägt rote Dörnchen und auf dem Rücken einen hellen Sattelfleck. Es häutet sich nach Raupenweise, verliert den Fleck und legt eine sanfte apfelgrüne Haut an. Samtschwarze Spangen

zieren die Leibesringe, darin eingelassen je sieben mohrrübenrote Punkte gilben.

Wir fanden im Garten auf unferm Gelberübenbeet an die zwanzig der linden, grünen Raupen, kühle Smaragde. Edmée, entzückt vom Fund, nahm sie in den Raupenkasten, um sie aufzuziehn. Eines Morgens, noch im Juli, wird sie auf dem Balkon stehn und die fertigen Falter ausfenden, den leuchtenden Schmetterlingsstrahl, in die Gärten, das schlafende Dorf, in den windvollen Himmel, und die Schwalbenschwänze werden einen Flugwirbel von Gelb, Schwarz und Dunkelblau um ihren Kopf ziehn...

Wird die Raupe gereizt, stülpt sie aus ihrem Nackenring einen gewöhnlich nicht wahrnehmbaren, zweizinkigen, weinroten Gabelstiel. Versucht ihr sanfter Sinn sich wehrhaft zu verwandeln?

Einen starken Ambraduft sondert diese Gabel ab. Was soll das und was soll sie? Früher hielt man das Ausstülpen der Gabel für eine Abwehrhandlung. Welcher Feind aber ließe sich durch diese ungefährlichen Zinken schrecken? Die geborenen Feinde der Raupe, die Schlupfwespen, kümmern sich jedenfalls nicht darum. Neuerdings hat man eine kleine Raupenphilosophie entwickelt und angenommen, diese Maskeraden: Augenflecke, Gabeln, Borsten, Dornen, Hörner und Düfte drückten eine Art Mißtrauen aus gegen die Umwelt, Angst vor dem Fremden, dem Chaos, vor dem uns alle grauft... Die Raupe liefert eine leuchtend blattgrüne oder

schwarzgraue kantige Puppe. Nach zwei Wochen ungefähr entläßt sie den dunkelgelb grundierten Falter, den Sommerschmetterling. Der im Frühjahr unter kühlerer Sonne Geborene ist, im Gegensatz zu seinem Sommerbruder, hellgelb getönt. Der Sommerschwalbenschwanz erzeugt die neue Brut und lebt, nachts gleich vielen andern Tagfaltern im Laub der Bäume schlafend, bis in den September. Seine Puppe, die sich im Herbst gebildet hat, überwintert. Eine Gürtelpuppe: sie hängt in der Seidenschleife an Zäunen, Stämmen, Mauern.

Ich habe einen Glaskasten, darin aufgereiht dreißig Stück von feiner Art, aus Eiern gezüchtet. Leander hat ihn mir geschenkt, den märchenhaften Kasten. Links die Frühlingfalter, mit ausgespannten Flügeln, rechts die Sommerformen. Auf hellem und dunkelm Gelb, in Säumen und Binden, in Rotflecken und Blaurändern ist ihre zarte Geschichte aufgezeichnet, die keine Geschichte ist: im Augenblick der Geburt starben sie und gingen ein in die Stille des Glaschreins.

Wenn ich sie beschaue, kommt mir der Anruf eines fernöstlichen Dichters in den Sinn:

Erwachtet, erwachtet, versunkene Seelen:

Ich will euch erwählen

Zu meinen Gespielen!

Hebet die Schwingen

Schlafende Schmetterlinge!

Sie erwachen nicht. Die Schwingen aber haben sie erhoben, in ihrem gläsernen Sarkophag.

*Der Segel-
falter*

Da gedenke ich der Segelfalter, jener Segelfalter, die durch das Bild meiner Erinnerung schießen. Eines Abends im Mai stolperte ich durch Ruinen auf der Kuppe eines Berges in Savoyen. Ich trat durch das rankenüberwucherte Rundtor, und da sah ich, wie Schwärme von Segelfaltern die Mauern umkreiften und geisterleicht die verfallenen Hallen und Fensterhöhlen durchhufchten. Waren die Beschwingten, die da an mir vorübersegelten, letzte Atemzüge dieses zerförrten Baus, waren es nicht zu Ende geträumte Träume aus Maiabenden alter Zeit, da die Mandelbäume glänzten und die Myrthen erstarrten? Ihre Legende malte das Abendlicht auf die sinnlosen Steine und Tortrümmern, auf die feidenen Schmetterlingsflügel und in die Glasaugen der großen Smaragdeidechsen, der Lazerten, die in leuchtender Hochzeitstracht das Geröll durchraschelten.

Ich setzte mich auf einen der verwitternden Blöcke, überglüht von der niedertauchenden Sonnenflamme, fühlte mich selber als einen Traum in dem ungeheuern Geröllgarten der Zeit. Rundum wogte der Feuertanz der Segelfalter, leicht wie Gedanken, bewegt wie Wünsche. Überall auf Erden ragten Falterschlösser, grünen Schmetterlingsländer und Seidenspinnerinseln. Ach, ich wäre so gern durch alle gezogen und hätte so gern in allen geraftet, wie ich hier einen Augenblick ruhte; und der Abend löste sich auf in einem Schmetterlingstanz. Vor mir der Montblanc, dessen weiße Pyra-

mide dort drüben nun aufglühte im roten Strahl. Wie unerreichbar fern war mir dies alles!

Die Papiliofalter fielen mir ein, die schwarzen mit den Metallflammen, die türkisenen, die holzbraunen, die seidenblauen, die honiggelben und die Schmetterlinge Japans und Chinas, die auf den Tempelglocken schlafen, ihre Flügel breitend, und auf den heiligen Stufen der Tempel ruhn und auch an den Wasserkünsten in den Pflaumengärten. Alle kamen sie mir in den Sinn, und sie huschten an mir vorbei, im Kleid der Segelfalter, mit den Lichtern vieler Länder, die ich nie sehn werde.

Da stockte langsam, langsam der Tanz, das Flügelleben. Seltener kreiften die Segler durch die öden Räume, spärlicher schwangen sie um Turm und Tor. Ihre Farben erbleichten, der Eifer erlahmte. Einer nach dem andern blieb aus und ließ mich allein. Ein letzter Segelfalter spukte vorüber, taumelnd und zögernd, streifte fast mein Gesicht: mit welchem Gruß? War er der Geist eines Freundes, eines Schmetterlingsverliebten oder eines jungen Mädchens? Stammte er aus Savoyen, aus Afrika, aus Asien? Sein Flügel winkte und erlosch.

Und jetzt, mit diesem letzten Lichtgeist, sank auch der Tag: die Dunkelheit war heraufgekrochen und hatte die Steinflamme gelöscht. In dem Schloß haufte die Nacht und leerte die Sternenbecher. Wer nur war der fäumige Segelfalter, der zuletzt in die Büsche zum Schlaf einfiel? Geisterlicht eines Landes, das ich nie sehn werde...

Der Segelfalter ist der nächste Artverwandte des Schwalbenschwanzes. Seine gelbgeendeten Spitzen gerieten jedoch etwas länger als die seines Vetters. Schlanker und vornehmer sein Flügelbild. Er ist ein sehr schneller Flieger, in mövenhaften Bögen laufend. Seine Membranen tragen Strichzeichnung auf weißgelbem Grund, die des Schwalbenschwanzes Fleckenzeichnung. Am dunkeln Randsaum der Vorderflügel zielt den Segelfalter ein weißgelber Strich. Fünf dunkle, annähernd in gleicher Richtung verlaufende, nach unten ausgeronnene Bänder verschiedener Länge überzacken die durchscheinenden Tragflächen. Blaue Randmondfitzen auf den Hinterflügeln und ein blauer, oben orange angetönter Endfleck.

Weniger deutlich gezeichnet sind die Unterseiten der Flügel.

Der Segelfalter liebt die alte Welt, doch streicht er nicht so hoch nach Norden wie der Schwalbenschwanz. Im Osten geht er wohl kaum über das Blumenreich der Mitte hinaus. In den Saharaöasen findet man den Segler, heller gefärbt, gebleicht von der Hitze, als einen der häufigsten Tagfalterlinge. In Amerika fliegen bloß verwandte Arten von ihm.

Er ist auch ein Freund der Berge, wo er bis etwa zwölfhundert Meter Höhe hinauffliegt. Der Schwalbenschwanz aber kann sich noch zweitausend Meter hoch halten, seine Futterpflanzengrenze erlaubt es ihm.

Die Raupe des Seglers, der zwei Jahresbruten hervor-

bringt, gedeiht auf Schlehenbüschen, Pfirsichbäumen, Kirschen und Mandeln. Das erwachsene Raupentier ist plump gebildet, grün gekleidet, überzogen von einem Netz gelber Linien und Pünktchen, und trägt die Nackengabel. Vor der Verwandlung legt die Raupe eine braungelbe, seltner eine grüne Tracht an, Farben, die sie auch in der Puppenform beibehält. Die hellgrüne Gürtelpuppe aber liefert bereits nach vierzehn Tagen den Falter, die braungelbe überwintert und wird erst im nächsten Frühjahr reif.

Der Segelfalter bevorzugt, gleich dem Schwalbenschwanz und dem Distelfalter, zu Flugspielen kleine Bodenerhebungen und Erdkegel, die er häufig bis Sonnenuntergang umschwänzt. Stand seine Urwiege, seine Urpflanze auf solchen Buckeln? Die Schmetterlinge haben langwährende Erinnerungen...

Leider schwindet der Segelfalter immer mehr aus unserer Gegend. Die Planwirtschaft verdrängt ihn, sie vernichtet die Schlehenbüsche. Eines Tages wird er der Legende angehören.

In diesem Sommer züchtete ich mir einen Segelfalter aus der Raupe. Er durchschwebt, ein Lichtelf, mein Arbeitszimmer und saugt an den Futternapfen und Wassertrögen, die ich für ihn aufstellte. Zuweilen setzt er sich auf die Blumen am Fenster, am liebsten auf den Spanischen Pfeffer, und versinkt in Träumerein.

In seinen Träumen leben die Götterfalter, die fernen

Brüder und Schwestern. Er hebt seine Fühler: die ganze Welt tastet er ab. Wo sind sie?

Glückliche Segler, geschnitten aus Azur, indigoblauem Schillermetall, seegrüner Glashaut, elektrisch übersprüht! Wo, auf welchen Bacchanalen werden sie tanzen? Ihre Prunkfarben irrlichtern in den Märchen der Wilden, der Buschleute, der Kopfbäger und Menschenfresser.

Die Tanzmaske Leanders von den Infekteninseln hat so schwarzumfärbte, grünbeglühete Gespensteraugen. Die eingeborenen Fratzenschneider der wilden Länder ahmen die Eulenlichter nach und die Uhuaugen der Schmetterlingsfliegen.

Mein Segelfalter streicht durchs Zimmer, übersegelt den Schreibtisch, winkt mit den Flügeln, lädt mich ein mitzufliegen.

Ich bemühe mich, ein Segelfalter zu sein. Es ist nicht leicht, ich war noch nie ein Segelfalter. Vieles muß ich vergessen. Alles vergesse ich, wie gern und doch wie schwer, und ich denke nur: Segelfalter, Segelfalter!... Da glückt mir die Verwandlung: ich bin der Schmetterling, mein schöner Segelfalter.

Ich hebe und senke die Flügel: wie wunderbar! Nun flattere ich stürmisch. Doch macht mir das Fliegen etwas Mühe; vermutlich ist hier in dieser Luft das Fliegen nicht leicht. Ich übertaumele den Schreibtisch: was für ein entsetzlicher Kasten! Und ich wische an den Büchergestellen hin, unbegreiflichen Mauern von

roten, blauen, grünen, schwarzen Ziegeln, Wänden, die einen am Fortfliegen hindern. Die Papierhaufen und Blätter auf dem Schreibtisch erschrecken mich: Feinde finds, wahrscheinlich weiße Fangnetze, vor denen der Schmetterling sich hüten muß. Ich ängstige mich: sogleich überrieseln dunkle Bänder meine Schwingenhaut, und die Augen meiner gespitzten Hinterflügel laufen fieberrot an. Mich jetzt sicherer fühlend, durchstreune ich das Zimmer. Hier möchte ich nicht bleiben. Schön sind nur die Blumen und gut die Futter- und Wassernäpfe. Einen kühlen, süßen Honigtropfen sauge ich aus rosigem Blütengefäß, schlürfe eine Perle Wassers. Ich fliege fort.

Am Waldrand finde ich eine Pflanzensonne, gelb wie Gelbholz ist sie und hat einen roten Kern. In diesem Feuerherzen siedet sie den Nektar, den Insektenold, Schmetterlingslohn. Ich setze mich, bringe ihren Blütenstaub durcheinander, tauche den Rüssel in den Schmelz: oh diese Süße! Nuß, Ananas, Aprikosensäfte schmecken so lieblich. Sanft berauscht mich der Waldtrank und durchrinnt feurig meine Brust. Über die Blätter der Büsche sendet meine milde Sonne ihre Lichtwellen, ihr Sternenschweif durchbricht die Schlinggewächse und Dornenwälle. In dem Himmelsglanz badet mein Leib, davon werde ich fast durchsichtig.

Allen rate ich: werdet Segelfalter! Es gibt nichts Beglückenderes. Ich bin es, ich schwebe, ich bin glücklich. Fliegend bin ich glücklich.

Wunderbar warm ist es hier in diesem golddurchstäubten Wald, man fliegt viel angenehmer als daheim. Jeder Wellenschlag ist kühl, ambrosisch lind; samten schäumt die Brandung der Luft gegen den Kopf und bringt mir Segelfalter immer innigere Wärme zu.

Unverfehens bin ich in den Wald gesteuert. Tausend Luftwege habe ich, Millionen Blättergassen, zahllose Blumenstraßen. Wo es dunkelt, im Dickicht und Gedräng der Bäume, reihn sich brennende Laternen, Kronlichter, Fackeln, Kerzen; die leuchten mir. Sie sind freundlich, nicken mir zu. Geht es hier zu meinen Verwandten? fragen meine Fühler. Verbeugungen machen sie, die bunten Wegweiser. Ja, hier geht es zu meinen Vettern.

Ich bin in Indo-Australien.

Ich steige empor in opalene Dunstschleier, durch purpurne Schatten und Kuppeln, die glühn gläsern. Oben sind Gestirne in die Wölbungen gesetzt, Blitze, Scheiben von Glockenblumenhaut oder riesige Fliedertrauben.

Hoch in einen Baum setze ich mich, müd des Flugs, auf eine ganz unbekannte Orchidee. Über kirschrote Lippen lodern safrangelbe Zungen, gefleckt von schwarzen Punkten. In ihrer Kehle glimmt blaues, unbestimmtes Feuer. Ihre Schönheit, die gierige Pracht erschreckt mich, ich muß meine Flügel zusammennehmen und ruhig bleiben; langsam gewöhne ich mich an den verwirrenden Anblick. Ah, da sehe ich einen großen Schmetterling: vor mir sitzt ein Verwandter. Der sieht

aus, da kann ich mich verstecken. Ich wage mich nicht zu rühren, damit seine Augen meine Dürftigkeit und Armut nicht gewahren.

Die Flügel, die er jetzt vor mir aufschlägt wie ein Bilderbuch, sind nußbraun getönt. Auf ihrem Grund glänzt der Widerschein von Kirchenfenstern, ein zerschlagener Farben Spiegel. Ich bin entzückt. Von welcher edeln Abkunft muß er sein! Der Regenbogen hat ihn betropft. Er ist reich: metallisch glimmern seine Vorderrandflecken, gleich altem, sanftem Miniaturgrün. Diese Flecken leuchten wie Wunderscheiben, durchkreuzt von dunkeln Adern. Saphirblaue Splitter sind ihm eingefügt, Glanz, wie er Geschmeiden entströmt. Kühle Smaragdglut verschwenden die Wurzelhöfe, nur der Himmel eines fernen Gestirns blendet so durchsichtig grün. Meine Schmetterlingsaugen bestarren seine Wahnsinnschönheit. Im Norden bin ich geboren, im Nebelsommer, im Regenjahr; nicht in Fabelwäldern, Orchideengärten, Farbendschungeln, nicht trank ich meinen baurischen Honig aus Märchenbechern.

Leis stiehe ich fort und verlasse den Wald und die fremde Welt. Ob er mich bemerkt hat, der große Falter Taufendglanz?

Das Land durchschießend, erreiche ich wieder das Meer. Blau glitzern die Wogen gleich den schwalbenblauen Wellen meiner Hinterflügel; das Meer überreifend, komme ich heim, ehe noch die Abendsonne mit einem Feuerlid meine Flügelaugen anrötet. Ich segle den

Mainfluß hinauf, den alten, gemütlichen Main nach Würzburg und fliege durch das offene Fenster des Glasermeisters, der vor seinem Werkisch sitzt und Schmetterlinge sucht.

»Guten Abend!« sage ich. »Guten Abend, Meister! Was haben Sie da wieder für einen schönen Segelfalter gemalt...«

Der Schiller- Ich kam vom Schloß der Segelfalter und radelte auf
falter einer sommerlichen Landstraße, die nach einem kleinen Städtchen am Fuß des französischen Jura führte. In den fern von mir auftauchenden Bergen wollte ich den weißbeschwingten Apollofalter suchen, vielleicht auch ein paar andere Schmetterlinge.

Der Morgen war klar und heiß, obgleich es in der vergangenen Nacht ausgiebig geregnet hatte. Unterwegs kam ich bald in die Nähe eines Laubwaldes, in den die Straße hineinzog. Wipfelmächtig schob sich der Wald heran: mich erwartete eine angenehme Fahrt durch das Blättermeer. Die Sonne stand hinter der Anhöhe und warf die Baum Schatten weit in die Straße, und hier, in diesem sonnenlosen Bezirk, war der Weg noch feucht vom Regen. In den Pfützen glitzerte der Himmel und das grüne Geglänz der Bäume. Die Ränder der Lachen aber waren umflammt von zuckenden Strahlenkränzen.

Was für ein seltsames Licht! Gefunkel aus tausend und einer Nacht? Hatte hier ein Magier, im Wald schlafend,

Zaubersteine ausgestreut? War dieser Berg da der Berg
Sesam, dem Amethyste ausbrachen? und sie rollten her-
unter in die Straße...

Schmetterlinge!

Viele, viele wassertrinkende Schillerfalter!

Ich sauste mit dem Rad daher und der Fahne des Fang-
netzes, bremste... Die Schmetterlinge stöberten schon
in dichten Wolken auf, und ich fuhr mitten hinein,
umschwirrt von hundert und aberhundert erschrok-
kenen Flügeln.

Eine Schleife blauen Feuers umwallte mich, unirdische
Lohe. Flügelblitze flammten und erloschen, Sankt Elms-
feuer huschte, spielte, tanzte, Irrlicht glänzte, schwand,
leuchtete, verging, beständig wechselnd.

Die moorbraunen, weißbindigen und weißgefleckten
Falter, deren Schwingen das gebrochene Licht über
mich hinblendeten, als wollten sie mich mit ihrem Mär-
chengepränge verwirren, ließen sich nieder, schreckten
auf, setzten sich und beruhigten sich langsam.

Da waren sie geschart um ihre kleinen und großen
Teiche. Sie rüsselten, saugten, tranken und öffneten,
als ob sie atmeten, die zusammengeklappten Flügel,
und jedesmal, wenn sie es taten, schillerte der grelle
Irischein. Ein paar Unruhige und Scheue mochten
nicht lange sitzen bleiben, sie schossen auf, schräg gegen
Himmel und Wald: blitzblau spiegelte ihr magisches
Geleucht.

Ich war abgestiegen und stand auf der Straße, berückt

von dem Wunderbild. Wie leicht hätte ich jetzt ein Dutzend der schönen Sommervögel mit dem Netzhaken fangen können; ich begnügte mich aber mit friedlicher Bewunderung.

Wahrscheinlich hatten sie die Regennacht unter den Dächern der Bäume verschlafen, und nach dem Erwachen waren sie auf die Regenpfützen losgestürzt, um ihren Morgentrunk zu tun. Bis an den Waldsaum belagerten sie die Straße, erst vor der anrückenden Dunkelheit der hohen Bäume machten sie Halt.

Als ich mich wieder auf mein Rad schwang, schwenkten auch sie sich auf, wild mich umfliegend, der unter ihrem Flügelbogen hinaufste. Da ließ ich ihre azurblitzende Wolke hinter mir und durchradelte den kühlen, schönen Wald.

Noch erfüllt von dem Erlebnis, erreichte ich nach einer guten halben Wegeetunde das altertümliche Städtchen, wo ich mein Rad einstellen wollte. Da ich nun selber durstig war, lenkte ich zu einem Brunnen in der Nähe der Hauptstraße. Aber sieh! auch der Brunnen war von Schillerfaltern besucht. Er schickte seinen Silberstrahl in ein steinernes Muschelbecken, und die Schale ließ ihre Flut dünn übertönen in einen weiten Trog. Den Rand des kleinen Beckens hatte ein Juwelenschmuck von Schillerfaltern dick überkrustet. Sie tranken.

Silbern und golden sprühten die Tropfen, und violett blitzten die Falter, den Stamm umgaukelnd, den Strahl und das Rohr. Auch auf dem überregneten Pflaster

winkten sie mit ihrem metallischen Feuerwerk, den Veilchenflügeln, den Enzianschwingen.

Ich beugte mich über den Steintrog, um zu trinken: in der Flut spiegelte ihr Himmelslicht, sie flatterten in der unwirklichen Tiefe und umfittichten mein Gesicht mit einem Wetterleuchten von Kardinalblau.

Sie waren nicht scheu, hatten keine Angst, vor mir nicht und nicht vor den Bauernmägden, die ihre Eimer füllten. Den Mädchen waren die Schillerfalter so alltäglich wie Sperlinge. Eine paradiesische Eintracht war an diesem schönen Brunnen zwischen Mensch, Tier und Element...

Lange stand ich. Endlich verließ ich den Falterbrunnen und ging in das Gebirge.

Iris heißt er in den Büchern, der Schillerfalter, nach dem Glanz des Regenbogenbandes. Aus dem Samt seiner obern Flügelflächen bricht das überraschende Licht, aber seine Unterseite ist fast noch reicher: weißgebündet und gemasert von prachtvollen, fasanenhafte Rostfarben und Zeichnungen und geziert mit lila Augenpunkten.

Espen und Salweiden sind seine Futterpflanzen: ob er seine Unruhe von dem immer schwingenden, wehenden Laub ererbte? Das Weibchen legt im Sommer die Einzeleier auf die Oberfläche der Weidenblätter. Beinahe bedürfnislos leben die jungen Räumchen, wiewohl sie reichlich Nahrung haben. Aber die Natur gestattet

ihnen kein rasches Wachstum: bis zum Winter werden sie nur ein paar Millimeter groß. Der rindenfarbige Einsiedler spinnt sich dann mit Fußfäden an die nächstjährige Knospe fest und verbringt so, freisitzend, allen Unbilden des Wetters preisgegeben, die lange Winterzeit. Im Frühjahr, wenn die Knospen platzen, erwacht auch das Räupchen und genießt, an der Spitze der Blättchen nagend, die zarte Speise. Aber es frißt auch jetzt noch nicht viel. Man hat Zeit, ist geduldig, das Futter wächst von Tag zu Tag reichlicher. Allmählich nimmt man die Farbe der Blätter an, trägt ein etwas rauhes, doch schönes grünes Kleid, häutet sich dann und wann und streckt eines Tages am eckigen Kopf zwei gabelförmig gespaltene Schneckenhörner aus. Ist man erwachsen, zieht man sich mehr auf die Blattmitte zurück: hier ist man sicherer. Endlich wird man eine Puppe...

Die vierzehn Tage, oft auch drei Wochen währende Puppenruhe verbringt man am Wohnbaum, an Ästen, Zweigen oder Blättern, möglichst in den tiefen Baumstocckwerken, niemals oben im Wipfel.

Im Juli ist man ein herrlicher Schillerfalter, der Schmuck der Waldfäume, der nassen Straßen, der übermoosten Brunnen, das Entzücken der Schmetterlingsfreunde.

Der große Eis- Einen ähnlichen Lebensgang hat die Raupe des großen
vogel Eisevogels.

Auch sie nährt sich von Espenblättern und überwintert an ihrem Futterbaum. Ihr Quartier ist jedoch ein kleines,

unten geschlossen, aus einem abgenagten Blattstückchen zusammengerolltes Tönnchen. Die Raupe spinnt es dicht an die Rinde eines Ästchens und kriecht mit dem Kopf nach unten hinein. Der Einschlupf bleibt offen und ungeschützt gegen Regen, Schnee, Wind.

In den ersten Wochen ihres Daseins wohnen die einsam lebenden Raupen neben der überspannenen Mittelrippe ihres Blattes; von da aus besuchen sie die Blattspitze, um zu fressen. Die Raupe ist grüngewandet. Der schwarze Kopf trägt in der Mitte einen rotbraunen Makel. Der fünfte und siebente Leibesring hat sich durch grüne, hellpunktierte Siegelflecken ausgezeichnet. Dem Rücken entwuchsen zwei Reihen dicker, fleischeriger, gedornter Zapfen und Knöpfe, von denen zwei große hinter dem Kopf ragen.

Südliches Klima wirkt auf die Entwicklung der Eisvogelraupe hemmend. Leander brachte einst eine Anzahl Eisvogelraupen in sein warmes Glashaus. In der Wärme verloren die Tiere ihre angeborene Trägheit, krochen lebhaft auf Blättern und Ästen, fraßen stark, freudig — außerordentliche Falter waren zu erwarten. Aber wie sehr hatten wir uns getäuscht. Die Puppen fielen klein aus, zwerghaft gerieten die Schmetterlinge, matt getönt waren ihre Flügel.

Die Oberseite des großen Eisvogels düstert braun, doch strahlen kräftige weiße Binden und Flecken aus dem Samt. Eine zierliche abendrote Halbmondreihe wellt gegen die gezahnten Außenränder der Hinterflügel,

Nordlichtschmuck, ihm verliehn von versunkenen Eisvogeljahrtaufenden. Ein paar schwarzmagische Schatten lagern auf der ockergeflamnten, weißgebindeten Flügelunterseite und kühles, flußgrünes Eislicht.

Diese Eisfarbe gab ihm feinen schönen Namen. Sein Urahne, an welchem grünen Wasser mag er getrunken, gelebt haben? An Gebirgsbrunnen, vermoosten Bächen, in Eiskapellen, an Gletschermilchflüssen?

Die Heimat der Falter ist Innereuropa, nördlich endend in der Breite von Finnland. In Holland und England aber fliegen sie nicht. Im Süden begrenzen ihr Fluggebiet Spanien, Italien, Dalmatien. Mit Eisglanz folgen sie den Pappelstraßen, den Espen, die schönen Aviatiker. Auch sie lieben die Feuchtigkeit, die Nässe der Pfützen, der Landwege. In den frühen Tagesstunden tummeln sie sich da mit Vorliebe.

Ich begegnete ihnen, als ich, von dem altertümlichen Städtchen der Schillerfalter herwandernd, die Jura-höhen hinaufflieg. Es war auf einer steilen Bergstraße, in windloser Luft. Die Sonne brütete auf den Kalkhängen und glühte höllisch im weißen Staub, den ein knarrendes Bauerngefährt vor mir langsam mahlte. Es hatte Mehl, Wein und Ziegelsteine geladen, eine schwere Last, die den Pferden Mühe machte. Sie schwitzten und rackerten sich ab.

Der Fuhrmann wetterte und hielt die Zügel fest, denn die Gäule waren plötzlich unruhig geworden, peitsch-

ten aufgeregt mit den Schweifen ihre Leiber und schüttelten die Köpfe.

Was hatten sie nur?

Der Fuhrmann rief mir zu, als ich neben dem Hinterrad des Wagens ging: »Die verdammten Schmetterlinge!« Wahrhaftig: ein Schwarm von Eißvögeln hatte die Pferde überfallen, um den tierischen Schweiß zu fangen.

»Tun Sie ihnen nichts!« bat ich, als er die Peitsche hob.
»Harmlose Falter!«

Er nickte und ließ die Peitsche sinken. Wiederholt schon seien sie hinter den Gäulen hergewesen...

Die Zugtiere waren dicht bedrängt, verfolgt und belagert von dem flatternden Schwarm. Es war großartig. Eine erstaunliche Menge hatte den Rücken der Gäule bedeckt, mit einer breiten, zerschliffenen Schabracke, wunderbar gewoben, und bestickt mit grundgrünen, tongelben, weißfleckigen Schmetterlingszeichnungen. Die Eißvögel schwankten und schlugen die Flügel zusammen, umgaukelten die gespitzten Pferdeohren und ließen sich nicht vertreiben.

Und so, prächtig, abenteuerlich, ein Fabelgefährte, schnaubten die Gäule und knarrte der Wagen über die heißen Berge...

Es war an einem zeitigen Vormittag im Sommer. Ich schlenderte an einer feuchten Wiese hin, auf dem Weg zu Leander, den ich wieder einmal in seinem Glashaus besuchen wollte. An den umwucherten Wassergräben

*Der Perlmutter-
falter*

blühten die Sumpfveilchen bei den Vergißmeinnicht, und die frischen Binsenräume waren fein hingestrichelt. An einem schlanken Binstengel hing ein Falter, ein soeben ausgeschlüpfter bräunlicher Schmetterling. Langsam kletterte er hoch, unfähig zu fliegen, denn seine Schwingen waren noch naß und welk. Unten am Fuß der Binse lag das abgestreifte Puppenhäutchen.

Wie schön war es da oben, wo das Licht über die Binsenwelle flutete und die Spitzen in den Himmel stachen! Die Luft erzitterte, bewegt von Millionen Flügeln, und warmer Hauch strömte von Blumenmund zu Blumenmund. Unten düsterte die Grasdämmerung, die Schattenwelt. Fast zu lange hatte der Falter dort warten müssen auf seine Geburt, den Anbruch ewiger Schmetterlingsferien. Jetzt war es soweit. Wie eifrig wollte man fliegen und leben!

Freilich war es anstrengend, an der glatten Binse hochzuklimmen. Unruhig schaukelte sie. Ganz benommen hing der Schmetterling. Auf halbem Weg mußte er eine Weile ausruhn. War man erst oben, konnten die Flügel in der Sonne trocknen.

Ich neigte mich näher, da, plötzlich, brach aus dem Dickicht ein erdbrauner Buschräuber, eine Mordspinne. Sie hatte den Falter erspäht und jagte in gehetzter Eile an der Rückseite des Stengels hinauf, warf sich auf den Schmetterling und hieb ihm blitzschnell die Giftzangen in die Brust. Regungslos empfing der Träumer die im Nu tödliche Wunde. Aus!

Dieser kaum geborne, rasch verlorne Neuling war ein Perlmutterfalter, der gewöhnliche Wiefengast *argynnis felene*.

Ein schlichter Tagfalterling. Vom Ei an dem Boden nah, färbt lehmgelbe Grundfarbe seine Schwingen, überscheckt von schwarzen Kleinzeichnungen. Auf der Unterseite seiner hintern Flügelblättchen flimmern perlmutterhaft metallische Spiegel. Daher sein Name.

Keine Sommerlandschaft ohne Perlmuttervögel. Das Silbergeglänz ihrer lebhaften Flügel überprunkt die Brombeerhecken. Sie sind die braunen, zimtroten, dunkelspurigen Nymphen der Grasreiche und Waldblößen. In der tiefen Stille des Sommers übertanzen sie die Brombeerschläge und die Erdbeerverstecke, aufgeführt von den Kindern der Holzweiber, die Beeren und Pilze ernten. Mit hundert Silberlitzen und Monden blitzen sie im verpöngten Waldlicht und schwirren über die Schneiden der Sensen, wenn die Rebhühner lärmend aus ihrem Wiesenunterschlupf fahren.

Vielerlei Arten sind es, die sich da tummeln. Zu Dutzenden der kleine Perlmutterfalter, der Silberelf und der raschere, graziöse, große Perlmutterfalterling, *aglaia* genannt nach einer der Grazien. Vornehm gaukelt der große Silberstrich, der Kaifermantel: seine Hinterflügel sind beschmiedet von breiten Metallbändern. Ihm gefällt sich *daphne*, die lustige Herumtreiberin. Die vielen Flügel erregen in der Luft einen unhörbaren Sturm, ein Fächeln in der Gräserwelt.

Ihre Verwandten spielen in den Tälern und auf den Bergmatten Nordafrikas, in den Fluren Innerasiens, den Triften des europäischen Nordgebiets.

Die Herzblätter der Veilchen sind ihre Wiegen, die betauten Blätter der Sumpfveilchen, der duftlosen Hundsveilchen, der Wunderveilchen, auch der bescheidenen hochstengelligen Stiefmütterchen in den glühenden Brachäckern.

Schwerfälligen Flugs setzen die Weibchen die Eier ab, indes die Männchen Honigtröpfchen von Klee und Esparfette stehlen. Den Faltern ist eine reichliche Flugzeit zugebilligt. Manche von ihnen erscheinen in zwei Jahresgeschlechtern, so die kleine *felene*.

Nur langsam entwickeln sich die Räupchen der einbrutigen Perlmutterfalter. Klein überwintern sie an der Erde unter dünnen Blättern, zwischen Feldsteinen. Im Frühjahr beziehen sie die neue Veilchenwohnung, und Ende Juli entchlüpfen sie der Puppe. Nicht so die Falter der zweibrutigen Arten: sie fliegen schon im Monat Mai.

Kurios die zackigen Stürzpuppen. Sie hängen kopfüber, eine tiefe Brusteinkerbung sperrend wie ein aufgerissenes Fischmaul.

Der Silberglanz der Flügel ist optischen Ursprungs: auf hohlen, luftgefüllten Schuppen spiegelt das auffallende Licht. Die Pigmentfarben der Falterflügel aber sind in die Schuppengefäße eingelagert. Man weiß wenig von ihrer Mischung. Beim Schillerfalter werfen die Pigment

enthaltenden Schuppen auffallendes Licht nur in einer Auswahl der Spektralfarben zurück: irisierender Schein blendet auf.

Allen Perlmutterfaltern hat die Natur zu den Silberwappen noch Duftschuppen verliehn; die kräftigsten aber unferm größten, dem Kaifermantel. Diese den Vorderflügeladern aufliegenden Schuppen haben an ihrer Wurzel eine winzige Duftdrüse, deren Arom dem offenen Gefäß entströmt. Man kann nur annehmen, daß der Duft, mit unfern Geruchsnerven kaum oder nur schwach wahrzunehmen, als Mittel dient, die Freundinnen anzulocken.

Bei manchen Perlmutterarten schmelzen die Silberflecke zu Lichtteichen zusammen: sie sind behämmert mit Metall. Wenn sie ihre Flügel hochstellen, mögen sich die Gesichter der Blumen darin beschaun. Ich habe einen Falter von den Bergwiesen des Atlas: fein Silberschatz ist besonders groß.

Leander fing ihn dort, als er seinen Bruder Albert im Atlas besuchte. Dieser jüngere Leander hatte ein besonderes Schicksal. Er stand vor vielen Jahren in den Diensten einer französischen Importfirma in Casablanca und trat als Einkäufer von Rohseide, Feigen, Oliven und Mineralien mit den Berbern und Arabern in Beziehung. Jedes Jahr kam aus dem Atlas eine Beduinenkarawane zu Tauschgeschäften. Mit dem Scheich des Stammes befreundete sich der Agent, dem Beduinen in vielerlei Geschäften nützlich. Er wurde von dem Be-

duinenführer eingeladen, die Zeit zwischen der fälligen Karawane und der nächsten in feinen Zelten und Stammesfluren zu verbringen. Da Albert Leander zudem Urlaub nehmen wollte, folgte er der Einladung und verbrachte einige Zeit im Bergland seiner Freunde.

Der Leanderfche Schmetterlingsgeist regte sich auch in ihm. Die Brüder hatten schon auf der Schulbank miteinander Schmetterlinge gesammelt — und Albert Leander vergaß im afrikanischen Kontor nicht die deutschen Perlmutterfalter, noch die Eisvögel. Er sammelte nun im Atlas Puppen und Schmetterlinge, darunter auch einige dieser prächtigen Perlmutterfalter, und schickte sie nach seiner Rückkehr vom Urlaub dem Bruder.

Jahr um Jahr wiederholte sich der Besuch in den Bergen und Zelten, und als er wieder einmal im Atlas weilte, erkrankte der befreundete Scheich. Albert, nicht ohne ärztliche Kenntnisse, pflegte den Kranken mit Sorgfalt, konnte ihn aber nicht retten. Der Scheich starb.

Da er keinen Sohn hinterließ, wählten die Beduinen den Agenten zum Nachfolger. Albert Leander nahm die Wahl an, wurde Mohamedaner, heiratete und führte von nun an alljährlich die Karawane nach Cafablanca. Eines Frühjahrs erwartete ihn dort sein Bruder. Der lud Netze, Raupenschachteln, Säcke und Behälter auf ein Kamel und folgte seinem Beduinenbruder in die Berge. Er kleidete sich nach Beduinenart, bewohnte ein Zelt und führte in Bergwiesen und Schluchten ein höchst abenteuerliches Forscherleben, Gebiete ausbeu-

tend, die vor ihm kein Sammler betreten hatte. Beinah wäre er selber zum Beduinen geworden, hätte ihn nicht die Sehnsucht nach seinem Glashaus zurückgetrieben. Reich beladen kam er nach Deutschland. Einen jener Beduinenfalter schenkte er mir.

Ohne Perlmutterfalter keine echte Sommerlandschaft, *Die Bläulinge* ohne Bläulinge aber keine blumige Wiese in Deutschland.

Diese kleinen Tagfalter sind die zarten Elfen der Gräser, die Freunde der Rispen, die Vertrauten der Herzähren. Eingeweiht in die Geheimnisse und den seligen Schauer der Wiesen: welche Botschaften mögen sie tragen von den grüngoldenen Halmen zu den Glockenblumen, die so strahlend leuchten wie die Flügel der Kuriere?

Ein leichter Hauch läßt die Halme erzittern und kräufelt die grüne Woge des Grafes: die Wucherblume gischtet gleich den Schaumkronen auf den Mittagswogen des Meeres — da huschen die Bläulinge beunruhigt auf, die winzigen Traumvögel der Wiesenozeane, und die Orgel der Fliegen schwillt dunkler und tiefer.

Vielleicht hat sie ein Wirbelwind, diese Himmelschuppen, von der Membrane des Firmaments abgesprengt, und sie haben ihre Leichtigkeit und ihren feinen Flug aus der obersten Welt, in der alles leicht und fein ist. Da der Himmel die ganze Erde umwölbt, flatterten in alle Wiesen die Bläulinge. Nun sind sie da, und ich freue mich, daß sie da sind...

Meine Kindheit war von zahllosen Bläulingen umgaukelt; jener grüne Morgen durchschwebt von Legionen; jeder Weg aus den duftumspülten Dörfern in die Wildnisse der Flußlandschaften übersprenkelt von ihren Funken. Auf ihren Zephyrflügeln gewahrte ich den Wasserschein versteckter Moosquellen, das verstohlene Blau über den Wipfeln des Buchenwaldes. Die Augen der Dorfмädchen und Schnitterinnen waren so glänzend wie das Flügellicht der Bläulinge und die starren Pupillen der Vögel, die im grellen Nachmittag über die metallisch blinkenden Bäche schossen...

Der ätherhafte Wiesenfalter muß sich aus einer un-
gemein trägen, plumpen, kellerasselähnlichen Raupe entwickeln, beflügelte Seele, die das faule, niedere Leben des Stoffes überwindet, ehe sie aufsteigt in die ihr zube-
stimmte Sphäre süßen Sommers.

Hauptsächlich nährt sich die Raupe von dem zarten Gemüse der Schmetterlingsblütler, dem Steinklee, der pfefferduftenden Kronwicke, der zierlichen Esparsette, dem Hufeisenklee, dem Ginster, dem Thymian, dem rofablühenden Hauhechel. Ihre Beziehungen zu den Futterpflanzen sind so innig, daß man die an die Unterseite der Blätter angeschmiegtten grünen Raupenleiber nicht so leicht erkennen kann. Sie pflegen aber auch seltsame Freundschaften mit den Ameisen, den Polizisten der Wiesen. Es ist bekannt, daß viele Bläulingsraupen, insbesondere ausländische Arten, mit den kriegerrischen Insekten verträglich zusammenleben. Ja

zahlreiche Raupen genießen sogar das Gastrecht, in den Ameisenburgen sich zu verpuppen und die Ruhezeit inmitten ihrer bewehrten Freunde zu verbringen. Hier sind sie gut aufgehoben. Unbehelligt kann später der fertige Falter die Wohnung verlassen.

Auf einem Thymianbusch, um den ein lockerer Ameisenfandbau geschichtet war, bemerkte ich einmal starke Fraßspuren, die mich zu einer Untersuchung veranlaßten. Bald fand ich denn auch nach einigem Suchen die Raupen: affelförmige, dunkelgrüne, feinbehaarte Tiere, dicht belagert von heftigstem Ameisengedränge.

Halloh, was ist hier los? Soeben kletterte eine Ameise auf den Rücken einer Bläulingsraupe, dem Treiber gleich, der die Kruppe seines Kamels besteigt. Was hatte sie vor, die Reiterin? Da begann sie aufgeregt den Rücken der Raupe mit ihren Fühlern zu bürsten, zu streicheln, die Raupenhärchen zu peitschen. Mittlerweile wurde die Raupe von den andern Ameisen dicht umschart und festgehalten.

Jetzt traten unter den Bürstenstrichen an einigen der Härchen winzigkleine Flüssigkeitströpfchen aus, möglicherweise eine Art Angstschweiß oder Zuckersaft, der von den Ameisen gierig genossen wurde. Dieses Verfahren wiederholten mehrere Ameisen: sie melkten die sanfte Raupenkuh, taten ihr aber sonst nichts zuleide.

Die Bläulinge tragen an ihren Flügeln einen feinen weißen Haarfransenfaum, womit sie die Wangen der Lüfte liebkosen und die Gesichter der Blumen. Ihre Flügel-

decken umrandet eine dunkle dünne Linie. Manche aber ziehn vor, breite Randbänder anzulegen und so ihr violetttes Schuppenfeuer zu umdämmen, ihr blaues Geglänz. Die Unterseite der meisten Falter blinkt silbergrau. In diesen stumpfen Grund sind schwarze, gelbe, rötliche Pünktchen, Flecke, Striche und Monde eingesprenkelt, winzig und kraus, wie die Bakterienbilder unter dem Vergrößerungsglas.

Bei den neuzeitlichen Arten sind Männchen und Weibchen blaubestäubt. Bei den weniger fortschrittlichen Formen kleiden sich nur die Männchen blau; die Weibchen, artbewahrend, beharrend, bleiben bei ihrem unauffälligen Braungrau, der klösterlichen Tracht ihres Mittelalters. Aber auch die blaue Liebhaberei scheint bereits veraltet: einige Falter, festlich gestimmte Wiesenfreunde, überziehn ihren Flügelgrund mit leuchtendem Seidenrot: sie verwandeln sich in Rötlinge. Ist es die Mode ihres achtzehnten Jahrhunderts?

Aus den Rötlingen wurden Feuerlinge. Die »Bläulinge« der Neuzeit? Sie durchglühn ihre Schwingen mit so starkem Flammenrot, daß sie sich zu Dukatenfaltern umprägen.

Was für eine Erfindungsgabe, welches Farbenglück! Unbestreitbar ist ihr, wie aller Tagfalter Farbensinn hochentwickelt. Sind sie so phantasiereich, weil sie den prunkenden Blüten immer nahe sind, den braunen, violetten, lila, roten, blauroten und goldenen? Die sind ihre Lehrmeisterinnen, in ihrem Glanz haben sie sich

gespiegelt, ihrem Licht sich hingegeben, in ihre Leuchtfeder sich gestürzt.

Die blauen Falter lieben, wähne ich, die blauen Blumen, die gelben fühlen die Anziehungskraft der gelben.

Die Falter, wenn sie nicht gerade mit dem Eierlegen zu tun haben, dürfen ihren Neigungen leben, weil sie weder Krieg führen wie die Ameisen, noch arbeiten wie die Bienen. Sie sind an keinen gesellschaftlichen Zwang gekettet, keiner Masse dienstbar, keinem Staat. Haben sie sich erst aus dem Raupen- und Kotleben, aus dem Fresserdasein herausgeformt, verbringen sie ihre Tage in zügelreifer Sorglosigkeit.

Bei den Bläulingen, wie auch bei andern Schmetterlingsfamilien, haben die Falterkundigen Zwitterbildungen festgestellt. Manche Falter trugen in und an sich die Merkmale beider Geschlechter. Man hat — in ganz besonders seltenen Fällen allerdings — Schmetterlinge gefunden, die, nach der Längsachse des Körpers geteilt, auf der einen Seite in allem Männchen, auf der andern Seite in allem Weibchen waren. Gerade bei den Bläulingen traten solche Mischungen auf. Es war leicht, sie zu beobachten, da ihre Männchen und Weibchen meist grundverschieden gefärbt sind. Die Zwitter trugen einerseits zwei männliche blaue Flügel, anderseits zwei weibliche schwarzbraune. Aber auch ihre Fühler und alle übrigen Organe waren entsprechend männlich und weiblich gebildet.

Man stand vor einem Rätsel. Wie konnten solche Geschöpfe entstehen? Eine Doppelbefruchtung des Schmetterlingseies konnte nicht die Ursache sein, weil sie lediglich eine Zwillingsbildung hervorgerufen hätte. Die fesselnde Erscheinung der Zwiageschlechtlichkeit haben die Forscher aufmerksam beachtet. In Amerika gelang es nun auch einem Gelehrten, solche Zwitterformen künstlich zu erzeugen. Er entfernte durch Operation aus einer Raupe die Knospe des einen Eierstocks — die Schmetterlingsorgane sind ja in den Raupen bereits andeutend vorgebildet — und setzte dafür aus einer andern gleichartigen Raupe die eine Hälfte der männlichen Keimzellen ein. Die Verpflanzung gelang dem Raupenprofessor. Der Versuchsleidende überstand glücklich den für ihn lebensgefährlichen Eingriff, genas, verpuppte sich nach einiger Zeit und lieferte tatsächlich einen Zwitterfalter.

Solcher Erfolg ließ Leander nicht ruhn. Auch er wollte einen Knospentausch vornehmen. Ich kam gerade dazu, als zwei Versuchsraupen auf dem Werk Tisch in seinem Glashaus lagen. Er hatte sie in den Äther Schlaf versenkt, um störende Bewegungen zwar nicht ihnen, aber sich zu ersparen. Steif, gestreckt lagen sie da, festgehalten von Wattepolsterchen zwischen verrückbaren Nickelschienen.

Ihm eignet eine gewisse chirurgische Begabung. So hatte er sich schon früher einmal bemüht, bei Kreuzungsverfuchen mit Schwärmern, die er unter allen

Schmetterlingen am meisten liebte, künstliche Befruchtungen vorzunehmen. Doch ganz ohne Erfolg. Auch kein anderer Schmetterlingsforscher hat es bis jetzt so weit gebracht, den Faltervater überflüssig zu machen. Den Schmetterlingen dürfte nichts daran gelegen sein. Bloß die Seeigel sollen sich mit derartigen Künften abgefunden haben.

Der Doktor stand im weißen Arbeitsmantel vor seinem Tisch und schälte mit dem Skalpell unter einer Zeiß-Doppellupe die auszuwechselnden winzigen innern Teilchen aus dem Fett der beiden Raupen.

Sprachlos bestaunte ich die geheimnisvolle Arbeit.

Es war die reinste Zauberei, so rasch schnitt, zerlegte, löste Leander. Blitzschnell vertauschte er die Organe: der männlichen Raupe ein weibliches, der weiblichen Raupe ein männliches! und kunstreich, unter größter Vorsicht, verschloß er dann die geöffneten Leiber und trug die Raupen auf einer Glasplatte an die frische Luft; dort sollten die Raupen ihren Ätherrausch ausschlafen.

Er sprach immer nur wieder von seinem Versuch, wobei er alle Augenblicke zu seinen Raupen rannte, um zu sehn, ob sie nicht bald zu sich kämen. Von allen Seiten beschaute er sie, musterte sie scharf, und es hätte nicht viel gefehlt, hätte er sie auch noch abgehört. Plötzlich rief er, strahlenden Gesichts: »Eine bewegt sich! So gut wie gelungen!«

»Soll ich ihre Verwandten benachrichtigen?« scherzte

ich, auf das Gewimmel finer Ersatzraupen im Kasten deutend. Ich beschaute die Behandelten: verständnislos bewegte die eine den Kopf, den wohl etwas dumpfen Kopf, hin und her.

Leander reichte ihr Futter, gutes, zartes Grüngemüse, die Raupe spürte aber nicht den geringsten Appetit... Und als ich dann am nächsten Tag wieder ins Glashaus kam, zeigte er mir, erhoben und freudig, das nun schon recht muntere Tierchen. Die Freßlust hatte sich eingestellt und ließ nichts zu wünschen übrig. Die andere Raupe aber war nicht wieder zu sich gekommen, sie hatte den Eingriff nicht überlebt.

Ob aber die genesende Raupe auch eine Puppe werden mochte und später ein Schmetterling und gar ein Zwitter, das konnte man heute noch nicht sehn. Man mußte sich ein paar Wochen gedulden.

*Der Kohlweiß-
ling*

Das ländliche Jahr hat sich seinem Scheitelpunkt zugewendet, wie eine goldene Blumen Scheibe sich der Mitte des Tages zukehrt. Lichtgefättigt brütet die Landschaft, die Schatten verdunsten und haben sich in die Wälder geflüchtet, Traumbäche murmeln unter üppigen Kräutern.

Eine Stunde lag ich droben auf der Bergwiese, nahe bei einem vogeldurchhuchten Heidelbeerwäldchen. Die Hasen und Eichhörnchen haben zum zweitenmal Junge geworfen, die Ringeltaube füttert bereits ihre dritte Brut. Die jungen Girlitze und Würger plärren

in den Nestern... Der Sonnenglanz hext und geht um im Waldgewirr. Ich lese fleißig in meinem lebendigen Schmetterlingskalender, den tausend Flügel in den grünen Grund der Wiese schnörkeln.

Nun kletterte ich den Hang hinunter, durch Sandgruben und Dorngerank, gleite aus und kollere, Hals über Kopf, in ein laubverstecktes Dorf, zum Schrecken einer alten Frau, die schläfrige Sommergedanken auf der Schwelle ihres Häuschens spinnt. An einem hopfenüberwallten Gartenzaun bleibe ich hängen. Ein kleiner Bauerngarten...

Im friedlichen, stehenden Sonnendunst gaukeln die Weißlinge, summen Blau- und Goldfliegen, Hummeln plündern starre Blütenbecher. Baumdunkel glimmt im Hintergrund, Farben lodern, steife Bandgräser. Blaue Geheimnisaugen blicken mich an, erstaunt über mein unvermutetes Auftauchen.

Aber mich fesselt bloß ein Kohlweißling, der auf dem Stern einer roten Margerite herumftochert. Seine gelbliche Unterseite blinkt im schrägen Licht, er hat seine Flügel zusammengeklappt. Einer Ballerine gleich spazierte er, zierlich mit den Fußsporen tastend, auf dem gelbgekernten, rottrandigen Teller, seinen Rüssel in die kleinen Honigfläschchen tauchend.

Übt er den Margeritentanz zum Geigenstrich der Grillen am Gartenzaun? Die Bläue des Sommers bebt und klirrt von den Schwingtönen der Millionen Insekten. Jetzt hat der Honigfläscher den Teller geleert: da fliegt

er fort. An meinem Gesicht vorbei schwingt er über den Zaun, zickzackt ins Nachbarfeld und flockt mitten in eine saftige Kohlpflanzung. Ist er es, der dort niedergeht, oder ist es ein anderer Weißling? Einer gleicht dem andern, und viele streunen feldein, feldaus. Mag auch sein, daß mein Weißling unter der grellen Sonne in nichts verflatterte...

Ich lasse den Bauerngarten und schlendere dem Acker zu. Ah! sieh, hier ist er gelandet, auf einem großen, fetten Blatt. Was treibt er? Er legt Eier. Mein Schatten verscheucht ihn, aber die Eier sind abgesetzt. Ein ganzes Paket stapelte er auf die Unterseite des Blattes, eine gelbe Kolonie, dicht gesiedelt. Und nun bedenkt er bereits eine zweite Pflanze mit neuer Eierfaat.

Zahlreiche Weibchen sind bei der Legearbeit. Eine Menge fleißiger Weißlingsmütter. Sie haben so eifrig zu tun, daß keine sich um die andere kümmert. Der Tag ist günstig und zwingt sie zur Fruchtbarkeit.

Kohl! Kohl! ahnen sie. Eine Welt von Kohl wartet ihrer. Tausend Stauden sollen Eierniederlagen haben. Sie nützen die Zeit! Mag es morgen regnen, gleichwohl, geborgen werden die Eier unter den Blättern kleben. Am Abend sind sie todmüd, die emsigen Arbeiterinnen, wenn sie in den Wiesen und Kartoffeläckern an den Gras- und Blattfengeln einschlafen. Sie waren nicht müßig...

Aber müßig sind die Männchen. Sie gehn ihren Vergnügungen nach, dem Zeitvertreib. Sie durchsteuern

die Luft, bereit, jeden Augenblick in ein Blumenwirts-
haus einzufallen, oder ein Weißlingsfräulein zu ver-
folgen. Jetzt eben ist, knapp vor mir, ein Kohlweiß-
ling hinter einem Weibchen her. Aber die Schöne
kneift aus: schnell kreift sie empor, er hinterdrein,
aufgeregt peitschen seine Flügel den sanften Wind-
hauch... Hin... Her... Da werfen sich zwei neue Be-
werber in den Tanz, zu viert fliehn sie aufwärts, höher
und höher geht ihre Jagd. Nun sind es gar fünf, eine
wilde Staffel: steil treibt sie die Sommerluft in den Him-
mel. Nun, da ich kaum noch mit den Augen folgen
kann, reißt die weiße Girlande entzwei: ein Weißling
bleibt zurück, noch einer hat es satt, so hoch zu jagen,
man hat es da unten bequemer. Auch der dritte läßt
ab, genarrt und verwirrt der vierte.

Aber der fünfte läßt nicht nach. Ist es der letzte, der
sich ins Getümmel mengte? Ist es der erste noch? Ihm
ist das Weibchen plötzlich zugetan, rasch stöbern sie
herunter, flattern in eine Wiese und finden sich.

Einige Wochen später komme ich wieder des Wegs.
Die Sonne, der große, mütterliche Stern aller Schmet-
terlinge, hat längst die Eier ausgebrütet. Verwandelt
haben sich die gelben Kolonien in gefräßige Raupen-
gesellschaften, die Tag und Nacht das saftige Feld ab-
weiden.

Beinah jedes Blatt ist bewohnt von den grünlichgelben,
schwarz- und lilagesprenkelten Raupenlämmern. Be-
dauernswerter Landmann! Sie haben ihm die Kohlstrün-

ke kahl gefressen, die dicken Blätterrippen entfleischt. Dies die Folgen der Weißlingsliebe. Was wächst, wird aufgezehrt, verspeißt, verdaut, verwandelt.

Meine Straße führt mich am Acker hin durch eine rotglänzende Weichfelallee: Raupenzüge verlassen die Kohlpflanzung. Die Tiere überkriechen die Straße und beklettern die glatten Kirschbaumstämme: eine Unzahl verpuppungsreifer Raupen, unruhige Pfadfinder, auf der Suche nach einer Verpuppungsstätte.

Früher eingetroffene hängen bereits, Puppe geworden, andere spinnen ihre Fußpolster, den Gürtel, halten den Kopf nach oben — anders als die Eckfalterraupen bei der Umwandlung —, krümmen die Brustringe ein; gläsern wird ihr Leib...

Viele auch, die da kleben, starben mitten in der letzten Raupenarbeit: ihr Leib ist an beiden Seiten eingefaßt von einer Schanze gelbseidener Tönnchen. In diesen Tönnchen sitzt der Todfeind, die Puppe der Knäuelschlupfwespe, deren Larve in der Weißlingsraupe heranwuchs.

Ich beobachte an einem Weichfelfstamm den Aus schlupf der Schmarotzer. Die kleine, bleiche Made hat den Raupenleib durchbohrt und windet heraus. Zwei, drei, ein Dutzend bricht nach, gräßliches Gewimmel.

Das ist die Todesstunde der Weißlingsraupe. Sie ahnte nichts, spürte weder den Stich in ihren Specknackten, noch die Untermieter in den Eingeweiden. Sie fraß und fraß... Nun sitzt sie da, betäubt und schwach: alle

Lebensgeister verlassen sie. Wie eine schrumpfende Schote entleert sie ihre reiskorngroßen Früchte, Maden, die, sogleich den Seidenkokon spinnend, ihre verschheidende Wirtin umzäunen.

Immerhin: schlüpft kein Kohlweißling, so entfliegen doch Wespen.

Haben die Weißlingsraupen ein Kohlfeld kahl gefressen, wandern sie fort, den mongolischen Horden gleich, die abgeräumte Fluren und Dörfer aufgeben, um neue Futterplätze zu suchen. Trümmer und Krautruinen hinter sich lassend, formen die Raupen große Marschkolonnen und Heere. Man hat sie beim Überkriechen von Bahndämmen beobachtet, wie sie die Eisenbahnen aufhielten, weil ihr zermalmtes, breiig gefahrenes Fett den Reibungswiderstand der Räder aufhob.

Aber auch die Schmetterlinge lieben die Wanderschaft. In manchen Jahren, wenn die geburtsregelnden Schlupfwespen spärlicher auftreten, bilden sie dichtgeballte Zugwolken, die, an windstillen Tagen zumeist, ohne Raft und Ruhe vorüberziehn, gelenkt von einem Richtungssinn. Im letzten Sommer sah ich sie in gewaltigen Schwärmen über das Erzgebirge wolken und ins Elbtal einfallen, wo sie der Stromwind des Flusses auseinandertrieb...

Der Kohlweißling ist der verachtete Landstreicher unter den heimischen Schmetterlingen. Sein kreidiges Weiß, die schimmelige Blässe seiner Flügel, überzeichnet von billigen schwarzen Tupfen und grauen Rand-

binden, verschafft ihm nicht die Zuneigung farbenbegehrlicher Blicke, wie sie der gelbe Strahl des Zitronenfalters, das Feuer des Fuchses, der Glanz des Admirals auf sich ziehn. Er ist reizlos, alltäglich und bäuerlich. Zwar fehlt er nicht im vollständig gehaltenen Schmetterlingskasten, doch hat er darin, gleich der wertlosen schlichten Dreipfennigmarke im Briefmarkenalbum, keinen Rang.

Ziehn einst die Schmetterlinge durch das Pfauenaugentor in die Nachwelt aller Beflügelten, muß er bis zuletzt warten. Die kleinen Blutströpfchen und Eulen, die winzigen Spinner und Grasvögel werden vor ihm einfliegen dürfen in die nieverblühenden Wiesen und Pflanzenauen. Er aber muß warten, bis alle vorüber sind — zur Buße, weil er in seinem irdischen Raupenleben so viel gefressen hat.

Aber ohne ihn wird die Farbensymphonie des Schmetterlings-Paradieses nicht vollkommen sein...

Der Aurora-
falter Der Kohlweißling ist der volkstümlichste Falter, der gewöhnlichste Tagsschmetterling aus dem Stamm der über die ganze Erde verbreiteten Weißlinge. Jedes Kind kennt ihn. Aber wie die Bläulinge nicht immer in blauer Tracht erscheinen, so sind auch die Weißlinge nicht immer weiß beschuppt: die große Familie der *Pieriden*, der er angehört, bestäubt sich oft, vor allem in den Tropen, mit leuchtenden Farben.

Doch auch bei uns fliegen bunte Arten. Im Mai der

Aurorafalter. Er ist ein Weißling höherer Stufe: auf seinen Vorderflügeln glänzt die Morgenröte der neuen Zeit. Die obern Ecken der zarten, weißen Schwingen tauchte er ein in das Orange des Sonnenaufgangs. Sein liebliches Flügelkleid macht uns heiter. Er folgt den taufeuchten Sohlen der Bauernmägde, wenn sie wie Göttinnen des Morgens mit ihren Graskörben in die Wiefentäler hinabtauchen.

Die rotgoldene Auszeichnung des Lichtbogens wurde dem Männchen vorbehalten. Das Weibchen blieb weiß, altfränkisch. Sie sind etwas rückständig, die Schmetterlingsweibchen. Prunk, Zierat, Metapher sind männliche Erfindungen. Ich bin sicher, die Auroraweibchen werden sich mit den goldenen Besätzen der heutigen Männchen schmücken, wenn die Männchen von morgen bereits einen blauen Sonnenkreis auf ihren Vorderflügeln haben ...

Der Falter liebt die Sonnenverfönntheit kleiner Waldwiesen, auch besucht er die Gärten. Wenn die Kräuter und Blätter seufzen unter den Liebkosungen des Windes, entsprühn den grünen Herzen die weißen und goldgestreiften Auroraflügel. In ihr genügsames Idyll schießt der Bogen des Mittags seine Pfeile, und die Amsel tropft ihre schwärmenden Waldlieder hinein.

Hier die kleine Chronik der Aurorafalter:

Ich hocke auf einem Wurzelftock in der Wiese mit der Ausdauer eines buddhistischen Waldjägers. Irgendwo

in der Moostiefe faucht die umflorte Stimme dumpfen Holzes. Im Gefäll des nahen Waldbaches klimpert Wassermusik, vielleicht eine mönchische Strophe aus Indien. Mir fällt ein:

Im grünen Walde weilt ein Jünger gern,
Allein, zufrieden, froh geheilt im Herzen...

Ich will die Aurorafalter beobachten. Man muß ebenso geduldig wie bedürfnislos sein. Ein Stein genügt zum Sitz oder ein Wurzelstock, bezogen von grauem Flechtenleder, die kleine Grasflur, heute geliebt, morgen verflucht an den Mai, an Sonne, Wind und Regen. Möge doch die Natur in ihren dunkelgrünen, geheimnisverbergenden Vorhang einen leuchtenden Schlitz reißen, damit ein sonderlicher Falter entwische, eine Raupe, ein Käfer. Möge die Blüte einer langgesuchten, geliebten Pflanze hervorzüngeln!

Die Sonnenkringel geistern über den Grasboden, goldene Schmetterlingsbilder. Stille.

Über einer kleinen Lichtinsel, einem gemalten Sonnenfalterbild, flattert ein Auroramännchen im Kreis. Was gibt es da? Ein Sonnenbad, einen Lichtgefährten, einen himmlischen Schmetterlingswink? Blütenknöpfe, Saftteller, Honigdrüsen, irdische Vergnügungen? Unermüdlich fliegt es über seinem kleinen Raseneiland, kreuzt violette Blumenriffe, durchsteuert Schatten und Glanz.

Ich schiebe mich zu ihm, tauche pirschend zu Boden, presse das Gesicht in die Grasbüschel, mein Schatten

folle es nicht verscheuchen. Mit vorsichtigen Fingern sperre ich ein Halmtor auf, äuge durch ein Grasfenster in eine Blättchenlaube, gesponnen von Klee und Erdbeerlaub: auf einem Krautbett sitzt ein Auroraweibchen. Es hat seine Flügel flach ausgebreitet, regungslos hingegen dem Licht, regungslos dargeboten dem orange gestreiften Lufttänzer. Scharf krümmt es das Hinterleibsende aufrecht.

Auf und nieder balzt das Männchen; rundum jagt es, ein eifriger Werber. Wie lange noch? Aurorazeit vergeht, vielleicht auch Zeiten. Derwischhaft taumelt es über die Halmspitzen, die Blätterklingen. Das Weibchen wartet im grasgewirkten Haus, in der Schmetterlingsburg.

Aber das launenhafte Männchen verliert auf einmal die Luft, rollt seine Flugspirale auf, gaukelt fort. Quer über die Wiese rudert es hin, bis an die Farnkrautwildnis. Aber dort stutzt es, bremst, kehrt um.

Der schöne große Sonnenschmetterling, das helle Raffeneiland zuckt, glänzt: schnell kehrt das Auroramännchen zurück zu ihm, zurück zu den perlmutterweißen, ausgespannten Weibchenflügeln, dem Mittelpunkt seines Flugwirbels, dem Liebesstern im grünen Aurorahimmel.

Wild erregt springt und hüpfet es durch die Luft, jetzt blitzschnell hinab. Es wird angenommen.

Viele Aurorafalter paaren sich auf der Waldblöße. Es ist so weit: im Juni werden die Eier auf das bescheidene

Wiefenschaumkraut abgelegt, auf Waldkresse und hohes Turmkraut: gelblichgrüne Eierchen, denen des Zitronenvogels ähnlich. Drei Tage nachher sind sie schon leuchtend orange wie die Binde des Männchens. Einsam und träg lebt die dunkelblaugrüne Raupe auf ihrer Futterpflanze. Im Juli, wenn die Wiese strotzt, ist sie erwachsen. Sie hängt sich in einen Gürtel und wird eine dreieckige, flache, kahnförmige Puppe. Der Kokon überwintert, ihr Falter kommt im neuen Jahr an warmen April- und Maitagen, anhänglich dem Wiefenschaumkraut, das soeben seine ersten veilchenblauen, ätherduftenden Kreuzblüten aufzut.

*Der Apollo-
falter*

Der Würzburger Glafermeister, ein Freund meiner Gedichtbände, an denen er nur auszusetzen hat, sie enthielten keine Schmetterlingsverse, malte mir, im vorigen Sommer zum Abschied einen Appollofalter auf Pergament, eine besonders kunstreich verfertigte Ausgabe. Ich habe das Blatt rahmen lassen, es hängt über den Schmetterlingskästen. Die Handwerkerhand schrieb mit Goldschrift auf das Pergament:

Der Falter Sorgenfrei

Grüßt »Vogel Zeitvorbei«.

Reizende Anspielung auf einen meiner Gedichtbände, »Vogel Zeitvorbei« betitelt. Nach dem Gott der Dichtkunst bekam der Schmetterling seinen schönen Namen. Die ganze Gattung ist der Ordnung *Parnassius*, dem Apoll- und Dichterberg, eingereiht.

Eine reizende Anspielung aber auch auf die Person des Malkünstlers. Er ist in der Tat ein Falter Sorgenfrei: mit seinen Schmetterlingseintfällen zieht er durchs wein- und mainbeglänzte Jahr, der alte Farbenfreund. Sorgen drücken ihn nicht: er hat keine Familie und treibt keine Politik. Er malt und gläsernt. Wenn die Malerei nichts als Freude einträgt, so werden wenigstens Fenster Scheiben immer wieder eingeworfen und zerbrochen. Solang es Glas gibt, lebt er von den Scherben.

Ich kam aus Nürnberg, da sah ich das lebendige Ebenbild meines gemalten Falters auf einer Jurahalde, wo ein Landmädchen an dem heitern Vormittag seine Geißen durch die Kräuter austrieb. Eine Weile ging ich mit der etwa Siebzehnjährigen, redend und scherzend, bis ich sie auf den Apollofalter aufmerksam machte.

Aber sie lächelte. Es sei nur ein Kohlweißling. Ihrer gebe es genug.

So ergeht es den Bewohnern des Parnaß; man hält sie oft für Kohlweißlinge. Aber die Apollofalter schweben nicht mit den Flügeln der Dorf- und Gemüseschmetterlinge.

An diesem Tag sah ich noch mehrere Apollofalter aus den Schluchten des fränkischen Jura aufsteigen und die besonnten Steinriesen des Kalkgebirgs umgaukeln. Denn der Apollo ist Kalkbesiedler, seine Futterpflanze, die niedrige, weißblühende Fetthenne, ein Kalkgewächs.

Die fränkischen Apollofalter haben Verwandte in aller Welt: die vom schweizer Jura, vom französischen, und

jene vom ganzen nördlichen Alpengebiet in mittlerer Bergeshöhe auf Matten und Triften. Andere wieder durchflattern die Täler der südlichen Alpen, so im Dolomitengebiet. Ein Apollo schwebt über den Kalkhängen der Mosel, ein anderer kreist im Fichtelgebirge. Einst lebte im Riesengebirge ein Apollo: er ist ausgestorben, brotlos geworden durch die Vernichtung seiner Futterpflanze. Ich kenne einen, dem eignet ein See und ein Felsgelände über dem Wasser: Bartholomä am Königsee. In den Schroffen der Eiskapelle, auf grünen Streifen der Watzmannwand, an den Gras- und Blumenflecken der Funtenseetauern liegt sein Reich: er heißt Bartholomäfalter.

Auch im Norden, in Schweden und Norwegen, flügeln Apollofalter; östlich von hier in den Bergen des Balkan, den Schluchten der Karpathen und des Kaukasus, im griechischen Bergland streifen sie umher. Im tiefern Süden gedeihn sie im Appenin, auch in den Bergen Spaniens.

Ihr Ursprungsland ist Sibirien, in den zentralasiatischen Bergen stand die Pflanzenwiege der weitverbreiteten Falterfamilie. Dort, auf Kuppen und Hängen, lebt eine Menge der nächsten Verwandten meines fränkischen Falters. Wahrscheinlich fand er von hier den weiten, schicksalsreichen Weg nach Nordamerika, wo er sich einbürgerte in den hohen Felsengebirgen, den Rocky Mountains.

Überall, an jeder Fundstelle scheint er sich, der Wandel-

bare, in Einzelarten auszuformen. Eine Unzahl Namen tragen diese Unterabteilungen.

Mein Apollo, den ich im fränkischen Jura hafchte, ist ein Märchenschmetterling nach dem Motiv: Weiß wie Schnee, rot wie Blut, schwarz wie Ebenholz ... Seine Flügel sind weiß, edelweiß, ganzrandig, fein umschnitten. Schwarze Vorderrandflecken betuschen die dünn-geponnenen Membranen. Je zwei große rote Tupfen, weißgekernt und schwarz umringelt, leuchten auf den eingefschweiften Hinterflügeln. Einfache, geistreich aufgesetzte Zeichnungen.

Die weiblichen Schmetterlinge haben sich im allgemeinen mit dünnerer Bestäubung begnügt, so daß ihr Flügelkleid einen etwas dunkeln, grauen Eindruck erweckt.

In der Paarungszeit an warmen Tagen finden sich die beiden Falter im Gras, unter Halmen und Krautgenist, wo sie sich verbinden. Während der Vereinigung bildet sich aus unbekannten Drüsenflüssigkeiten des Männchens an dem Leibesende des weiblichen Falters eine hornartige Tasche, deren Aufgabe noch gänzlich unerforscht ist. In den kommenden Sommerwochen streun die Weibchen ihre schildförmigen, kleinen Eier über die Fethenne aus, heften sie also meist nicht an die Futterblätter. Die Eier liegen auf dem Boden und werden im Winter vom Schnee bedeckt. Oft kriecht das Räuption noch unter der Flockenschicht aus dem Ei und macht sich an den Stengel seiner Futterpflanze, die übrigens häufig an

sonnigen Stellen wurzelt, wo der Schnee auch zuerst schmilzt.

Das kleine Tier, ein kohlschwarzer Raupenmohr, trägt feine Härchen und rote Schmuckflecken. Am liebsten weidet es bei hellem Sonnenschein, der es aufmuntert. Allzu große Hitze aber mag es nicht. Ist es müd von der Freßarbeit, kriecht es unter die Pflanzenhenne wie ein Küken unter den Fittich seiner Mutter.

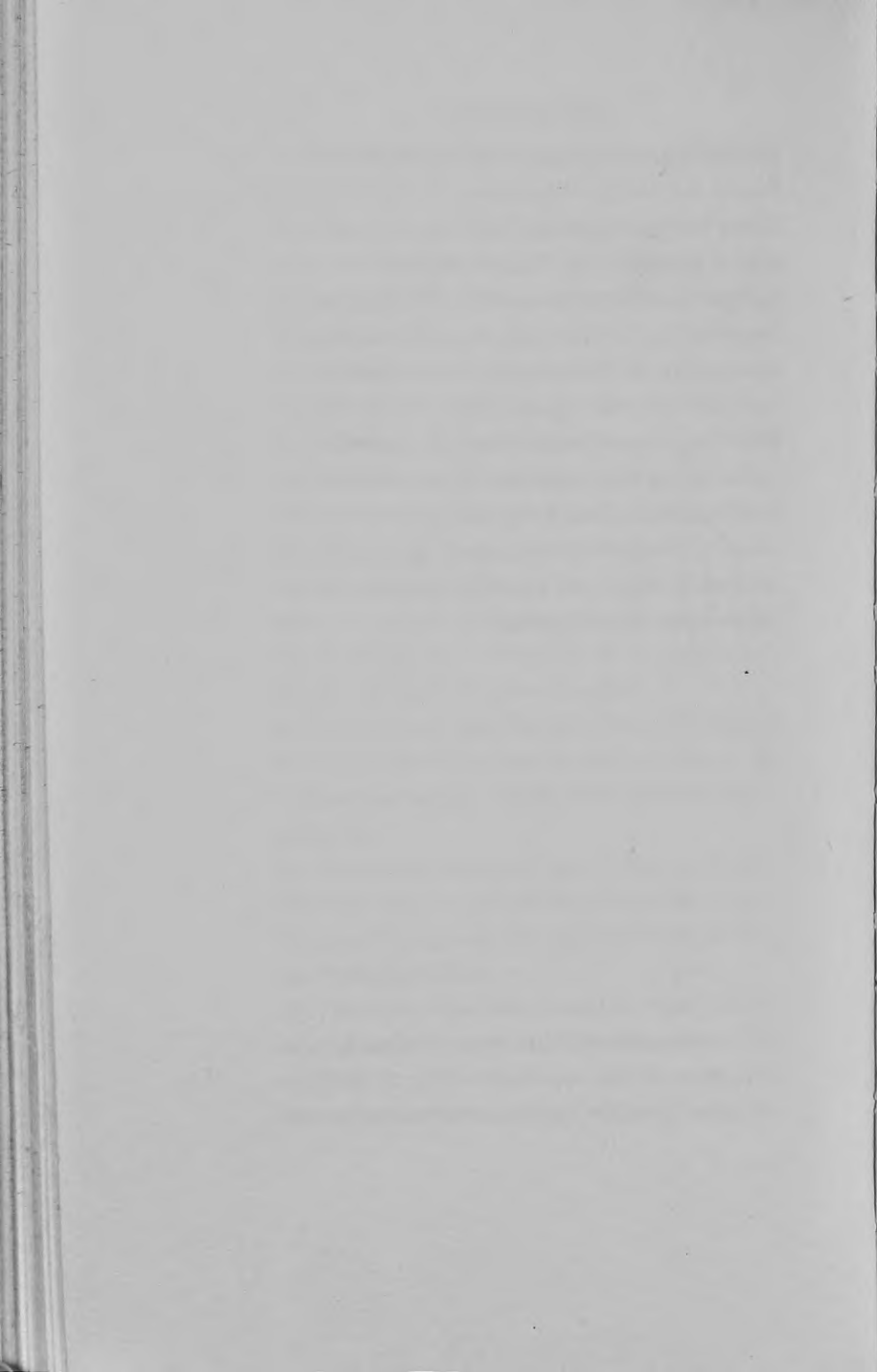
Auch dieses genügsame Raupenleben geht wie jedes zu Ende. Dann wird ein lockeres Gespinnst auf dem Erdboden gewirkt, und unter dem Gewebe streckt sich die Larve in ihrem gedrunghenen braunen Pergament zum Puppen Schlaf. Um die Wende Juni, Juli, meist morgens, sprengt der Apollo die Puppenwalze, trocknet die Flügel an der warmen Luft und steigt in die Berge, auf seine freien Blumenwiesen.

Höhenhonig und Alpenseim fieden da in den Kelchen. Der weiß- und rotgetupfte Bergkobold gaukelt im Luftchor der Bienen, zwischen Mattengrün und Himmelsbläue.

Ich beobachtete ihn einmal beim Gelage. Auf einem südlichen Berg war ich in die Hauptflugzeit der Apolloschmetterlinge geraten und zugleich in die Hochblüte der Türkenbundlilien.

Die Lilien hatten die Falter verzaubert, verzückt. Blind und toll jagten sie hinein in die süßen Flammen, in das Gestäube der rostbraunen Pollen. Um die leuchtenden Blütenchatzkammern tanzten sie wild, ausgelassen, mit

den Schwingen das goldene Mehl hinfreuend. Sie befleckten ihre weißen Membranen, wie sich Bezechte achtlos ihre Sonntagskleider verderben; immer neue Scharen flatterten in den Türkenbundgarten. Der hatte feine geheimen Lockungen nach allen Windrichtungen ausgesandt und die Falter von nah und fern hergeholt. Da waren sie, die Lilienfreunde, in ihrer Luftbarkeit. Sie überstäubten, überregneten, überwirbelten sich mit dem Pollenpuder und wälzten sich in den Gewürzstaubwolken bis zur Unkenntlichkeit: sie hatten sich im Nu in wissenschaftlich äußerst fragwürdige Rostfalter verwandelt... Apoll selbst, der Gott des Tages, hätte sie so nicht wiedererkannt, die nach ihm benannten, derart verummten Apollo-Tagfalter.



DAS LEBEN DER SCHMETTERLINGE
ZWEITES BUCH: FALTERLEGENDEN



In Griechenland ging vor langer Zeit, in der Homerischen Zeit, das Gerücht um, Homer, der alte Dichter, den man gestorben wähnte, lebe noch. Sieben Städte stritten sich damals um die Ehre seiner Geburt, keine einzige aber um die Würde seines Todes. Ein griechischer Jüngling aus einer der ruhmfüchtigen Städte hörte von einem Olivenhändler, der blinde Dichter hause auf einer der kleinen Inseln im Archipel. Welche es sei, wußte er nicht. Ein Segelschiffsverleiher hatte es ihm berichtet, und diesem war die ungewisse Kunde von einem Seemann zugetragen worden. Auf und ab schaukelte die Welle des Gerüchts, doch Zuverlässiges hörte niemand.

*Der Falter des
Homer*

Alexander, der Jüngling, getrieben von der Liebe zu Homer, beschloß, den Verschollenen zu suchen oder wenigstens um die Inseln herumzutfreunen, Land und Leute kennen zu lernen und sich den Meerwind um die Ohren wehn zu lassen. Er mietete bei dem Schiffsverleiher ein Segelboot, befrachtete es mit Lebensmitteln, Getränk und allerlei Gut für eine längere Fahrt, nahm einen Seemann an Bord und fuhr eines Morgens aus dem Hafen von Athen.

Von Insel zu Insel trieb er auf den blauen Strömungen des Meeres, suchte, spähte — doch vergeblich. Er landete an den kykladischen Eilanden und segelte in die Einöde des kretischen Meeres, richtete den Kiel nach Karpathos und Rhodos, drehte die Segel, der Strömung entgegen, durch das Irrfal der Sporaden und lenkte

schon das Steuer in die Richtung nach Nikaria und dem Gestade von Chios, da warf in der Morgenfrühe ein von Kleinasien herbrechender Sturm die Nußschale an ein winziges Infelkorn. Die Geschicklichkeit des Seemanns wußte das Scheitern des Fahrzeugs zu verhüten, sie sausten in eine gurgelnde Bucht und blieben.

Mutlos kroch Alexander über das Geröll: nirgendwo weder Mensch noch Tier. Über die Wasser schleifte der Sturm die schwarzen Flöre, alle Sicht verhängend, die Wogen grollten und rissen ihre schaumgeifernden Rachen auf, das Infelchen umbellend. Er bestieg die Zinnen der Felsen, um auszufschaun: da sah er in der Ferne eine Hütte, Bäume und einen Hügel.

Alexander und sein Begleiter hielten darauf zu: es war die Hütte eines Hirten. Der kam aus seinem Stall, stand unter der Tür wie ein Herbstbaum und betrachtete wortlos die Seefahrer. In seinem weißen, sturmzerrütteten Haar hingen dürre Grashalme und Laubreste, sein Hirtenkleid war aus vielen Flickern zusammengesetzt. Er mochte neunzig Jahre sein.

»Der Sturm warf unser Schiff in die Felsen«, sagte Alexander, auf den Seemann deutend.

Der Alte antwortete nicht.

»Wir bitten um deine Gastfreundschaft, bis das Meer ruhig und unser Fahrzeug ausgebessert ist.«

Die Augenbrauen des Hirten hoben sich ein wenig, was vielleicht heißen konnte: Bleibt!

»Gibt es noch andere Unterkunft hier?«

Er schüttelte die Hand.

»Ich suche...« sagte Alexander, beklommen von dem alten Licht der Augen, »ich suche den Dichter Homer, der auf einer kleinen, unbekannten griechischen Insel leben soll...«

Der Hirte zeigte ihm eine blöd - erstaunte Miene.

»Der ist wahrhaftig stumm!« knurrte der Steuermann.

»Er scheint mir eher schweigsam zu sein!« antwortete Alexander und winkte ab.

»Wohnt bei dir ein Greis mit Namen Homer?« fragte er den Alten.

Der Hirte brummte, seine Stimme hatte den dumpfen Klang des Gesteins, das unter dem Sprung der Ziegen hinabschollert in die Schlucht. »Homer?... Ja, ist hier!«

»Mann!« rief Alexander, freudig aufgeregt und gespannt. »Der Dichter Homer?«

»Der Dichter Homer?« meinte der Hirte, grinssend und verneinend. »Ach wo! Ein alter kleinasiatischer Bettler! Vor Jahren setzte ihn ein Olivensegler hier ab... den Bettler Homer!« Sein Zottelbart wackelte, durchkämmt von den knöchigen Gichtfingern. Mißtrauisch, verständnislos schüttelte der Alte den Kopf und stieß, unglücklich weiterer Worte, die Tür seiner Hütte auf, aus der ein schwarzer Hund seine Schnauze steckte.

Aber Alexander faßte den Hirten am Ärmel und versprach ihm einen schönen Krug mit roten Figuren.

»Wo ist der Homer?« fragte er hastig.

Der Alte meckerte bocksgleich und zeigte auf den Stall.

Alexander stürzte in das Gelaß. Die Ziegen und Schafe waren fort, sie weideten wohl draußen am Hügel auf windgeschützten Halden. Hinter dem Fenster sah er den alten Hirten langsam vorbeiwaten durch die Meerböen, die von Rand zu Rand fegten; er klapperte mit dem Stock und rief seinem Hund. Der Seemann lief um das Haus, den Schuppen nach Holz zu durchsuchen, denn das Schiff hatte ein paar Löcher davongetragen.

Alexander durchspähte das dämmerige Halblight des Stalles, und als seine Augen Pfoften und Raufen, Ketten und Streu unterschieden, gewahrten sie auch einen dunkeln Haufen in der Ecke, und das war der Bettler. Klopffenden Herzens, Zweifel und Hoffnung im Sinn, näherte er sich dem Liegenden. Ist er es, ist er es nicht? Die Erregung ließ ihn erzittern, der Augenblick betäubte ihn fast. Wenn er es wäre! Ganz leise und behutsam tat er. Ach, er war es wohl nicht, der große, alte Dichter! Vor ihm, hingestreckt in die Streu der Schafe, den Gestank ihres Unrates atmend, lag ein hochbejahrter Greis.

Alexander neigte sich zu ihm und starrte bei dem schwachen Schein des Tageslichts in geöffnete, aber glanzlose, tote Augen. Der Greis war blind. Der Jüngling forschte in den alten, ehrwürdigen Zügen nach einem geistigen Zeichen. Mit gesammelter Innigkeit und Inbrunnst betrachtete er die hohe, verrunzelte Stirn, die weißen, beschmutzten Haarsträhnen, den Bart, darin Spinnweben, Fliegenflügel und vertrocknete Milch-

tropfen klebten. Braun gebeizt von der Inselfluft war die Haut, Pergament, von feinen Äderchen mühselig durchronnen; blankgeschliffen blinkten die Schläfen, gleich den Kieseln, die durch die Mühle des Meeres rollen. Seit Menschengedenken mochte sich der Bettler nicht gefäubert haben, wiewohl ihm das Wasser so nahe wogte: seine Ohren waren schmutzig, die Füße starrten von Unsauberkeit, die Fingernägel glichen schwarzen Halbmonden. Alexander fühlte sich von diesem Anblick zurückgestoßen, er richtete sich seufzend auf und atmete ein paar Züge frischer Luft am Fenster. Der Stallgeruch verursachte ihm Schwindel und Kopfschmerz. Doch blickte er wieder in die düftere Ecke. Homer heißt er... Olivenfahrer haben ihn ausgesetzt... Welche Stadt hat ihn abgeschoben...? Ein kleinasiatischer Bettler...

Der Greis war uralt, hilflos, bejammernswürdig. Ein Hundertjähriger, angewiesen auf die Mildtätigkeit eines Neunzigjährigen, der nichts hatte als eine leere Insel, ein paar Krümen Erde und seine wenigen Ziegen und Schafe. Alexander schaute mit halbem Blick in den Spinnenwinkel, mit halbem Blick hinaus auf das Meer, das dunkel drachenbrüstig aufbäumte. Der Sturm hatte nachgelassen, Windpausen traten ein, bald konnte man weitersegeln, war nur erst der Bootschaden wieder behoben!

Jetzt regte sich der Greis. Mausgleich raschelten seine dürrn Hände im Heu und Laub des Lagers. Seine Lip-

penmurmelten feierlich Lallendes, stöhnten, hauchten...
Nein, er hatte nichts gesagt! Alexander, ein Bein zum Sprung vorgefetzt, lauschte. Sagte der Alte etwas?

Er schwieg. Stille. Fern bäumte dunkel drachenbrüstig das Meer: Alexander sah es hinter dem Stallfenster steigen und sinken. Er spürte sich von dem Wogenbild gepreßt mit ungeheurer Wucht... In seinem Herzen keimte ein scheuer Mut, eine schamhafte Frage. Er blickte den Alten an.

Plötzlich rief er und erschrak im Augenblick: »Bist du der Dichter Homer?«

Die Worte verhallten. Der Stall, die Pfoften, die Raufen der Tiere, Mist, Unrat, Heu und Laub hatten die Laute vernommen; die waren in sie eingegangen und darin verstummt: Bist du der Dichter Homer? Keine Antwort. Der Greis antwortete nicht, er hatte den Anruf nicht einmal gehört. Er war taub, stocktaub.

Seine bärtigen Lippen bewegten sich von Worten, die nicht Wort werden konnten. Hatte er auch die Sprache verloren?

Jammervolles Alter!

Alexander erbarmte sich seiner, faßte ihn an und richtete ihn auf, ein Knochenbündel, mühevoll zusammengehalten von dem zerشلissenen, fleckigen Mantel und dem Hirtenstrick um die Hüfte. Er drückte ihm den Stock in die zittrige Hand und führte ihn langsam von seinem Fliegenlager hinaus vor die Tür auf eine rohgezimmerte Bank.

Dann lief Alexander zum Boot, um einen Krug Weines zu holen. Er füllte den Napf, hob ihn an den Mund des Blinden, aber der Alte trank nicht, denn auch die Blume des Weins duftete nicht mehr in das dürre Leben. Er netzte ihm die Lippen, die Tropfen rollten in den Bart, die Kraft des Weines war ohnmächtig vor so großer Ohnmacht.

Hilflos setzte sich Alexander neben den Greis. Das schwarze Gewölk des Himmels jagte, weitem brandete die urgraue Wildnis des Meeres. Jetzt drang das Sonnenlicht durch einen Schattenfpalt und beleuchtete den magern Inselboden, die Hütte, die Bank, ihn selbst, Alexander, und den Blinden. Sie umglänzte das schickfalfremde, runzelige Gesicht, die breite Stirn, den Kopf, leer wie ein Gefäß, dessen Geist verdunstet war.

Die Wärme, die Sonne, sie allein hatte noch Stärke, einzudringen in das verwitterte Pergament der Haut, in den ausgebrannten Lebensstoff des Bettlers. Er rührte die Hand, den Fuß, bewegte den Kopf, hob das Kinn, öffnete weit die Lider und ließ das Licht regnen in die öden Augenhöhlen. Schimmerte nicht ein Lächeln auf feinen Zügen?

Alexander betrachtete ihn fassungslos.

Da flüsterte der Alte: »...Odysseus!...«

Und Alexander erschrak, das Wort lähmte ihn mit ungeheuerem Zauber. Sein Herz schlug, er begriff. Er war es, der Meer- und Inselgesuchte, der Tote und noch Lebende, der alte Dichter Homer.

Und wieder: »...Odyfseus!...«

Lauter tönte es jetzt, flammelnd und unirdifch, gedämpft, als läge Meernebel auf feiner Zunge:

»Heute... begeht man... im Volke...«

Schweigen.

Alexander, felig gefpannt, horchte. Er hörte das Meer rollen und fern die Mufchelhörner der Flutgötter.

Das greife Haupt neigte fih ein wenig auf die Seite, als verfuche es, einem innern, weltabgewandten Gefang nachzulaufchen, der Erinnerung vielleicht oder der Ohnmacht der Erinnerung.

Da!

Homer lifpelte:

»... das heilige Feft des Apollon ...«

Die Strophe zerriß, das Haupt fank müd nach vorn.

Und jetzt ein letztes, flammelndes Wort, aufperlend aus der Nacht der Seele, aus verfchütteten Gründen.

Leis feufzten die Lippen, als entließen fie Bläschen von Atem:

»... feierlich!...«

Der Greis, ermattet von Wind und Wärme, war eingefchlafen. Alexander hielt ihn an fih gedrückt, damit er nicht niederfinke.

Am Abend kam der Hirt mit Hund und Herde vom Hügel. Schweigend fetzte er dem Bettler einen Napf frifchgemolkener Milch vor, auch den Seefahrern, rief feinem Hund und fchlurfte in die Hütte, zur Ruhe. Die Sonne tauchte ins Meer.

Alexander brachte den alten Dichter durch das Gedräng der Schafe, führte ihn in den Winkel, ihn auf die Streu hinbettend, bedeckte ihn mit dem Mantel und ging ergriffen ans Meer. Er hüllte sich in ein Segel und legte sein Gesicht in den Sand.

Anderntags holte er aus dem Boot Segeltuch, Linnen und Polster und bereitete daraus dem alten Mann ein bequemer Bett. Das Wasser war längst wieder glatt, und sanfte gute Reisewinde wehten. Aber Alexander dachte nicht daran abzureisen, er wußte ja, Homer werde bald sterben. Er wollte ihn bis zum Ende nicht allein lassen in der Inselverbannung, allein mit dem wortkargen, unwissenden Hirten. Er fühlte sich beauftragt, ihn zu pflegen und den kümmerlichen Rest der Tage mit ihm zu teilen. Er bekleidete ihn mit Wäsche, reinigte seinen groben, wetterzerflossenen Mantel, brachte ihm von feinen Lebensmitteln und geleitete ihn jeden Morgen in die Sonne. Als Homer vor Schwäche nicht mehr gehn konnte, trugen Alexander und der Seemann den Matten auf einer Reisigbahre vor die Hütte. Der alte Dichter verfiel von Tag zu Tag. Nach ein paar Wochen war er bereits so kraftlos, daß er die Hände nicht mehr heben konnte. Wie ein kleines Kind mußte er gefüttert werden.

Seit jenem Abend hatte er auch nicht wieder gestammelt. Völlig versunken schwieg in ihm die Sprache, versickert wie die Bäche des Meeres im Sand.

Da begab es sich aber eines Abends, als Alexander ge-

rade vom Boot heraufkam, daß der Greis wieder Stimme und Wort hatte. Gefüllt mit Wohllaut war ihm die Kehle, gleich wie in seiner Manneszeit, als er an einem Sommertag oben auf dem Parnas im Wind stand, angeglänzt von der Sonne Apolls.

Sein Antlitz schimmerte geistige Entzückung; weiß wie gehämmertes Silber blinkte die Stirn. Ihr Leuchten bannte Alexander, und er stand ehrerbietig. Dem Mund entdrängte Strophe um Strophe, verworren, dunkelfinnig; plötzlich stiegen, aufgelichtet, verständlich und kristallklar: Wellen großen Klangs, dröhnend aus der Riefengefangeswooge von einst:

»Wenn dann ... wieder der Sommer erscheint ... und der Segen des Herbstes ... Ist von gefallenem Laub ... sein Bett ... an der Erde ... geschüttet...«

Alexander schauderte, den schwarzen Grundton des Schmerzes vernehmend, die Trübsalsweise des Greises, der hellflichtig seinen Jammer, die Armut und Verlassenheit wußte. Scham peinigte den Jüngling. Stritten sich nicht sieben Städte um die Ehre seiner Geburt? Hatte ihn nicht ein Olivenschiff mit Gelächter hier abgesetzt? Erschüttert lehnte er an dem Stallpfosten, die Hände auf die Augen gepreßt, weil er den Anblick des Leuchtenden, Blinden nicht ertragen konnte.

Und Homer sprach:

»Da nun liegt er ... und jammert ... und nährt in der Seele die Trauer ... Um dein Schicksal klagend...«
Alexander ächzte, die Seele tat ihm weh.

Und die Stimme scholl, meerhinausjammernd:

»Also verzehrt auch ich...mich...im Leid...und erlag...dem Verhängnis...«

Stille. Der Weltkreis schien in Schweigen getaucht, das Meer gelähmt. Alexander wagte kaum zu atmen. Er hob das Gesicht, den Verstummtten anstarrend. Weinte Homer?

Er weinte nicht. Am Ausgang seines Lebens hatte er keine Tränen mehr, nur Worte noch und Trümmervorte. Nur eifigen Glanz der Stirn hatte er noch und Gewitterschein augenlosen Gesichts.

Jetzt öffnete er abermals den Mund, und Alexander vernahm Singen, einen zerbrochenen Irrsinns- und Heilsklang:

»Zeus...du Vater...und all ihr unsterblichen...feligen Götter...!«

Was erbat er von den Göttern? Er sang, wie Erz singt, wenn die Klöppel dagegen schlagen; summend sang er wie die Schiffer singen hinter Nebeln und Regenwänden, wenn die Sonne die Dunstmauern zerstört. Hochauf stieg und schnellte seine Stimme, und die Dürsterkeit fiel ab von ihr, wie der Staub der Erde fällt aus dem Fittich des auffliegenden Vogels. Hell und rein entquollen die Töne seinem väterlich-milden Mund. Was erflehte er von den Göttern?

Weder Linderung noch Gabe erflehte er von den Göttern. Nichts begehrte er. Nur anfangen wollte er sie, immer feuriger und inniger, in der Sprache der grie-

chischen Dichtungen, in der Sprache der Odyssee und der Ilias, in der Sprache der Tempel. So sang er. Aber plötzlich wandelte sich seine griechische Sprache in eine ganz andere, in eine unbekannte, nie von Alexander gehörte, große, mächtige und goldene Sprache. Überaus schön klang sie, weise, tief und alt. Ihre Klänge waren gemischt aus allen unirdischen Lautmischungen. Alexander lauschte beklommen, hold und schmerzlich verzückt.

Dem zersprungenen, verwitterten, verachteten, beschmutzten Lebensgefäß entrang sich eine unentweihte, erhabene Flamme. Sie brannte und klang.

Alexander lauschte.

Die Töne und Laute und Wortmächte erinnerten ihn geheimnisvoll an Sterne und Räume hinter Sternen; sie gemahnten ihn aber auch an das Meer zu allen Tages- und Nachtzeiten, an den Wind, die Sonne und die Berge: es war eine Sprache, die alle Erscheinungen ausdrückte. Vielleicht war es die Wolkensprache, die Sprache der Götter, die Weltallsprache.

Aber auch diese Sprache hatte Ende und Auflösung. Die Sätze und Anrufungen, die unbegreiflichen, hohen Zusprüche stockten; abgetrennte Worte schallten, und bald waren es auch keine Worte mehr, die dem nun erlahmenden Mund entflohn. Nur noch Wort-Ur-Teile waren es, mit denen Homer die Welt ansprechen konnte: Vokale... helle und dunkle Vokale... einsame Lautformen...

Alexander erzitterte: hier, vor ihm, vor seinem Ohr und Geist, zerfiel eine ungeheure Welt; Wortfäden, Wortländer, Wortmeere, Wortvölker und Wortgestalten zerstoßen, zermehlten zu Staub, zu Nichts, und wie ihre Urklage hörten sich die hinschwingenden Vokale an: »A...a...a...!E...e...e...!I...i...i...!O...o...o...!U...u...u...!«, leise, herzerreißende Töne, eine nachterfüllte, langgezogene, schwermütige Melodie am Rand der Erde.

Die bartumkrauten Lippen schwiegen, bebten, öffneten und schlossen sich, fangen nicht mehr. Der Wind fäufelte durch die mageren Pflanzen — oder waren es die allerletzten Flüsterlaute Homers, zurückgegeben an Gras, Stein, Sand und Flut?

Alexander näherte sich, aber ehe er noch die Bank erreichte und die Reifigbahre, prallte er zurück, getroffen von einem mächtig-unheimlichen Stoß: Der Mund des alten Dichters tat sich weit und hohl auf, wie in einem wilden Schrei, der nicht geschrien wurde...

Der Jüngling erblaßte und erschaute ein Geheimnis, das er bei sich bewahrte. Er verriet es nicht, nicht dem am Abend heimziehenden Hirten; nicht dem vom Schiff kommenden Steuermann, der ihm half, den Toten auf dem nahen Hügel zu begraben.

Als er das Grab mit Pflanzen und Büschen geschmückt hatte, verließ er die Hirteninsel, und der Seemann steuerte ihn nach Hause. Im Ohr behielt Alexander den Sang, das Klangerbe, und in seinem Geist formten sich Stro-

phen und Gefänge, die ihn über ganz Griechenland berühmt machten. In allen Städten wurde er gefeiert, mehr als Homer je in seiner Glanz- und Mittagszeit, Münzen wurden nach seinem Bild geprägt und Steingestalten gemeißelt. Er wurde ein zweiter Homer. Er brachte eine neue dichterische Sprache auf: die band durch die Kraft ihres Blutes und der Anschauung Sterne an die Sternenträume, Meere an Winde, Sonnen an Berge; es war eine Sprache der Wolken, der Götter und des Weltalls.

Er war eine Leuchte seiner Zeit. Die Nach-Zeit aber hat nichts von ihm erhalten und aufbewahrt: sein Name ist heute vergessen...

In seinem Greifenalter ging Alexander mit seinem Enkel über die Felder seiner Heimatstadt. Es war ein schöner, heiterer Sommertag, die Sonne blitzte in den Wiesen und den Olivenhainen. Greis und Knabe schlenderten über eine blühende Wiese, erfreut von den Flügen der Vögel und dem Lied der Hirtenflöten, die aus den Schattenwäldern ertönten.

Plötzlich, am Fuß des Berges, wo ein kleiner Tempel unter Zypressen leuchtete, wurde der heute namenlose Dichter blaß und war außerstand weiterzugehen.

Der Enkel ergriff hastig die Hand seines Großvaters, ihn voll Angst fragend, was denn mit ihm sei.

Der Greis zitterte, atmete heftig und setzte sich endlich auf einen Stein am Weg. Fernhinschauenden Auges deutete er auf einen Schwarm von Faltern, die vom

Berg her flügelten und spielten, und der erschreckte Enkel hörte: »Vielleicht dreißig... dreißig Schmetterlinge! Oh, so viele Homere sind gestorben, so viele Seher... tot!«

Der kleine Enkel verstand nicht, was die Worte bedeuten sollten. Befremdet sah er seinen Großvater an, der dem Gewimmel schmerzlich bewegt nachblickte, bis es sich über die blühende Wiese zerstreut hatte und entglitten war.

Dann, nach einer Weile der Ruhe und Sammlung, zog der Greis seinen Enkel liebevoll an sich mit den Worten: »Nicht ängstlich sein, es ist schon vorüber...«

»Was ist vorüber?« fragte der besorgte Junge.

Und der heute vergessene Dichter sagte: »In meiner Jugend habe ich Homer gesehn, und ich sah, was kein Lebender sah: ich sah ihn sterben!«

»Du Großvater? Das war er sicherlich nicht!«

»Doch, er war es! In seinem Tode sprach er die Verse Homers homerisch...«

Der Knabe lachte: »Das kann jeder herumziehende Sänger!«

Unmutig schüttelte der alte Alexander den Kopf und sagte: »Ich habe einen Beweis!«

Und er erzählte, wie er den alten Homer gesucht und gefunden hatte und in welchem Zustand. Wie er arm, blind und taub war, voller Gebrechen und Schmutz, zerlumpt und schwach, angewiesen auf die Mildtätigkeit eines alten, mürrischen Hirten. Wie er schlafen

mußte in einem dumpfen Schaffstall im Mist der Schafe und völlig unbewußt war seines einstigen Ruhms, der vergangenen Größe — eine taube, fruchtentkernte, verbrauchte Hülfe...

»Ich war dabei, als er starb. Niemand sonst war dabei. Vor seinem Ende kamen ihm, in den Sterbensgeflüchten, Strophen aus der Odyssee in den Mund, die er lang vergessen hatte, und eine ganz seltsame unirdische Sprache, die außer ihm kein Sterblicher sprechen konnte, die Sprache von den Himmelsbergen, die Sprache der Götter. Er sang in dieser gewaltigen Sprache und verlor sich endlich in rätselhaften Lauten, in langen Klageweisen, die mir das Herz zerrissen: A... a... a... E... e... e... I... i... i... O... o... o... U... u... u..., Töne, aus denen die Welt gebaut und gemauert ist. Apoll selbst sang aus ihm. Und es war das furchtbarste Erlebnis, das ich hatte: in der jämmerlichsten Gestalt den strahlendsten Gott zu erkennen. Und weil er blind war, sah er nicht, daß ich dabei stand, sonst hätte ich solche Erfahrung gewiß mit dem Tode bezahlt. Deshalb habe ich auch nie darüber gesprochen, aber heute, da ich so alt bin, fühle ich keine Angst mehr vor dem Tod und kann sagen, was ich hörte und was ich sah. Ich hörte Homer singen wie Apoll und sah ihn sterben... Nach dem letzten Hauch seines Totenfangs saß ihm auf der bärtigen Lippe ein Schmetterling, mit den Flügeln fächernd, als fange er verzückt einen letzten Tropfen Süße. Das beschwingte Wesen war aus dem

Abgrund der Kehle gestiegen und flog auf und entschwand: entweder eine Verwandlung Apolls oder sein Abgesandter, nun rückkehrend zu dem ewigen Vater, der alles singt und alles sieht und bloß kleine versprengte Teile seines Allsingens und seines Allschauens an die Menschen verteilt.

Diesen Schmetterling...

Nun sah ich ihn heute zum erstenmal wieder, sah sie heute zum erstenmal wieder, in großer Anzahl, die Seelen toter Sänger, toter Seher, toter Götterliebende. Hat sie Apoll zurückgeschickt, hat er seinen Klanghimmel aufgegeben, will er ihn nicht mehr tönen hören? Und es irren nun alle die Homere umher, die gelebt haben: wortlos, klanglos, gottlos, unfähig...«

Der Junge hörte längst nicht zu, er war aufgesprungen und eilte über die gelben Wiesen. Um Bauminfeln steuerte er, raufte durch die grüne Flut des Grafes, an Blumeninfeln segelte er dahin mit windgebauchtem Kleid, und an einem violetten Wickengestade strandete er, einen halberlahmten Schmetterling erhaschend, der nicht mehr recht fliegen konnte, weil er schon sommerkalt war.

Solche Falter hatte der Junge noch nie gesehen: weiße Schwingen, fein geschnitten, schwarze Randflecken auf den Vorderflügeln, rote, schwarz umkreiste Tropfen auf den Hinterflügeln. Die waren neu in Griechenland. Er brachte den Schmetterling seinem Großvater:

»Was ist das für ein Schmetterling?«

Der Alte aber achtete nicht seines Enkels. Er schaute

in seine Erinnerung und sah wieder: der Mund hatte sich weit und hohl aufgetan, als wollte er einen Schrei ausstoßen, den er nicht schrie. Aber aus der Höhle zwischen Lippe und Lippe rüttelte sich ein weißer Falter, mit schwarzgetuschten Flecken und blutroten, dunkelumringten Augen auf den Hinterflügeln: aus dem Munde des verschheidenden Homer der Apollofalter...

Der heilige Antonius war ein Freund der Natur. *Der Falter des heiligen Antonius*

Wenn er nicht dem Gebet, der Seelsorge und der Betrachtung oblag, vertiefte er sich in das Leben der Pflanzen und Tiere. Er sah sie, und sie sahn ihn an, und mit seiner himmlischen Liebe drang er in die Tiefe ihres wortlosen Daseins und lieb ihnen seine Menschensprache.

In seine Anrufung nahm er, wie sein Freund Franziskus, das Geschöpf auf, auch die Gestirne und den Wind, der da wie ein Fremdling wehet. Alles, was lebte und wüste, war ihm ein Abbild, wenn auch nur ein ganz blaßes, oft zerstücktes des Unbildbaren. Nur in der Befinnung, meinte er, finde es sich unversehrt.

In seinem Klostergarten, hoch am Berg, hatte er einen Würzgarten angepflanzt, ein Gehege, darin allerlei Kräuter wuchsen und Blumen blühten. Sie gaben ihm ihre Kräfte und opferten sie zum Heil seiner Kranken. Gern saß Antonius dort auf der steinernen Bank. Der Klosterbrunnen summt, das Laub über ihm begleitete mit Rauschen die Weise seiner Andacht. Längs der niedern Mauer sah er hinaus, weit in das Land. Dort zogen die Straßen in die Welt, die er gelassen hatte und auf denen er hinzuwandern pflegte in die Städte, darin sein Wort, eine riesige, über den Seelen der Menschen schwingende Glocke oft und oft widergeklungen war, ein Ruf zur Sammlung, Reinigung, Bereitschaft.

Selten störten ihn die Brüder, wenn er in seiner Schau und Gartenstille saß und Zwiesprache hielt mit den Stimmen in seiner Brust oder mit einer Blume oder

einem Vogel, der die Krumen des Klosterbrotes aufpickte. Die Bienen und die Falter waren zu Gast in diesem sanften, kühlen, doch sonnenlichten Garten. Sie umschwirrten die Ziersträucher, die Minzen und Rauten, den Salbei und die weißen Kirchenlilien.

Freundlich ruhte sein Blick auf Rosmarin und Gladiolen: wie süß duftete das Kraut und wie hell strahlten die Blüten, darüber die Schmetterlinge gaukelten. Da riß ihn eine hastige Bewegung aus der stillen Haltung: in einem glitzernden Spinnennetz hatte sich ein kleiner Schmetterling gefangen. Er zappelte verzweiflungsvoll, und schon schoß die Spinne aus ihrem Webestern und stürzte sich auf den Gefangenen. Aber Antonius sprang auf, kam der Spinne zuvor und rettete den kleinen Falter. Seiner Hand entflatterte der Befreite.

Antonius setzte sich wieder. Er seufzte: wovon soll die Spinne leben? Ein Wesen frißt das andere.

Und in der Welt war Krieg.

Antonius sah all die Mühe seines Lebens vor sich: wie er die Berufung gefühlt hatte, und nun saß er hier, und sein Bart reichte ihm bis zu den Füßen, und fern über dem Tale stieg Rauch auf, Feuerchein zuckte trüb und rot. Dort brannten wieder Höfe und Dörfer, aufgezehrt von den Heeren, die tief hinunterstießen mit Feuer und Eisen in das Herz des Landes. Und in der Welt waren Krieg und Not und Teuerung und gar betrübte, armelige Zeiten. Die Menschen waren getartet und entartet, als hätte Christus nie gelebt.

Und er, Antonius? Ach, sein Leben war vergangen, und was war geändert! Verweht waren seine großen Glockenrufe und übertönt vom Lärm der Waffen. Zerstreut waren seine Predigthörer wie Spreu im Sturm. Seine Lieblingskirchen waren entweiht, verwüftet, ausgeraubt, ein Tummelplatz der Söldner und Haufen. Als hätte Christus nie gelebt.

Der Heilige faltete seine Hände. »Heiland,« sagte er, »sieh deine Herde!«

Die Schlange wälzte sich über den Boden. Er sah, wie sie die roten und schwarzen Spuren zog, die Dörfer umringelte und krachend zerdrückte mit dem Leib von Stahl und Eisen. Ihr qualmender Hauch röstete die Städte, das ganze Land erlag und gab sich ihr hin. Ihre scharfen Sicheln mähten die Wälder wie Gras, das ihre Tausendfüße zerstampften. Sie warf sich in die Flüsse, die rein und blau aus den himmelnahen Bergen rollten, vergiftete das fruchtnährende Wasser und ließ Blut, Eiter und Schlamm hinter sich. Durch Sodom und Gomorrha flatterten die argwildten Feldzeichen, darauf Schädel mit Raubtiergebissen fahlten. Dem unübersehbaren Heerwurm, kriechend durch die Welt und millionenleibig, haarig und gestachelt wie scheußliche Mordraupen, deren Gifthaare gesponnen sind von Glas und Säure, flatterte in den Lüften der triumphierende Führer voran. Er schwebte in Gestalt einer Fledermaus, mit Spitzkopf und schaukelndem Elefantenrüssel. Seine Flügel waren die Riesenfchwinn-

gen schwarzer Unterweltsfalter, die immerzu über ver-
ruchte und verfeuchte Gefilde jagen und das Gebräu
der feelisch Verwesenden auffaugen, sich vollfüllen
mit dem gelben, roten und blauen Gift der Wollust,
der Völlerei, des Hasses, und es dem Erdkreis einfiltrern.
Auf den zwei Vorderflügeln des großen Verführers,
angeloht von Abgrundblitzen, sah der Heilige in seiner
Schau die sieben Haupttünden mit Scharlachfarbe ab-
geschildert: Geiz, Hoffart, Fleischeslust, Völlerei, Neid,
Zorn und Trägheit. Schrecklich waren die Fratzen an-
zufehn: unflätig, wie aus Übelm erbrochen.

Und auf den Hinterflügeln waren knochenweiß,
schleimiggrün die vier himmelschreienden Sünden,
davon die Gewölbe des Äthers dröhnen, gräulich sicht-
bar: Grelle Darstellungen der sodomitischen Sünde, des
vorsätzlichen Mordes, der Unterdrückung und Ausbeu-
tung der Armen, Witwen und Waisen, der Unterschla-
gung und Vorenthaltung verdienten Arbeitslohnes...

Und so zog dieser Heerbann in allen Himmelsrich-
tungen durch das Menschengewimmel.

Städte, Dörfer und Gaue durchschleimte die windende
Raupen- und Madenhölle. Die Keller des Abgrunds
hatten sich geöffnet und entleerten wüsten Unrat,
höllische Prozessionen von Gewürm. Leib an Leib,
Kopf an Kopf krochen die Unwesen in die Städte: dort
gediehn, mit ihren Düften die Erde verpestend, die
brünstigen Blumen der Unzucht, die Früchte des Ehe-
bruchs, die Saat der Lügner und der Meineidigen, die

Ernten von Raub und Diebstahl. Frech sproßten die schwarzen Galgenkräuter der Mörder, die Stechäpfel des Hasses und die Nesseln der Verzweiflung, gefät von jenen, um deren willen Waifen und Witwen ihre Tränen vergoffen. Dort mäfteten sich die Pilze des Geizes, des Wuchers, aller Raffer, die rundum den Boden ausfogen, ausplünderten. Dort wuchsen die Schmarotzer und Säufer an den Tischen, Fleischschwämme, Aasfresser, die alles verschlangen, was vor ihre Rachen kam, blutige Blumen und knollige Wucherungen, und schließlich fielen sie über einander her und rissen sich Stücke aus dem Leib.

Menschenvolk um Menschenvolk wurde zum Raupen- und Madenfraß, war selbst Raupe und Made und geil treibendes Pflanzwerk, verworren, ein ganzer Wald von Unmaß, Zuchtlosigkeit, Nacht, Umschlingen und Zerbrehen. Die Starken erdroßelten die Schwachen, die Mächtigen die Machtlosen. Die Raschen unterjochten die Langsamen, die Gierigen raubten den weniger Gierigen Luft, Licht, Nahrung. Und kein Seelenlicht leuchtete in diesem freßenden Menschengarten.

Antonius saß still, wie ein Passionsbild versteint.

Der Weltnachtfalter senkte seinen maufegrauen, langen Saugrüffel und tauchte ihn ein in die Jauche, darin sich der Himmel nicht spiegelte. Der Blutsauger schlürfte den Morast und wieherte wie ein Pferd.

Und die Raupenmenschen krochen an Vater und Mutter, an die Geschwisterpflanzen, an die Menschen-

bäume, die Freßwerkzeuge schlagend in das strotzende Blätterfleisch. Sie waren ausgerüstet, die Nager, mit Zangen von Stahl und Glas, messerscharfen Klauen, und ihre Stacheln starrten wie Schutterpfriemen. Drachengrüne Flecken und Pestgeschwüre trugen sie auf ihren Bäuchen. Sie fraßen, nagten, malnten, schmatzten, und unaufhörlich wie Aschen- und Lavaregen regnete der Raupenkot nieder, in Schichten den Boden bedeckend. Und ehe sie genug hatten, platzten sie auf, und es entwimmelten ihnen neue Maden und stürzten sich über die Reste.

Der Heilige faltete die Hände.

Es war Krieg, und er betete um Frieden.

Im Land da unten erloschen langsam die Feuer und verwehten allmählich die Rauchfahnen. Fort rollte der metallische Kriegswagen. Und der Himmel schimmerte wieder klar. Nur ein paar Federwölkchen, weiß wie Vogelgefieder und Schmetterlingschuppen, schwebten in unermeßlicher Höhe.

Unbewegt blieben die schauenden Augen und die betenden Hände des Heiligen. Seine sanftgeschlossenen Finger waren spitz wie ein elfenbeinernes Dach, ein feines Maßwerk, durchbrochen von Schatten. Widerchein von goldenem Grün überschillerte die aufstrebenden Hände.

Durch den Garten flatterten die Vögel.

Aus dem Laub, das wie eine dunkle Wolke auf der Mauer ruhte, schlug ein blauer Blitz. Hinter dem Ge-

dankengespinnt des Heiligen zuckte das Widerspiel des Lichtzeichens gleich Geglänz aus blauen Augen.

Der Blitz erlosch im Köcher einer Blume. Der Heilige aber erwachte aus seiner Verfunkenheit, ohne die Hände zu lösen. Er hatte einen Blitz gesehen, der in eine Blume hinabgeschmolzen war. Sein Blick suchte die Blume. Es war eine weiße Winde, und darauf ein dunkler Schmetterling. Der Falter öffnete seine Schwingen und zickzackte blau. Er schwang sich auf, sein blaues Sommerlicht schwamm auf den Heiligen zu. Und das blaue Licht ließ sich nieder auf das Dach der gefalteten Hände, auf den Elfenbeinmond des rechten Zeigefingers. Der Schmetterling ließ seine Flügel spielen.

Der heilige Antonius betrachtete ihn aufmerksam, und er sagte: Das ist der Schillerfalter.

Er sah sich als Knabe vor dem Laubwald beim Gut seines längst verstorbenen Vaters, wo eine Quelle über moosige Steine floß; im Sommer saßen an diesem Rinn-
sal die Schillerfalter früh morgens in Scharen und labten sich. Und er bedachte, daß der Schillerfalter nachts im Laub der Bäume schläft und sein abgepiegeltes Licht blau ist wie die Farbe der Iris, der blauen Lilie im Kloftergarten. Er bedachte auch, daß die grüne Raupe des Falters sich von den Blättern der Espe und Weide nährt, wie es ihr zubestimmt ist: er hatte sie oft in seinen Klofterferien auf den Weidenbäumen am Bach gefunden, dort in der Heimat seiner Eltern.

Und aus diesen Larven, die da an den Blättern krochen

und fraßen, war dieses Lichtgeistchen entstanden. Sein Jugend-Schillerfalter konnte der Vorfahre des tröstlichen Sendlings sein.

»Du schöner, lieblicher Schmetterling,« sagte er, »wie bist du mir willkommen! Aus der Tiefe des Elends schwingst du dich ein Hoffnungsflügel! Nicht ist der Mensch verloren, da auch ihm ein Flügel gegeben ist.«

Unverändert starr wie ein Bild ruhte die Gestalt des Heiligen. Die Hände beteten immer noch für sich, und auf ihrem Dach saß unbeforgt und nicht gestört der kleine Faltervogel.

Jetzt segelte über die Gartenmauer ein zweiter, und hinterdrein schoß der azurne Glimmer eines dritten, und nun folgte gar eine Schleife gereihter Schillerfalter, eine Glanzranke, im ganzen zwölf Falterjünger: wunderbare, braunsamte Schillerfalter.

Zahlreicher schwärmten sie an. Wieviele waren es schon? Sie waren nicht mehr zu schätzen, die da einflügelten in den Würzgarten, hin zu der feinen Würze.

Flüchteten sie zu ihm von den unruhigen Kriegswegen? Man schlägt ihnen die Bäume an den Bächen um; ihre Weiden und Espen werden verheert. Sie mögen nur kommen. Und sie kamen.

Hier feine Weide! Und hier feine schöne Espe! Sie sollen sie nehmen für die kleinen Eier und die großen Raupen. Und sie nahmen feine Weiden und Espen, die Zweige umsprühend.

Kaum aber war die Einladung ergangen, da flogen

neue Schillerfalter über die Mauer, ein Strahl von Schwingen und Feuer. Schon waren es reiche, immer reichere Scharen. Ein Schwarm aus dem pfauenstrahlenden Gewimmel löste sich und umfächelte den Betrachtenden wie ein Farbenwind. Da! Jähe Windstille! Als hätten sie nur eine einzige Schwinge, waren sie in einem Augenblick niedergegangen, und nun ruhte der abgetrennte Schwarm auf seinen Schultern, der Brust, den Armen, seinen Knien, den gekreuzten Beinen. Eine Mandelgloriole von Schillerfaltern umgab ihn.

Er erstaunte, und als sein Erstaunen leiser schwang, redete er zu den geflügelten Gästen: »Brüder!« sagte er... Und sie hörten ihn an, die ihn umstarrten und die im Garten waren. Alle ihm Anhaftenden lauschten mit ausgebreiteten Schwingen. Auch die andern hatten das Flattern aufgegeben, sich ein Plätzchen gesucht und verharreten dort ohne Regung. Die einen klammerten sich an Blättchen und Stengeln und zierten eine Ranke mit neuen, seltsamen Blättern; andere hingen an Wicken und Nelken und an den Gladiolen... Die ganze Gartenmauer war umfümt von laufchend erstarrten Falterreihen, einem stehenden Blinkfeuer.

Nur ein ganz kleiner, etwas verkümmerter Schmetterling, auf der Mitte des Sandalenriemens sitzend, fächelte zu der innerlichen Ansprache mit den Schwingen und glänzte, eine Amethyst-Agraffe, auf dem Lederfrieifen. Wie von einem Geigenholz erklang es in der Brust des heiligen Mannes, und als es jetzt in ihm lauter, ergriffe-

ner und süßer anschwoll, harfengleich, flötengleich, tönend von Liebe und Vertraun, war es, als bewege der Hauch seiner Liebe die Luft: die unzähligen Falterflügel begannen traumhaft ihre Starre abzutun, sie schillerten schillernder, bebten nun zart, ganz zart und zärtlich; auch die Blätter der Weiden und die Blätter der Espen begannen zu schwingen, die Rosenknospen schwangen mit und alle Blumen in einem paradiesischen Glockenspiel.

Antonius klagte sein Leid und das Leid aller Welt. Er klagte über den Rauch und die Feuersbrünste, über die eingeäscherten Höfe und Häuser. Über die drangfalierten Länder klagte er, über die Toten und Unbestatteten, über den Schmerz der Frauen, die ihre Männer verloren, und über das Weh der Kinder, die heimatlos, vaterlos, ruhelos waren. Und die Menschen sind nicht gut zueinander, nicht gut zu den Tieren. Sie säen Haß und ernten Haß, und das Wort der Liebe findet keinen Boden unter den Giftgewächsen.

»Er aber wird uns helfen«, sagte Antonius. »Sein Reich auf Erden kommt einmal!«

Und seine Klage wurde übertönt von einem Glockenlaut des Trostes. Und Antonius pries seinen Trost und den Trost der Welt. Die Not war in Fülle gewandelt, der Schmerz in Freude, der Haß in Liebe, das Lamm lag neben dem Löwen. Er sah das Reich, das gekommen war, Stadt an Stadt, Land an Land, die Zinnen des irdisch-himmlischen Hauses und Gartens. Und darüber das Sonnenhaupt des Herrn.

Antonius schaute dessen überirdisches Licht, und das überirdische Licht schaute auf ihn. Und er saß da auf der alten Bank, durch und durch glänzend. Sein Gesicht schimmerte und hatte einen bläulichen Schein, und das Licht überfrömte seine Hände ätherhaft. In Wellen ging ein Strahlen von ihm aus, weitete sich weit, bespiegelte die Büsche und Gewächse, überfloß die Blumen und die Schmetterlinge: jegliches glänzte noch glänzender als vorher.

Wie getroffen von diesem scharfen Blenden jagten alle Beschwingten auf. Die Falter von Brust und Schulter, von Arm und Knie stoben an seinem Gesicht vorbei. Den Blumen entschwirrten die goldenen Bienen, die kupfernen Hummeln und folgten den forteilenden Schwärmen. Zuletzt, zögernd, huschte auch der Schillerfalter von dem Dach der gefalteten Hände, umkreifte den Scheitel des Heiligen und schloß sich dann den Gefährten an. Nur der eine Schmetterling, der kleine Schmuck auf dem Sandalenriemen, der unruhige, etwas verkümmerte Schillerfalter, rührte sich nicht weg.

Als der Falter von dem Elfenbeinmond des Zeigefingers aufgefliegen war, löste Antonius den Bann seiner Hände, ließ sie sanft auf die Knie sinken und langte mit dem Blick seinem Schillerfalter nach, der sich der hinreisenden Schmetterlingswolke eingereiht hatte.

Sonntagsstill war der Garten, darin außer dem verkümmerten Schmetterling nun kein Falterflügel mehr war, Bienen nicht summten, noch Hummeln, nicht Wespen,

noch blaue Fliegen. Alle Wesen waren fortgeweht, verwirrt von dem durchdringenden Schein. Der Himmel wölbte hoch seine Lichtkuppel über das fließende Licht des Schauenden, und es verteilte sich nach oben und nach allen Seiten, ein einziger Strahlungsquell.

Die Bäume und die Blumen, die ihren Ort nicht ändern konnten, waren durchschienen von dem unwirklichen Licht und sahn wie Glas aus, und hindurch schimmerten ihre grünen Lebensstrahlen und Seelensterne. Und das verwunderlichste war: die bunten Blumen und Würzkräuter, die blauen, roten und gelben Blüten hatten ihre Farben eingebüßt, und auch sie erglommen im gleichen, gemeinschaftlichen Glasgrün.

Mit Staunen sah dies Antonius, und er sah weiter, wie sich draußen im Fernen die Schmetterlingswolke mit einer andern begegnete, die anwachsend sich von überallher zusammenballte. Sie vereinigten sich und kamen heran, eine wehende Flatterfahne.

Als sie aber näher flügelten, unterschied der heilige Antonius bei den blaufächlernden Schwingen feiner wiederkehrenden Schillerfalter auch gelbe, rote und eisvogelgrüne und noch viele andersfarbige Schmetterlinge. Ein Regen von Farbentropfen durchsprühte jetzt die Luft und schimmerte heran. Antonius glaubte den Himmel aufgetan und die glänzende Flügelspitze eines Erzengels zu erblicken.

Vorgebeugt spähte er in das blendende Farbenpiel.

Da kam Ordnung in das Gewimmel. Rot fand sich mit

Rot, Orange fand sich mit Orange, Gelb fand sich mit Gelb, Grün fand sich mit Grün, Blau fand sich mit Blau, Dunkelblau mit Dunkelblau und Violett mit Violett.

Dann überfchwang eine Farbe die andere.

Rot war zuoberst gerundet: ein höchster Bogen, funkelnd abgegrenzt vom Äther. Das waren, einer an dem andern, jene Falter, die bei uns Feuerlinge heißen, Dukatenvögel und Blutpünktchen.

Orange darunter geschwungen: ein hoher Bogen, schmelzend abgeschieden vom Rot. Das waren lauter Aurorafalter und Falter, die apfelfinienfarben und morgenrötend blinken.

Gelb darunter geschwungen: ein hoher Bogen, sonnig sich abmalend vom Orange. Das waren die Zitronenfalter, lind und kühl.

Grün darunter geschwungen: ein hoher Bogen, smaragdenabgezirkt vom Gelb. Das waren die Eisevögel, mit grünem Eischimmer, grüne Papilios und feine Taubenhalsflügler, die gesponnen sind aus grüner Seide und Flor.

Blau darunter geschwungen: ein hoher Bogen, seraphisch abgefondert vom Grün. Das waren die kleinen Bläulinge aus allen Wiesen, und ihr Bogenbild war zart wie das Wasser in dem Brunnen vor dem Kloster.

Dunkelblau darunter geschwungen: ein hoher Bogen, nachttief abfließend vom Blau, das waren die Tagpfauenaugen mit ihren blauen Märchenmonden, und der Schwalbenschwänze und Segelfalter stahlblaue Hin-

terflügelfäume. Und auch dunkelblaue Zauberschmetterlinge aus dem tiefsten Süden.

Violett zuunterst geschwungen: ein innerster Bogen, entdämmernd dem Dunkelblau und aufgesetzt dem offenen Äthertor. Das waren die vertrauten Schillerfalter. Selig bewegt flatterten sie in einem stehenden Sturm und ließen ihr Feuer spielen.

Und so schwebten die Schmetterlinge eine Weile, und keiner wich aus seiner Ordnung.

Sich erhebend, wobei der kleine Schmuckfalter vom Sandalenriemen sich ablöste, gewahrte mit großgeweiteten Augen der Heilige das Wunder, und er verstand in seinem Herzen, daß er hingewiesen war auf das Zeichen des Regenbogens.

»Ein Schmetterlingsregenbogen!« sagte er und vergewärtigte sich im Geiste das Wort aus der Schrift:

»Meinen Bogen habe ich gesetzt in die Wolken, der soll das Zeichen des Bundes sein zwischen mir und der Erde... Alsdann will ich gedenken an meinen Bund zwischen mir und euch und allen lebendigen Seelen und allerlei Fleisch, daß nicht mehr hinfort eine Sintflut komme, die alles Fleisch verderbe...«

Ein nicht mehr in Worte faßbarer Dank erfüllte da den Heiligen, der nun den Bogen sich auflösen sah und wie er hinschwand und sich vermischte mit den aufsteigenden, rosenroten Abendwölkchen.

Die kleine Stube im fünften Stock eines Miets- *Der namenlose*
hauses hatte freudlose, rissige Wände. Runzeln *Falter*
furchten die Tapetenhaut; in der Ecke, wo der Schräg-
balken aufsaß, grünte Schimmel, ein bleiches Moos,
genährt von der eindringenden Regenfeuchtigkeit und
dem Mauerfälpeter: es war eine hoffnungslos kranke
Ecke, die sich nie erholen konnte, auch nicht im Früh-
ling oder im Sommer; neue Regengüsse drangen ein,
und der Hauswirt schickte weder Dachdecker noch
Zimmermann: da konnte die Ecke freilich nicht ge-
fund werden.

Das ganze Zimmer schien an der kranken Ecke zu lei-
den. Am meisten die verschoffenen Tapetenblumen,
einst dunkelrote Rosen und Glyzinien: ihr Frühling
war längst dahin. Der Schimmelpilz hatte ihre Blätter
ergriffen und zerfraß sie, eine vergilbte Blume nach der
andern, wie Getreiderost die Halme des Roggens ver-
zehrt; langsam ging der Tapetengarten zugrunde. Ver-
düstert hatte sich auch die einst weißgetünchte Decke,
und sie war finster wie ein Novembertag, wenn drau-
ßen die Nebelwolken über die Dächer schleifen und
hinunterrieseln in die ziegelummauerten Höfe. Kum-
mervoll stand der braune Kleiderschrank da und hing
ein wenig schief: er hatte den Fuß auf der Treppe ge-
brochen, als er vor fünf Jahren heraufgekommen war.
Erblindet war die Kommode; der Spiegel hatte sich ge-
trübt, als wäre er beschlagen von der Feuchtigkeit der
kranken Ecke, und sogar die geduldigen Stühle waren

angefleckt vom allgemeinen Harm: manchmal ächzten sie in die Stille, krachten, und die Spiralfedern des abgeschabten Polsterlehnstuhls begannen zu klingeln.

So sah die kleine Stube aus. Ganz gewiß war auch die Uhr, der billige Blechwecker auf der Kommode, nicht froh: sie tickte mürrisch und hart. Auch das kattunüberzogene Bett schien nicht verschont von der Müdigkeit und Armut aller Gegenstände: es knarrte jäh, und die Bettdecke warf sich; ein daraufliegendes Buch bewegte sich dabei heftig, die Seiten flatterten hoch wie weiße Schwingen, als wollten sie erschreckt fortfliegen. Ein wildes Huften erscholl aus den Kissen und erschütterte das Gestell. Mühsam erhob sich ein schmerzverzerrtes, vom Huften gerötetes Gesicht, und aufgingen zwei blaue, fieberig glänzende Augen. Sie blickten in die düstere Ecke, wo der Glyzinien- und Rosengarten der Tapete abblätterte und wo ein Bild hing; es hing in der Höhe der Schranktür und war ein Frauenbild in einem ovalen Goldrahmen, schräg befestigt, und der Kopf, fast ein wenig neugierig-vertraulich, schien sich vorzuneigen, mit Lichtbildaugen, die aus ferner, unbewegter Welt recht genau in die Stube schauten.

Dieses Bild litt nicht an der kranken Ecke und an der Betrübnis der Stube: es war in guten Tagen aufgenommen, freundlich leuchteten die Augen, und den Mund umspielte zärtliches Lächeln.

Die blauen, fieberig glänzenden Blicke über dem Kissenberg sahn auf die zuversichtliche Miene, auf das un-

bekümmerte Lächeln. Es war das Bild der verstorbenen Mutter des huffenden elfjährigen Jungen, der Peter hieß. Er hatte soeben in einem kleinen Schlaf von der Mutter geträumt und eine winzige, noch aus ihrer Mädchenzeit in der Kommode aufbewahrte Spieluhr von ihr erhalten. Der Klang des Werkes zitterte in seinem Herzen nach, ein feines harfendes Getön, fern wie der Laut der Wetterfahne auf dem Schuldach oder wie Grillengezirp. Nur eine kleine halbe Stunde hatte er geschlafen. Um sieben Uhr ging sein Freund Tim weg, und jetzt war es halb acht. Das Fenster war geöffnet, die Luft warm, es war Ende Mai. Über den Dachkanten lagen im Himmel ein paar gerötete Dunststreifen.

Peter war froh über Tims Besuch. Den ganzen Nachmittag wäre er sonst allein gewesen. Der Vater kam heute besonders spät heim. Er war Magistratsbote und mußte am letzten Tag des Monats immer sehr viele Gänge laufen, Briefe und Akten austragen.

Tim wollte sein Schmetterlingsbuch abholen, das Peter von ihm geliehen hatte. Aber Peter wollte es gern noch ein paar Tage länger anschauen. Es war ein schönes, teures Buch mit bunten Schmetterlingstafeln: ein so feines Buch gab es in der Schülerbibliothek nicht. Peter hatte das Buch erst zum Teil gelesen. Mit den Tagfaltern und Spinnern war er fertig, auch mit den Schwärmern. Aber da blieben noch die Bären, die in Sommernächten um die Straßenlaternen taumeln, und andere mehr. Alle wollte er kennenlernen.

Tim ließ ihm das Buch noch ein paar Tage, Peter hat ihm dafür zwei Hirschkäfer ausgehändigt, zwei Riefenkerfen, Männchen und Weibchen. In einem hübschen Glaskästchen ruhten sie. Er hat das Kästchen selbst geschreinert, säuberlich aus Zigarrenkistenholz. Auf dem Boden sind zwei Korkstreifen angeleimt, entnommen einer alten Dienstmütze des Vaters; auf den Korksockeln klebt getrocknetes Moos, ein kleiner Wald, worin die Käfer stehn, an Stecknadeln mit grünen Glasköpfen. Die Wände sind bezogen mit blauem Glanzpapier, der Deckel des Kästchens aber ist eine Glasscheibe, rundum mit Goldpapier eingefäumt.

Ein wunderbares Kästchen. Tim konnte recht zufrieden sein. Nicht gern hat Peter es ihm gegeben, aber nun darf er auch das Schmetterlingsbuch ein paar Tage länger behalten, und die beiden Hirschkäfer hat er doch schon so lange gehabt. Bei Tim waren sie gut aufgehoben.

Peter verlor bei seinem Nachdenken das Bild der Mutter aus dem Blick und zog das Buch heran. Der Hustenanfall wiederholte sich und zerriß ihm fast die Brust. Als der Husten vorüber war, sank der Kranke ermattet zurück, und seine Hand glitt vom Buch. Wie war er schwach und wie war es heiß, und sein lahmes Bein lag wie tot, und das Stechen in der Brust!

Und Tim hatte heute einen Zitronenfalter und einen Fuchs gefangen, die waren besonders groß, und Peter lag da, weil er krank war. Er hätte aber auch nicht mit-

fangen können, wenn er gesund gewesen wäre: er war ja an einem Bein lahm, er hinkte. Aber er kann sich vorstellen, er habe alle die Schmetterlinge, die in Tims schönem Buch abgemalt sind.

Neben dem Bett stand ein schmaler Tisch, überzogen von einer verwaschenen, tintenbekleckten Decke. Darauf ein Glas Wasser und zwei braune Medizinfläschchen, ein großes und ein kleines, beklebt mit Apothekerschildchen.

Verfchwommenen Blicks betrachtete Peter die Fläschchen. Wie kleine braune Männchen sahn sie aus, zwei gläserne Arzneimännchen. Eines bitter von Inhalt, das andere süß wie gebrannte Gerste.

Guten Abend, ihr Männchen!

Die zwei Männchen glänzen, ihre weißen Westen schimmern. Sie sind sehr erfreut, daß er ein paar Worte mit ihnen spricht.

Habt ihr meine zwei Hirschkäfer gekannt?

Sie wollten gerade antworten, da öffnete sich die Stubentür: die alte Frau Stroh, die auf dem gleichen Flur wohnte, kam ins Zimmer. Der Vater hatte sie gebeten, wann sie Zeit hätte, nach seinem Jungen zu sehen.

»Mußt heut lang allein bleiben, Peter!« meinte sie bedauernd. »Der Vater kommt spät.«

Peter befah die Glasmännchen. Ob ihnen nicht auch um das Glaskästchen mit den Hirschkäfern leid ist?

»Magst was essen?« fragte sie ihn und rückte seinen Kopf in die Mitte der Kissen.

Sie sah aus wie ein Abendfalter, ein grauer, der ins Zimmer fliegt, wenn es dämmt. Ihre Augen ruhten mit Sonnenuntergangslicht auf ihm.

»Es ist schon Abend?« fragte er.

»Freilich! Acht Uhr ist schon. Wieder einmal ein Tag vorbei. Mußt etwas essen!« drängte sie.

Er kam allmählich zu sich. Die Glasmännchen waren wieder zwei braune Arzneifläschchen.

»Magst Hafereschleim?« fragte sie und strich das Bett glatt.

Nein, das Schmetterlingsbuch mußte liegen bleiben. Krampfhaft hielt er es fest.

Er schüttelte den Kopf. Appetit hatte er keinen.

Aber sie schilt sanft, zärtlich und fern. Sie schilt hinter Abendschleiern, hinter rosig vergehenden Dunststreifen. Er hört sie und lächelt ängstlich.

Milch möchte er trinken!

Sie holt ihm ein Glas aus der Küche, stützt seinen Rücken, er trinkt voll Gier.

»Es wird schon wieder besser«, sagt sie. Dann wünscht sie ihm eine gute Nacht und geht. Lautlos schleicht sie auf ihren selbstgenähten Hauschuhen.

Wie ein grauer Schmetterling sieht sie aus, mit kurzem Haarschopf und bräunlichen Flügelbinden. Ein Dromedarspinner sieht so aus... Seine Hand langt nach dem Schmetterlingsbuch: das Buch weiß es... Ein Dromedarspinner...

Auch die Glasmännchen wissen es, die alles wissenden.

Er betrachtet sie, die weißen Westen schimmern: ein Dromedarspinner ist durchs Zimmer geflogen. Die Glasmännchen haben ihn auch gefehn. Sie haben auch die Hirschkäfer gefehn in dem blauen Häuschen. Und jetzt sehn sie schon wieder etwas: sie sehn den dunkeln Abendhimmel. In der Stube war es nun auf einmal auch dunkel. Der Spiegel glänzte noch ein wenig, fahl und schon von Schwärze überwischt, das Bild der Mutter hatte seine Augen eingebüßt, und das Lächeln war abgewelkt wie der verblichene Tapetengarten darüber, ungefügt stand der Schrank da mit einer fremden, feinschwarzen Gestalt, überriefelt vom Widerschein des erlöschenden Himmels; das Ziffernblatt des Weckers begann zu phosphoreszieren wie ein riesiges Nachtfalterauge, lauter ticktackte das Werk. Nur das schwelende Kissen glich einem bleichen Berg, unter dem der kranke Peter lag. Wo waren die Glasmännchen? Sie blinkten schon abschiednehmend, ihre weißen Westen verloren sich im Abend: Guten Abend...

Das Schmetterlingsbuch? Er spürte es, da lag es, treu und schwer. Aber die Füchse und die Trauermäntel waren erloschen, tief versteckt im Falterbuch, in fremden Nachtgegenden, bei geschwärzten Schlafblumen. Immer dunkler wird es im Zimmer. Und die Finsternis braust über ihn hinweg wie eine polternde Woge, und in seinen Ohren rauscht es von Gießbächen und Fieberglutstürmen.

Nein, es ist nur das verworrene Geräusch von unten,

die Lärmgewitter der Straße, wo die Autos heulen und die Lastwagen donnern, fern auch dann und wann die Eisenbahn. Die Laternen schicken ihren Schimmer herauf und leuchten doch nicht herein in das dunkle Zimmer, draußen an den Dachvorsprüngen bleibt der Schein hängen und kann nicht fort. Jetzt vermeint Peter die Sterne zu sehn. Ja, die Sterne schauten herunter aus dem gezackten Himmelsstück zwischen den Dächern und sahn nicht auf das Schmetterlingsbuch und nicht auf den Tisch, wo die Arzneien standen. Seine Hand tastet nach der Flasche: er müßte einen Löffel nehmen. Doch findet er den Löffel nicht.

Wie dunkel war es nun schon! Weit von hier schlug eine Uhr zweimal: es war halb neun. Vor einer Stunde kam der Vater nicht. Die Nacht beruhte die offenen Fenster Scheiben, der Wind hauchte. Unheimlich das Finstere, man weiß nicht, was darin ist. Stehn Schränke noch da, Kommoden mit Schlüßellochern, hängen Bilder mit Augen an der Wand, Spiegel, die Gespenster spiegeln? Man kann nicht wissen, was auf dem Fußboden herumwindet, wer zum Fenster hereinsieht mit Eulenaugen und Funkenrädern.

Peter hält den Husten an, bis zum Platzen füllt sich die Brust mit Husten: schabte in der kranken Ecke wer? Der Husten bellt ihm aus der Brust, fast vergeht dem Kranken die Besinnung. Auf und ab schleudert ihn der Anfall, der Rahmen der Bettstelle kracht.

Wenn Peter nur eine kleine Minute Licht machen

dürfte, einen Augenaufschlag lang! Dann wäre er nicht ängstlich. Aber der sparsame Vater hat verboten, so frühzeitig Licht anzuknipfen, der Strom kostet Geld. Und es war doch nur eine kleine elektrische Birne, die von der Decke an einer Schnur hing.

Im Flur auf der Treppe hört er Schritte, schleichende langsame Schritte. Frau Stroh konnte das nicht sein. Er lauschte. Die Schritte tappten vor der Tür, nun schlurften sie vorbei. Wohin? Peter war noch furchtsamer geworden. Die Finsternis kroch unheimlich umher und starrte ihn an mit Kohlenaugen.

Er tat einen Ruck, riß sich empor, tastete an der Wand hin, wo der Schalter war, sank zurück, raffte noch einmal alle Kraft zusammen: da fühlte er den Schalter. Seine Hand zitterte ein wenig: sie wollte es noch nicht wagen, den Schalterbügel zu drehn, aber die Furcht befahl: Licht!... und nun war die Stube hell, und der Wecker klopfte nicht mehr so laut mit seinem Angsthammer, und auf dem Fußboden lag der Schein, und nichts bewegte sich. Der Schrank stand schief, die Kommode blinkte, das Ziffernblatt war weiß und rundum beschrieben mit schwarzen lateinischen Ziffern, und dort hing schräg das sehende Bild der Mutter, und die kranke Ecke kränkelte...

Peter war wieder in seine Kissen gerutscht, das Schmetterlingsbuch glitt ihm auf die Brust; fern verblaßten die Sterne und die Weltlichter, so stark leuchtete die kleine elektrische Lampe. Er schob das Buch zurecht,

setzte sich auf und blickte in die Augen des Tagpfauen-
auges, und dann blätterte er und schaute in die Augen
des Nachtpfauenauges, das so grau war wie Asche
und Staub. Peter lächelte. Ein Nachtpfauenauge hatte
nicht einmal der gesunde, listige Tim gefangen. Da-
nach konnte er lange jagen. Das gab es nicht häufig
und hier gar nicht. In die Straßen schwirrten niemals
Nachtpfauenaugen, noch in die Hinterhöfe, wo die
leeren Benzinfässer der Autowerkstatt poltern und die
trüben Ölaugen der Regenpfützen schillern.

Vom Laub der Mandelbäume nähren sich die Raupen
des Nachtpfauenauges. In dem schmutzigen Hof wuch-
sen keine Mandelbäume. Wie sehn Mandelbäume aus?
Peter weiß es nicht.

Er blickte vom Buch auf. Ein Nachtpfauenauge, dachte
er. Große Flügel... Braun wie die Medizinfläschchen.
Glasigen Blickes befah er sie. Die Arzneimännchen
trugen wieder ihre weißen Westen. Aber sie schauten
mit ihren Glitzeraugen nicht auf ihn, sie sahn zum Fen-
ster hinaus in den Nachthimmel. Was gab es da?

Silberne Blicke, die Augen eines Himmelsfalters, eines
Fabel-Nachtpfauenauges. Ganz bestimmt, ihr Männ-
chen, schweben auch dort auf den Himmelswiesen,
im großen Bärenglanz, auf der Milchstraße schöne
Schmetterlinge, Füchse und Segelfalter, Bären und
Spinner, und sie sind nicht nur der Erde vorbehalten.
Ihre Flügel sind gesponnen von Mondseide und Ster-
nenschuppen und übergänzt von den Himmelsfarben,

wunderbaren Schillerfäumen und Silberspiegeln, und sie, die hohen Falter, trinken Sonnenhonig, Sternenseim und das Regenwasser des Mondes. Da oben schliessen jetzt die Tagfalter an den Blumenstengeln und in den Bäumen der Wolken, und die Nachtfalter umflatterten die Häuser der Engel und die Tore des Paradieses.

Wie die Arzneimännchen schaute er starr und berückt. Da sah er, wie plötzlich ein Sternenauge sich verdunkelte, als wäre ein Wölkchen über sein Rund geglitten, ein graues, federiges Wölkchen, und nun war der Stern schon wieder hell wie eine geschneuzte Kerze. Eine Schnuppe mochte sich vom Rand des Sternes gelöst haben und war weggesprungen in die Nacht.

Und auch in den Glitzeraugen der Arzneimännchen hatte sich der Weltfunke gespiegelt, er war auch über ihr Gesichtsfeld gefurcht, und ihm nachträumend, standen sie erstaunt auf der Tischdecke, neben dem Tintenflecken. Das elektrishe Licht beschien ihre Korkköpfe, verdutzt schauten sie drein und sahn aus wie der lange Knecht Joseph und der dicke Stalljunge aus Peters Geburtshaus in Alzenau, als es dem Vater noch gut ging. Peter hätte beinah über sie lachen müssen, wie sie da schauten und rätzelten, wenn nicht plötzlich ein Schwirren und Schwingen entstanden wäre, das Geräusch eines laufenden Flugs. Stürzte die Sternschnuppe ins Fenster, ins Bett oder mitten auf den Tisch? Beklommen zog er sich etwas zusammen, nahm das linke Bein an

den Leib, das rechte war ja lahm und mußte liegen bleiben im Alb, heftig klopfte sein Herz und da — oh, wenn das Tim sehn könnte, der würde Augen machen! — da setzte sich wahrhaftig auf die verblichene und verunzierte Decke, auf den großen ausgezackten Tintenfleck, den er vor zwei Jahren gemacht hatte, als ihm das Tintenfaß umfiel, setzte sich nah zu den Füßen der Glasmännchen ein großer, fast durchsichtiger Fabel-Nachtfalter.

Was für ein herrlicher Schmetterling! Peter hielt den Atem an aus Furcht, den feinen Falter zu vertreiben. Nur nicht husten, nur jetzt nicht husten! Und er bannte den Husten weit von sich, mochten ihm die Stiche noch so tief und schmerzhaft die Brust durchbohren. Seine trunkenen Blicke betrachteten das Zauberbild des Ruhenden.

Auf den breiten, goldbraun beschuppten Samtflügeln waren Augen gezeichnet und dunkelviolett umringt, die sehn ihn an. Sie sehn ihn so tief vertraut an, so liebevoll wie die Augen der Mutter auf dem Bild in der Ecke.

Er flüstert und meint die Arzneimännchen: Seht ihr den Schmetterling? Wie mag er heißen? Oh, diese Augen! Er sieht ähnlich aus wie das große Nachtpfauenauge und doch anders.

Die Glasfreunde schimmern erregt: Sie sehn den Falter und schaun ihm in die Nachtfterne.

Auch Peter blickt in die Augen. Sie weiten sich, werden groß, größer, hell, spiegelblank, klar wie Luft, und

nun find sie wie ein Reich, ein rundes Reich, in das man eingeht. Und Peter sieht sich in dieses Augenreich hineingehn.

Was war in diesem Reich? Ein Licht, das man abends brennen durfte, ein hübsches Zimmer, darin keine Ecke schimmelte, ein Schrank, dessen Fuß nicht zerbrochen war... Immer tiefer ging er hinein in dieses frohe Land, Schritt für Schritt, langsam, glücklich schauend, und er sah: eine liebe Mutter, einen guten Vater, der abends frühzeitig heimkam mit Geld und Essen; eine feine, melodisch schlagende Uhr sah er und hörte ihr Ticken; eintaufendmal schöneres Schmetterlingsbuch als Tims Buch: grüne Wiesen, überspielt von Bläulingen, Perlmutterfaltern und Schwalbenschwänzen; Knaben und Spielfachen sah er; lustige Schulwege; einen Peter mit gefunden, kräftigen Beinen, der mit Tim hinauswandern konnte in die Wälder und Strauchgehege; Herumstreiferei... Leider aber auch ein kleines Landgut, das zugrunde ging; hartherzige Menschen, die den Vater verfolgten, ach! und eine lange Krankheit der Mutter, Monate im Spital, Monate im verstaubten Garten des Krankenhauses, Monate in einer verstaubten Sonne. Er sah die Mutter sterben... ihr Grab auf einem Dorffriedhof... den Umzug in die Stadt, in ein Hinterhaus...

Dies alles war in dem großen Reich, das sich rundete wie die Welt.

Und hinter ihm die Ewigkeit.

Peter schaute auch in die Ewigkeit. Sie war so, wie er sie sich immer ausgemalt hatte. Die Sternengefichter neigten sich aus dem dunkelblauen Fenstern des Äthers, und sie winkten ihn heran. Und andere Himmelslichter waren Blumen, Blüten, silberne Ähren von Korn und Weizen, hingeschwemmt, hingewellt auf den Fluren der Ewigkeit, ein ganzer Sternenteppich: der war wohl die Milchstraße, ein glitzernder Läufer, darauf man wandeln konnte, bis an die Stufen des Paradieses.

Tiefer und helllichtiger spähte er hinein in den reinen Glanz und die hohe Pracht, wie er sie nur in seinen innerlichsten Träumen geträumt und wovon ihm die Mutter erzählt hatte, als er noch klein war, kinderklein, damals in den Wintertagen vor Weihnachten, mit dem Schneegeflöber gegen die Fenster.

Was für Schmetterlinge flogen hier auf den Sternenaugen! Blau die einen, wie Wasser, darin der Himmel glänzt, rot die andern, wie die Morgenröte. Gelbe Flügler strichen vorüber und gaukelten durch die Sonnenblumenhecken, angestrahlt von den Honigscheiben und Himmelsaugen: es waren überaus feine Zitronenfalter, die zweite Brut des Himmelsommers. Schwalbenschwänze segelten gleichzeitig mit Admirälen und Eisvögeln, jeder Augenblick vereinigte alle Falter aus allen Monaten: da brauchte man nicht zu warten, bis Schlupfzeit war, immer lebten sie und fanden ihr Fortkommen. Und zahllose Ordensbänder. Oh Tim! Man hat nicht nötig, in den Abenddämmerungen zwischen

den Bäumen zu jagen und unter den Brückenbögen am Wasser: hier schwirrte ein ganzes Ordensbandland. Wozu sie fangen? Sie waren immer gegenwärtig und zum Anschauen da.

Ein kaum geahntes Glücksgefühl ergriff Peter, ein Schmetterlingsglücksgefühl. Er streckte die Arme aus in innerlichem Jauchzen, und da erschrak der große, durchsichtige Falter, die Welt in seinen Flügelaugen verwirrte sich, strudelte durcheinander, er flog auf vom Tintenklecks des Tischtuchs, wirbelte umher, und die Glasmännchen staunten, und Peter folgte ihm mit den Blicken, griff nach ihm, breitete die Arme, reckte den Körper, strebte aufwärts und zog hinaus, hinauf, empor, seinem nächtlichen, unbekannten Falter folgend, der leise mit den Flügeln zu winken schien: Komm mit!

Sie schwebten über die Kanten der Dächer, durch grellen Lichtschein, an den Zäunen der Fabrikfchlöte vorbei, die schwarze Kohlengärten begrenzten, hoch über dem Tumult der laternenbesternten Stadt, strebten hinaus über die Bäume der Vorstadt, folgten der Flußader des offenen Landes, und da gewahrte Peter tief unten das kleine Alzenau, seinen Geburtsort.

Da stand das alte Landhäuschen, darin er vor Jahren mit den Eltern wohnte, die Scheuer mit dem Taubenschlag, der Hofbrunnen, plätschernd und vom Mond befilbert, der Gartenzaun, die Felder ... Und jetzt gingen über den Hof in den Viehstall der lange Joseph und der dicke Stalljunge. Er wollte sie anrufen, da war

er aber schon zu hoch, höher als die Dunststreifen des Himmels, und sein unbekannter Nachtschmetterling eilte laufenden Schwingenschlags.

Grundlos der Abgrund: Peter ängstigte sich vor der Tiefe, die unter ihm gähnte mit tausend Schluchten und Bergen und Ländern. Wenn ihn die Kraft verließ, wenn er hinunterstürzte! Starrten nicht die Schlünde und Wasser mit ihren Nachtaugen herauf zu ihm, mit ihren feineren Blicken, um ihn grausam zu verwirren? Er zitterte und bangte und richtete seine Augen nach oben, zu den Augen der Höhe, zu den Sonnen und Monden. Die leuchteten vertrauensvoll, und er klammerte sich an ihre Strahlen und flog.

Nun waren sie auch schon bei den Sternen, und Peter sah nun deutlich, daß die Sterne Schmetterlinge waren, beflügelt mit Strahlenschwingen und er selbst mitten unter ihnen neben seinem Falter. Und an ihnen vorbei rauschten die Schmetterlinge, wimmelnd und flatternd, auf ihrer seligen Reise in den Ewigkeitsgarten.

Bei einem Mond oder einer Sonne öffnete sich windleis eine Kristalltür, und Peter hörte seinen Namen. Zuerst tönte es fein wie der Klang der Spieluhr, die ihm die Mutter geschenkt hatte, ein Harfen und Zirpen, und dann nahm der Laut an Stärke zu, wie ein Uhrenschlag, ein melodisch-vertrauter, und auf einmal hallte sein Name so süß und mild, daß er vor Freude erschrak. Schnell schaute er sich um, und oh Himmel: was für eine gute Stimme rief ihn da! Er sah seine Mutter in

der gläsernen Tür stehn, seine längstverforbene Mutter. Sie winkte ihm. Sie hatte noch ihr altes blaues Kattunkleid an, das sie an Sonntagen trug, und auf der Brust glänzte ihr Medaillon.

Er war betäubt von dem Anblick des Gesichts, das lächelnd aus der Kristalltür in den weiten Raum der Sterne blickte und ihn anschaute. Über der Tür winkelte das Dach aus und ein goldener Balken, daran hingen Ranken bunter Blüten, Rosen und Glyzinien, und der Sternenwind schäumte sprühend dagegen.

Sie winkte ihm abermals. Innig erglühend stürzte er zu ihr, an ihre Brust.

»Mutter! Liebe Mutter!«

»Peter!«

Und sie waren vereint wie in alter Zeit. Sie nahm ihn an der Hand und führte ihn hinein ins Haus. Das war ihm wohlbekannt. Es war ja das kleine Landgut, wo er seine Kinderzeit verlebt hatte. Sie traten in die Wohnstube: die Fensterscheiben glänzten ihn an und hinter den Fenstern dunkle Bäume, die Wipfel des Gartens, das Laub des Nußbaums und der Kirschenbäume und hinter den Kirschenbäumen, kaum noch sichtbar, die Gartenzaunlatten und weit hinter den Latten eine wundervolle Nachtferne.

»Grüß Gott, lieber Peter!« sagte die Mutter mit ihrer freundlichen Stimme, die vor Rührung zitterte. »Wie froh bin ich, daß du mich besuchst!«

Aber Peter war noch ganz benommen und verduzt.

Er wischte über seine Augen: träumte er, wachte er?
Er kannte sich nicht recht aus. Wo war denn die feuchte
Zimmerecke?

»Magst was essen?« fragte die Mutter.

Er nickte. Birnen hätte er gern. Die Birnen mußten doch
reif sein.

Die Mutter brachte ein Körbchen rotbäckiger Birnen.
Er nahm eine und biß hinein, daß ihm der Fruchtsaft in
den Mundwinkeln zusammenrann. Die Mutter schaute
zu, wie es ihm schmeckte. Sie hatte Freudentränen in
den Augen, sterndurchblitzte Freudentränen. Ver-
schämt blickte Peter auf die Bilder an der Wand, der
Anblick erschütterte ihn: die alten Bilder aus dem Bau-
ernhäuschen waren es, aus dem kleinen Landgut in
Alzenau, jene schönen, glänzenden Öldrucke: der
Reiter auf dem Pferd, die feine Dame im Garten vor
der breiten Treppe, ein Sonnenuntergang im Gebirge,
Schattenrisse und andere kleine Bilder aus dem Wohn-
zimmer. Er war froh, daß die Mutter die Bilder noch
hatte.

Nun nahm sie aus dem Küchenschrank, der genau dem
Küchenschrank von einst glich, ein Buttertöpfchen und
einen Laib Brot und strich ihm ein dickes Butterbrot;
das duftete nach Rahm und Wiese. Gierig biß er hinein.
Seine Augen wanderten. So lang hatte er die liebe Stube
nicht gesehn, alles betrachtete er genau.

»Mutter, das sind ja die alten Möbel wieder, die von
den Leuten fortgetragen wurden. Die sind doch ver-

steigert worden... da Vater kein Geld hatte... die Kaufleute... die Steuern... der Viehhändler...«

Er war bis ins Herz erstaunt.

Und er hörte die Mutter sagen: »Peter, das Häuschen und die Möbel und die Bilder...«

Da blieben ihm vor Verwunderung die Augen stehn. Die Mutter deutete da und dorthin: weich lud das rote Kanapee in der Ecke zum Sitzen ein, an der Wand glänzte das polierte Nußbaumvertiko mit dem Aufsatz und der Standuhr, der Blumenständer mit seinen Messingkettchen, die Zimmerpalme, die blühende Zimmerlinde. Und hier der gemütliche braune Tisch, die Stühle mit ihren gedrehten Beinen. An den Fenstern baufchten sich weiß im Sternenhauch die gerafften Tüllvorhänge, und vor dem Fenstersturz feierte die Nähmaschine, die immer so lustig geschnurrt hatte, abends, wenn er schon im Bett lag und einschlafen sollte.

Peter war von allem entzückt. Sie waren gar nicht so arm, sah er, und waren auch nicht voneinander getrennt durch den Tod der Mutter, und sie wohnten nicht in einem grauen Hinterhaus in der Stadt, in elenden Stuben. Hier wohnten sie, in dem alten Häuschen, unter den Nuß- und Kirschbäumen, am Gartenzaun, der den weiten Himmel und seine Sternenblumen begrenzte. Der Vater würde bald heimkommen, er hatte heute lang auf dem Feld zu tun, wo seine Sense blitzte wie die Mondfichel.

Die Mutter streichelte Peters Haar und küßte ihn auf

die Stirn. Die Uhr auf dem Vertiko tickte, die viereckige Uhr mit ihrem weißen Ziffernblatt: still und friedlich war es bei der Mutter, wie in den Ferientagen, wenn draußen auf der Dachrinne die Schwalben zwitscherten. Er lauscht: weiß Gott, die Schwalben schwätzen noch immer; nichts hat sich geändert, alle Dinge und Bäume und Vögel lebten in der mütterlichen Ewigkeit.

»Kannst du denn die Steuern bezahlen, Mutter?« hörte er sich fragen.

»Die Steuern sind bezahlt...«

»Sind denn die Kaufleute zufriedengestellt?«

»Sie sind es...«

»Haben wir noch Schulden, Mutter?«

»Wir haben keine Schulden mehr!« klang es.

Er seufzte. Gottlob, daß diese Sorge gewichen war.

»Und der grobe Viehhändler kommt nicht wieder?«

Hier war kein Platz für grobe Viehhändler. Die Mutter schüttelte den Kopf. Sie hatte den Arm um seinen Nacken geschmiegt, und so saßen sie nun stumm bei halboffener Tür und blickten hinaus in die Weltnacht, die sich weit wölbte bis zu andern Weltnächten, eine an die andere genietet mit Sternennägeln. In unendlichen Scharen zogen die Schmetterlinge vorbei, die Falter der Himmelswiesen, die tausend Äugler und Mondträger, blitzend im Dunkeln und angestrahlt vom höchsten Glanz. Ihr Zug nahm kein Ende. Ein Kometenschweif wirbelnder Schmetterlinge wuchs quer durch den Himmel, eine lebendige Flügelstraße, gemischt aus Millio-

nen Farben und Schwingen und Fühlern, und der Strahl, der dort unten heraufwuchs, brauste traumhaft, wie ein schwellender elektrischer Strom, und säubte hin in die Tiefe, zum innersten Garten, wo die Flügel nicht mehr unruhig flatterten, nur noch schwebend standen im Atem des Sternenlaubs.

Peter hob ein wenig den Kopf. Wie wunderbar war die Aussicht! Morgen würde er laufen durch die schönen Weiten, herumwandern unter den Bäumen, am Gartenzaun hin und auf der Schmetterlingsstraße und am Ufer des Milchflusses und in die silbernen Weizenfelder. Er hatte ja kein lahmes Bein mehr: hier gab es keine lahmen Beine, und er war auch nicht krank und mußte nicht husten.

Morgen, dachte er, werde ich alle Schmetterlinge kennenlernen. Das Buch kann Tim zurückbekommen. Ich habe es nicht länger nötig.

Wie ein Feuerwerk spielte vor den Fenstern der Zauber, der Pfauenaugenschweif, der Raketenstrich. Und was sah er? Dort kam ein großer Augenschmetterling, der Falter Komm-mit, er erkannte ihn wieder an den Flügelsonnen, und hinter ihm: kamen da nicht seine zwei Hirschkäfer auf der Falterstraße? Wahrhaftig! Wie sie krochen, einer kleinen gläsernen Kutsche vorgespannt! Sonderbar! Aufmerksam spähte er hinaus und konnte kaum erwarten, bis sie sich näherten mit ihrer gläsernen Fuhre.

Da saßen auch Leute darin. Männer sah er. Braune

Anzüge hatten sie an und weiße Sonntagswesten. Wohlwollend äugten sie durch die Fensterscheibe ihres Wagens und winkten den Schmetterlingen.

Und so zogen sie näher: der Falter, die Käfer, die Kutsche, die Männer.

Sie fahren in einem gläsernen Wagen in den Himmel, dachte er und ahnte nicht, wer da fuhr.

Aber als sie am Gartenzaun hielten und ausstiegen, sah Peter, daß es der lange Knecht Joseph war und der dicke Stalljunge aus Alzenau. Sie bückten sich, und nun trugen sie die Kutsche, und die Kutsche war plötzlich das Kästchen, das er Tim geschenkt hatte. Es war das hübsche Kästchen, mit Himmelswänden ausgelegt, mit Erdenwäldern bepflanzt, besiedelt mit Getier. Auf dem Moos die großen Käferhirsche, die wie in einen Stall hineingegangen waren. Nun gehörte es ihm wieder.

Wie freute er sich. Behutsam stellte er es auf die Kommode zu Mutters Uhr. Es hatte nicht ein bißchen gelitten.

Morgen gehn wir miteinander aufs Feld, sagte er zu den Knechten. Ich glaube, der Weizen muß gemäht werden... Aber wozu habt ihr weiße Westen an?

Sie nickten: natürlich, der Weizen muß gemäht werden... Und er sah sie um den Gartenzaun hingehn und dahinter verschwinden.

Die Mutter eilte in die Küche, um ihm ein Glas Milch zu holen. Und da sah er seinen Fabelfalter auf der Fensterscheibe vor der Nacht sitzen.

Seine Augen brannten auf den Flügeln, und sie waren gefüllt mit Nacht, als runde sich in ihnen ein abgelebtes Schattenbild. Sie erinnerten Peter an die Angst, die er gehabt hatte, an die Hinterhöfe, wo die Regenschalen und die Öläugen schillerten, an die dunkle Stube, an die Eulenräder am Fenster und den krachenden Fußboden und an eine Zeit, da er hinkte. Schnell fuhr er weg und blickte die Mutter an. Er saß bei der Mutter, und die Mutter saß bei ihm.

Er schaut in ihre Augen, darin alle Sterne flimmern und der Glanz der Stube und das Licht der Fenster und die Baumwipfel, durchsickert von Strahlen. Und er ist ein kleiner Junge von sieben Jahren in der langen Kinderzeit. Er liegt zu Bett... Warum liegt er zu Bett?... Er ist krank... Halschmerzen hat er... Die Mutter hat ihm ein Tuch umgebunden, und ihre kühle, weiche Hand liegt auf seiner heißen Stirn. Bald ist es besser, Peter, flüstert sie. Wie wohl ist ihm, und wie schön ist es, krank zu sein. Morgen braucht er nicht zur Schule... Am Fenster fliegen Schmetterlinge vorbei, tausend Sommerblicke...

Ihn schläfert. Er sinkt in die Augen der Mutter, hinein in die ruhende Welt, in allen Glanz und Flimmer.

Wie schön ist das Bild der Mutter, das Bild in der Ecke! Wiesedavor ihm hing, wo der Schrägbalken des Daches aufsaß, wo Schimmel grünte, ein bleiches Moos, genährt von der Regenfeuchtigkeit und dem Mauerfalspeter... In der Höhe der Schranktür hing es, in

seinem Goldrahmen, und der Kopf, fast ein wenig neugierig-vertraulich, schien sich vorzuneigen, mit Lichtbildaugen, die recht genau in die Stube schauten. Dieses Bild litt nicht an der kranken Ecke; freundlich leuchteten die Augen, und den Mund umspielte zärtliches Lächeln.

Das Zimmer ist nicht mehr so freudlos, die Mutterblicke machen es hell. Auch die Kommode mit der Uhr blinkt nicht mehr so trüb, der Schrank hält sich gerade, die kranke Ecke ist nicht mehr so krank, und auch er, Peter, fühlt sich schon viel besser. Ihm wird das Husten leicht; so leicht hustet er, wie man atmet, und kühl weht es ihm um die Stirn. Das ist der Maiabend. Zugeklappt ist das Schmetterlingsbuch, er braucht es jetzt nicht mehr: es gibt lebendige Falterbücher, mit tausend bunten Flügelseiten...

Tims Buch ist von der Zudecke geglitten und auf den Fußboden gefallen.

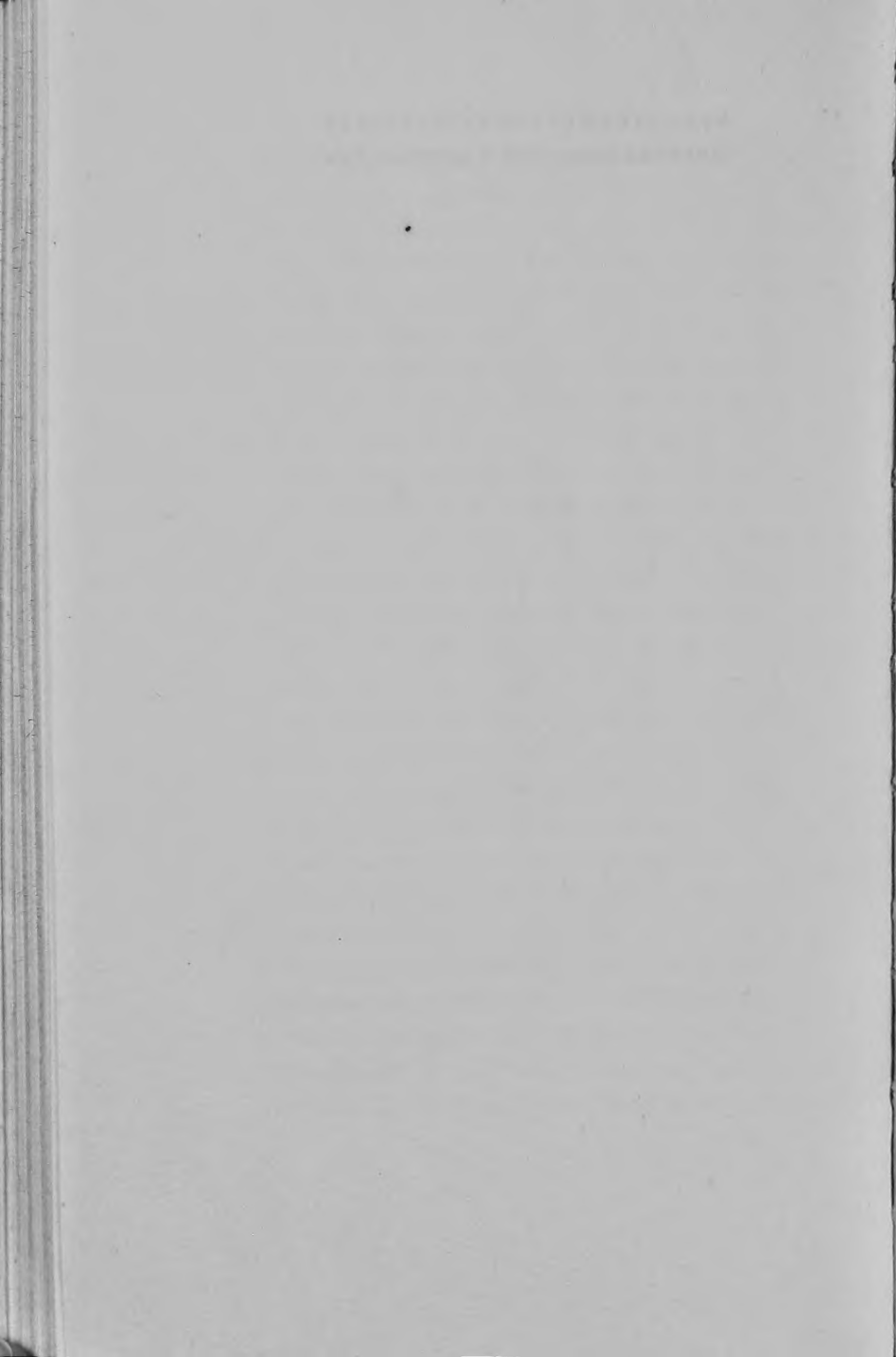
Der große Schmetterling auf der Tischdecke, der Schmetterling Komm-mit, der ist auf einmal so dunkel geworden, er hat seine Pfauenaugen geschlossen... Schwarz... Ein Tintenklecks... Daneben immer noch die Fläschchen, die braucht man jetzt nicht mehr... Das Stechen hat aufgehört. Wie fühlt er sich wohl! Die Fläschchen? Er lächelt. Fort mit ihnen! Der Husten ist fortgehustet, weit fort, so weit der Falter flog... Der Vater wird sich darüber freuen, wenn er heimkommt. Bald... kommt er heim... denkt Peter und

verfucht, noch ein wenig zu schlummern. Er hört halb zehn schlagen, drunten geht eine Tür...

Der Vater kam. Er trat in die erleuchtete Stube, hängte die Dienstmütze an den Haken und sagte: »Na, wieder mal Angst gehabt, Peter? Alter Lichtverschwender!« Behutsam ging der Vater an das Bett, befah die Unordnung, hob das Buch auf, stieß mit dem Fuß gegen die Scherben der Fläschchen: die teure Arznei!, beugte sich über das Bett und sagte: »Peter?«

Auf der Zudecke, dicht unter Peters Gesicht, lag ein grauer Nachtschmetterling. Der war tot. Hastig strich der Vater den Falter vom Kissen, dabei berührte er die Hand seines Jungen. Sie war steif, eiskalt.

DAS LEBEN DER SCHMETTERLINGE
DRITTES BUCH: DIE NACHTFALTER



Geschlossen ist das bunte Bilderbuch des Tages: die Tagfalter haben ihre Flügel zusammengeklappt und den Urglanz der Welt verborgen. Was sie übrig ließen, ist gedämpft, still, mondgefiltert. Weiße und gelbe Blüten beginnen für sich zuleuchten, kleine Nachtsonnen, Sternenbeete entrückter Pflanzen, gefüllt mit nachspiegelndem Licht, beträuft von betäubenden Essenzen. Ihre Dämpfe wölken von den Feldrainen, wo die Mittagszeichen erloschen sind, und sie entschweben den Gärten, aus denen der Tag sein purpurnes Rot fortnahm, das feurige Grün, fein abgründiges Blau, geistiges Violett.

Und sie schlafen, feine Schmetterlinge, hingefunken in Gräser und Laub, die Flügel geschmiegt an die Blumen, ihre seßhaften Geschwister, angeklammert an den einfältigen Stengel, der in der Finsternis wurzelt.

Über den Hügeln hängt die Laternenblume des Mondes wie das Locklicht des Schmetterlingsjägers, der die geheimnisvollen Nachtschwärmer ködert.

Da stürzen aus ihren Tageschlafbäumen die Flügler der Nacht und werfen sich brummend und surrend in den Sternendunst. Dem Zauber ihres mütterlichen Gestirns hingegeben, fahren sie aus Hecken und Unterschlupf, entschwirren den Schlumberburgen und Falter schlöffern unter Laub, den Höhlen und Grotten von Gezweig, Rinde und Schatten, gewölbten Büschen und gebückten Gehölzen, darin ein Nachttag angebrochen ist, der Nachtfaltertag, und sie laufen, ein geisterhaftes Ge-

schwader, unter der Brücke des Lichtes hinaus in das Meer der Gerüche.

Erwacht sind die Schwärmer, Spanner, Spinner, Bären und Eulen, und über alles, was an der Erde schläft und träumt, ziehn sie ihre Bogen und Striche, führen ihre weiten Flugwege. Mit Glanzaugen jagen sie durch die steigende Finsternis, ihre Facetten glimmen kupfern und grün. Die riesigen Kugelaugen der Schwärmer, der Dämmerungs- und Nachtsphinxen, sammeln wie Brennspiegel das zerstreute Licht, den Schein des Mondes, die Sternenfünkchen, den Nebelglanz der Milchstraße oder im Zwielflicht die allerletzten Spuren des Tages, die hängen blieben an einer Wolke, an einer Blüte. Und sie suchen den Honig, das gekelterte Sonnenlicht, in den Lampen und Fackeln der Nachtfalterblumen.

Die Dämmerungsfalter: Schwärmer oder Sphingiden genannt, sind Schmetterlinge hochgestufter Art, kräftige, zumeist auch sehr große Tiere, mit langgeschnittenen Vorderflügeln und stets kleinern Hinterflügeln, ungemein schnelle Flieger: so hat man beispielsweise bei den langgrüßeligen Skabiosenschwärmern und den Taubenschwänzen zweiundsiebzig Flügelschläge in der Sekunde festgestellt, bei den langsamen Weißlingen dagegen nur neun. Die Kraftleistung der Schwärmer, zu der sie ihr dicker, muskulöser Körper befähigt, ist außerordentlich: vogelgeschwind durchschnellen sie die Lüfte und ruhn nicht von Dämmerung zu Dämmerung.

Träge bei Tag, sind sie unbändig bei Nacht. Da toben sie bis zur Erschlaffung ihrer Muskeln, ohne sich zu setzen, auch nicht bei der Nahrungsaufnahme: sie faugen den Honig im Schwebeflug aus den Blütenkelchen. Ihr Rüssel, hochentwickelt, ist hornartig und sehr lang; die aufgerollte Spirale übertrifft an Länge bisweilen die des Körpers beträchtlich, bei fremdländischen Arten gibt es sogar buchstäblich riesige Saugzungen: der amerikanische Sphingide *antaeus* hat einen Sauger von einem viertel Meter Länge und der Afrikaner *Xanthopan morgani* fast ebenfolang. Aus tiefen Blumenschlünden holen sie den Nektar mit ihren schlauchartigen Hebern. Wiederum leben Schwärmer, deren Rüssel weich und verkümmert ist; sie nehmen überhaupt keine Nahrung zu sich. Der kleinste Schwärmer bewohnt Madagaskar, der Sphingide *obscurus*: sein Körper ist zwölf Millimeter groß, der mächtigste ist der schon erwähnte Amerikaner *antaeus* mit einer Körperlänge von acht Zentimeter. Unser größter europäischer Schwärmer ist der Totenkopf, unser bekanntester der Wolfsmilchschwärmer.

Die Dämmerung bricht ein, der Wald steht in der Abendstille, unten im Tal rötet sich die kiefernbesetzte Steppe einer Sandmulde, darin einst der Urstrom floß, dessen heutiger Wasserlohn hinter dem Dunst der Großstadt seine Schleife zieht. Am Hang des Feldes wachsen wilde Pflaumenbäume und Mispeln, vor vielen Jahren bekletterte die Höhe ein verschollener Wein-

*Der Wolfsmilch-
schwärmer*

garten; ein letzter Rebenzweig am Gemäuer grünt mir die vergangene Liebe eines Weingärtners zu...

Ich war an den Waldteichen. Heimkehrend treffe ich auf der Kuppe eines kleinen Grashügels einen Distelfalter, der sich seelenallein mit Flugübungen unterhält. Von einem Erdfleck schießt er auf, mir entgegen, streicht die Baumlinien ab, wendet um und landet wieder auf seiner flachgetretenen Maulwurfsstelle. Ruht, entflügelt, eilt zurück, sitzt, klappt die Flügel zusammen...

Ich mache mich klein und grün wie Gras, rot wie Hauhechel, blau wie Glockenblumen, und still: da, eine Handspanne vor mir sitzt er, der Witzbold, die Fühler dreißt gespreizt, listig und scheu; zierlich stehn die Beinchen. Plötzlich bewegt sich das Gras, der Hauhechel, die Glockenblume, weg ist er.

So scherzen wir eine Weile, bis es uns langweilig wird; er haftet über den Acker, ich steige abwärts durch eine geböschte Sandgrube.

Sandgruben sind abenteuerliche Orte. Da huschen Eidechsen, Hasen, Feldlerchen, Insekten. Allerlei Ge-kräut hat die Grube überwuchert, ein Gehege für späte Kerfen, die eine feine Traummusik schlagen; Dost und Quendel brüsten sich, Kleege spinste umschlingen Nachtkerzen, stahlharte Grasborsten stechen aus dem Wirrwarr...

In diesem Kleindickicht und Zeltlager der Spinnen und Käfer, der Heupferde und Motten hingen an hochgerankten Kleepflanzen gelbe, schwarzgepunktete,

hellbehaarte Raupen: Blutfleckraupen. Eine Schachtel voll las ich ab. An einigen Grasspießen hatten sie bereits ihre länglichen Seidenkokons ange spunnen. Ich schnitt mir einen so befruchteten Strauß, um ihn heimzubringen. Vielleicht, daß mir aus einem der Gespinste der seltene, oft gesuchte gelbe Blutfleck zuschlüpfte.

Und dann, in der Abendröte, die fern die Waldteiche übermalte, stand ich auf der absteigenden Ödwiese, darüber der Feuerteppich des rostroten Sauerampfers hinrollte. Auf dem Ampferteppich entglommen die Leuchter der gelbblühenden Nachtkerzen, die ihre Sterne am Abend entzündeten, wenn die überirdischen Gegenbilder aufgehen. Es war ein goldener Zaun von Nachtkerzen, und eingeschlossen von ihm brannten die blauen Fackeln des Natternkopfes, der die Einsamkeit liebt.

Nachtkerze und Natternkopf sind die Leuchtfeuer der Dämmerungsfalter. Angezogen vom Glanz saufte jäh ein großer Abendfchmetterling an die Fackel, rüttelte im Schwebeflug vor der blauen Blüte und tauchte den Rüssel in den Honigkrug.

Andem unbestimmten Rosaschein seiner hintern Flügel, die in rasender Schwingung erzitterten, und an den schwarzweißen Leibflecken erkannte ich den Wolfsmilchschwärmer.

Das traf sich gut. Ich hatte vorhin neben der Sandgrube, wo die Wolfsmilchbüsche gediehen, nach Schwärmer-eiern gesucht. Nur ein paar Träubchen grauer Spinner-

eierchen fand ich, womit ich nicht sonderlich zufrieden war. Schon im vergangenen Jahr hatte ich ein Gelege geerntet, aber keine Rubiräupchen daraus gewonnen, nur massenhaft winzig kleine Fliegen.

War dieser Schwärmer an der Blüte etwa ein Weibchen? Er zuckte von Staude zu Staude im Nachkerzengarten, Honig schlürfend. Alle Krüge sind gefüllt. So tief wie fein Rüssel taucht, stößt keine Saugzunge der Tagesinsekten und Tagfalter.

Ich folgte ihm auf seinen blauen Wirtshauswegen bis zu den letzten Natternköpfen des Feldes, da stob er blitzschnell ab in einem langen Bogen und schoß, ein Falterpfeil aus dem Köcher des Abends, mitten ins grüne Fell der Wolfsmilch. Kaum, daß ich ihn mit den Augen verfolgen konnte. Ich stürzte zu ihm.

Ein Weibchen! An die Blättchen lötete es feine Eier. Plötzlich sah ich den Falter nicht mehr. Er war auf und davon, weggezaubert. Spähend über die krause Wolfsmilch gebeugt, suchte ich die bestapelten Stengel. Mehrere smaragdgrüne Kugeleierchen fand ich, die Stengel löste ich ab und trug sie heim.

Schon nach Verlauf weniger Tage dunkelten die Eier, und als ich wieder nachsah, fand ich sie schwarz geworden. Es dauerte nicht lang, da krochen die Räupchen aus und bestiegen die Gipfelblätter der frisch eingetragenen Wolfsmilch. Mit einem schwarzen Kleid begannen sie ihren Lebensweg, sie waren der Nacht des Vor-Seins entchlüpft. Bei der ersten Häutung aber

legten sie es ab, der grüne Nahrungstoff durchdrang sie, und da waren sie hellgrün.

Lebhafte und gefräßige Tiere. Mit den Greiffüßen faßten sie die schmalen, langen Blättchen, bogen sie dem Maul zu und fäbelten sie zusammen.

Edmée, von einem Spaziergang heimkehrend, brachte einen Wolfsmilchstrauß, dick behängt mit Schwärmer-
raupen. Sie fand sie an einem sonnigen Feldweg, wo sie schon in ihrer Kindheit Raupen gesammelt hatte. Die alten Zuchttiere wurden um den Zuwachs vermehrt. Aber sie machten sich nichts aus den Neu-
lingen, witterten nur die frischen, auf dem Tisch ausgebreiteten Pflanzen. Aufgeregt rannten sie im Wohn-
kasten umher, drehten unruhig die Leiber nach der Duftseite, ihre hellen Köpfe tasteten, suchten.

Endlich hatten sie es, das gute Futter. Sie lebten auf, waren munter: sie hatten ja Wolfsmilch. Der Zucht-
kasten war erfüllt von ihrem friedlichen, erdgebundenen Gewimmel. Sie hatten zu fressen: Pflanzen-
götter haben ihnen Nahrung gegeben, kühle, auf trok-
kenem Boden gewachsene Zypressenwolfsmilch.

Waren sie nicht märchenhafte Einhorntiere? Auf dem letzten Leibesring tragen sie ihr spitzes, krummes Horn. Schon als winziges Rüpchen bringen sie es mit, wie viele ihrer Schwärmerverwandten.

Nun wird ihr Kleid wieder dunkler, von Tag zu Tag dunkler. Einige sind bereits erwachsen, fingerlang, achtzig und neunzig Millimeter groß.

Ihre gespannte glatte Haut glänzt schwarzgrün, von vielen gelblichen Atomen begrißt. Tiefes Tintenrot färbt Kopf und Füße. Ein tintenroter Streifen teilt den Rücken und beizt die untere Hornhälfte. Die obere ist schwarzgelackt. Ordenssterne prunken zu beiden Seiten der Rückenlinie, ovale Bernsteinlichter.

Doch diese Pracht stirbt. Die Raupen verwandeln sich in bräunliche Puppen. Gleich den Einsiedlern entfagen sie der Schönheit und nehmen ein schmuckloses Gewand.

Die Raupen zogen sich in die Wüste zurück, in eine kleine Sandwüste, ausgebreitet von mir auf dem Boden ihres Wohnkastens. Hier schmiegten sie eine sanfte Mulde aus, woben ein dürftiges Gespinnst oder verzichteten sogar auf diese geringe Weberei.

Sie hatten sich nun alle verpuppt. Da der künftige Schwärmer aber erst im nächsten Jahr schlüpft, stellte ich den Kasten auf den Schrank. Anfangs September kam er mir beim Räumen wieder in die Hand, ich sah nach, und da überraschte mich ein fertiger Falter. Er hing an der Schachtelwand, seine zurückgelegten Flügel schlugen.

Wie? So früh schon? In diesem Jahr noch? Du hast die Zeit nicht erwarten können? Zu früh, zu früh! Wo nimmst du den Honig her und die blauen Natternköpfe, wenn es Winter ist?

Ermachte sich fertig, trocknete den Haarmantel, spannte die Flügel...

Für den September? den Oktober?

Er rollte den Rüssel auf...

Ob ich ihn in den Äther Schlaf versenke?

Auf meinem Finger sitzend, breitete er seine weidenblattschmalen Flügel. Der Bauch leuchtete rötlich beflaumt, ebenso die Pelzverbrämung der zierlichen Oberschenkel. Hermelinweiß schimmerte der Saum der olivgrünen Schulterdecke, schneeweiß die Fühlerstriche und die Beinschienen. Im Wurzelhof der zartroten, dunkelgebündelten Hinterflügel lebte tiefes Schwarz, Samt, ein Mitternachtszeichen.

Und der Schwärmer saß unbekümmert auf meinem Finger, wie auf dem Aststümpfchen eines Baumes, darauf man schlafen kann. Wildfremd blickten seine starren, tief innen dunkel gepunkteten Insektenaugen.

Bis zum Abend wartete ich. Über die Wiesen dunstete ein Streifen Goldes, Sechsuhrlicht. Ein paar Nachtkerzen trugen noch spärliche Lichter. Da ließ ich den Schwärmer aus der Schachtel. Durchs offene Fenster schoß er hinaus in seinen tödlichen Herbst.

Die andern aber, seine noch ungeborenen Gefährten, haben es nicht eilig. Totensteif sind sie und rühren sich nicht. Sie schlafen in den lederbraunen Hülften, wie jetzt schon vieles schläft: das Korn, die Nuß, die Buchecker, die winterschlafenden Tiere...

Und der Winter vergeht.

Im April stelle ich den Kasten ans Fenster, besprenge ab und zu meine vierzig Schwärmerpuppen mit Waf-

fertropfen, Tau und Regen ersetzend, und lasse ihn da stehn bis zum Juni.

Ausnahmsweise ist es ein warmer, freundlicher Juni, kein kalter Regenmonat, es ist ein fröhlicher Schmetterlingsjuni, wie aus meiner Kinderzeit: das spüren auch die reifenden Schwärmer, die Puppen strecken und verfärben sich, an den Ringen beginnt ein goldener Schimmer zu wachsen — Glimmer eingedrungener Luftbläschen —, dann werden die Pergamente fast schwarz, wie alte Nußfarbe. Nun kommen sie bald.

Und sie kommen.

Man ruft: »Schnell! Schnell! Jetzt schlüpft einer aus!« Aber bevor ich noch ins Zimmer rafe, hat der Schwärmer das Futteral schon gesprengt und ist schnell herausgekrochen. Ich finde ihn bereits an der Kastenwand, die er hastig hinaufklettert, seinen schweren Leib schleppend. Die kleinen Flügelläppchen sind verknüllt wie nasse Taschentücher, die Zeichnungen winzig, rührend kindhaft, aber nicht lange mehr, dann sind die Flügel ausgedehnt und gewachsen, und der Rüssel wird wie eine Uhrfeder aufgeschnellt und eingerollt, und der Hinterleib spritzt einen trüben milchenen Saft aus, eine kalkartige Flüssigkeit: jeder auskriechende Schmetterling tut das; ehe der Ballast nicht abgegeben ist, kann der Falter nicht fliegen. Wahrscheinlich erweicht er mit dem Saft die Puppenhülle, oder es ist ein nicht verbrauchter Rest aus der Raupenzeit.

Neue Falter sprengen ihre Puppenwalzen: aus dem Riß

taftet ein gelenkes Beinchen, der Kopf stößt durch die Öffnung, mit aller Kraft arbeitet der Schmetterling, und da ist er auf der Schwärmerwelt. Einer nach dem andern erscheint. Jeder überstand den Winter, keiner ist verkümmert oder beschädigt, nur bei einem kleineren mußte ich mit der Pinzette leicht nachhelfen, ein Stückchen Puppenleder hat sich vom Fühler nicht abgelöst.

Am Abend sind viele schon flugbereit, sie haben sich von der Anstrengung erholt und ihre Schwingen in Ordnung gebracht; jetzt befällt sie Unruhe, ihre Flügel zittern fein und schnell, sie brausen im Gazebeutel: alle miteinander lassen wir fort. Über die Straße jagen sie, durch die Gärten, fort in die Milchwildnis, Weibchen suchend oder Honigbecher.

In ein paar Wochen werden wir wieder ihre jungen Räupchen eintragen, ein neues Jahr beginnt. Das ist das Leben der Wolfsmilchschwärmer.

Ich ging dem Einfall nach: woher stammt eigentlich der Wolfsmilchschwärmer? Und beriet mich mit Leander. Hier das Ergebnis:

Die Wurzel dieses großen Falterstammbaums fußt im chinesischen Turkestan. Noch heute gedeiht dort der älteste Zweig des Geschlechts, der Schwärmer *Deilephila zygophylli*. Aber er hat sein Leben nicht nur auf Turkestan beschränkt. In die Steppe Südrußlands schickte er seine Scharen, nach Kleinasien und Syrien, in das

ganze Mutterland feiner Futterpflanze, des Zygo-phyllops.

Ein zweiter altertümlicher Sproß, der Sanddornschwärmer (*D. hippophaës*), nahm die Richtung in die Westgebiete Indiens, siedelte sich an, und seine Brüder und Nachkommen wanderten über die anatolischen Berge, durch die Schluchten des Balkan, hinunter in die europäischen Alpen und in die Pyrenäen, wo überall in warmen Flußtälern die Raupe am Sanddorn ihre Nahrung findet.

Ein dritter, düsterbefäugter Abkömmling, der Fledermauschwärmer (*D. vespertilio*), eroberte den Kaukasus, setzte seinen Trieb ab und erreichte die europäischen Alpen. Seine Raupe lebt auf einer Weidenröschenart. Diese drei Urarten sind strenge Einkrautfresser.

Nicht so die Raupe des Livornischen Schwärmers (*D. livornica*), eines andern, auch altertümlichen Sprößlings, der in seiner Tracht die deutlichsten Beziehungen zurnächstverwandten großen Schwärmergruppe unterhält, zu den Weinschwärmern. Der livornischen Raupe ist eine reiche Nahrungswahl gestattet. Weinrebe frisst sie ebenfogut wie Löwenmaul, Labkraut und noch andersartige Pflanzen. Ihr Falter bereift fast die ganze Welt, er fliegt auch bei Tage, im hellsten Sonnenschein. Berge sind ihm kein Hindernis.

Der herrliche südliche Flieger kann sich aber nicht für dauernd im Norden ansiedeln, seine Puppe geht da im Winter zugrunde. Die in Deutschland erscheinenden

Livornier sind stets jahresneue Einwanderer und bringen, auf Rebe und Labkraut, höchstens eine einzige Sommerbrut durch.

Vom turkestanischen Stammbaum strahlte noch ein anderer Lebenssaft aus: unser Labkrautschwärmer (*D. galii*). Er bewohnt aber nicht nur Europa, sondern auch die innerasiatischen Berge und streicht bis Japan. Von hier triftete in grauer Zeit eine Auswanderergruppe nach Nordamerika. Sie bewahrte dort in der Flügelfärbung einige alte Eigenschaften, im Gegensatz zur europäischen, höher gestuften Art. Der europäische Labkrautschwärmer nahm seinen Weg bis zur Küste des atlantischen Ozeans.

Der kräftigste Zweig des Stammbaums, der Mitteltrieb, ist der Wolfsmilchschwärmer (*D. euphorbiae*) mit seinen vielen Seitenformen. Der westlichen Wanderstraße seiner Verwandten folgend, zog dieser Nachtschmetterling über ganz Westasien, durch Europa, am Mittelmeergebiet hin, hinaus nach Teneriffa und sogar bis Madeira.

Doch hat er, beträchtlichen Wandlungen unterworfen, in Korrika, Sardinien, auf den atlantischen Inseln, im Küstenland Nordafrikas alte Formen behalten. Von der standhaften nordafrikanischen Art sonderten sich Wüftengattungen ab: die Wolfsmilchschwärmer der Sahara-Oasen Biskra, Kut el Amara und anderer Palmeninseln im Sandmeer. Ähnliche oasische Schwärmer entwickelten sich auch in Innerasien aus den dort leben-

den. Dem Wolfsmilchschwärmer gelang es aber fogar, hinschießend am Südrand der zentralasiatischen Berge, Afganistan und Nordwestindien zu finden.

Sonderbar ist, daß an der pazifischen Küste von Südamerika, auf der Ananasinsel Hawaii und in Madagaskar Falter leben, die ihrem Äußeren nach — Ei, Raupe, Puppe sind unbekannt — zu den allernächsten Verwandten unseres europäischen Wolfsmilchschwärmers zu gehören scheinen. Wie sind sie dorthin gekommen? Auf welchem Weg? Rätselfhaft, nicht weniger rätselfhaft als die Steinbilder der Osterinsel.

In den Mittelmeerländern erwuchs ein Seitentrieb des Wolfsmilchschwärmers, der nicäische Falter, der europäische Riefenschwärmer (*Deilephila nicäa*), dessen Flügel eine Weite von zehn und zwölf Zentimeter spannen.

Dem Wolfsmilchschwärmer verdankt Leander einen seltsamen wissenschaftlichen Erfolg. Er hatte als Schlußfolgerung vielfältigster Beobachtungen den Entwicklungsverlauf der Zeichnungsanlagen seiner Wolfsmilchspitze (*Celerio*-Falter) nach rückwärts verfolgt und eine Urzeichnung entworfen: sie ähnelte sehr dem Zeichnungsaufriß der nächstverwandten Weinschwärmerfippen (*Pergeſa*-Falter). So also mußte der Vorfalter, wenn er überhaupt gelebt hatte, ausgesehen haben.

Er zeigte mir seine prophetische Zeichnung: der Falter ist größer als unser Wolfsmilchschwärmer, kräftiger fein Leib und gestreckter. Er hatte wohl lange Flug-

wege, mußte gegen den Wüstenwind kämpfen, wenn er am Rand der Fluglandwüste hinstrich und über die Ruinen verdünnter Städte, nach verschollenen Blumen­gärten witternd und dem Honig urferner Sommer. Da bleichte ihm die Wüstenhöhle seine ruderfchmalen Vorderflügel sandbraun, ätzte darauf einen fahlen Wüstenstern und eine staubhelle Innenbinde.

Viele Jahre später, als Leander eine reiche Falterausbeute von den Ufern des turkestanischen Schilffees Lop Nor durchfah, fand er unter den vielen gefangenen Schmetterlingen plötzlich seinen Vorfalter: er entsprach in allen Zügen den von ihm festgesetzten Urbild.

Aus den Riefenebenen des Turkestan, heute Sandwüsten und Gluthöllen, stieg der Wolfsmilchschwärmer auf. Öder das Herkunftsland des Totenkopfs. Seinen wissenschaftlichen Gattungsnamen *Acherontia* hat er vom Unterweltsfluß. Den schwarzen Gestaden des Hades, seinen bleichen Wiesen und Stromgebieten entflügelte er; er ist der acherontische Schmetterling, Unterwelt hängt ihm an. *Der Totenkopf*

Dort in jenen Fluren glimmen die farbenlosen Farben, die Blätter von Stahl und Nephrit bei den Toren von Horn und Elfenbein, dörren die Baumskelette, Pflanzenmumien und blinden Blumenaugen. Schwarze Disteln mit kleinen Mohrenköpfen umfacheln die Pfade, Trauermohn wuchert, dem Schlafmilch entquillt, die Lilie der Mitternacht geistert, von Unterweltsbienen be-

fucht, und über die Asphodeloswiesen seufzen die Schatten uralter Völker und heidnischer Könige.

Ruhelos in den sagenhaften Zeiten schwirrte der Falter durch die Pilzkeller längs den Tintenströmen Styx, Acheron und Lethe, darauf die Totenschiffe ihre Lasten schwenkten.

Aber als Pan starb, der Gott der Hirten und Bäume, und das Meer aufschrie, ging ein Riß durch die Erde bis in den Kern der Kristalle und tiefer hinab. In die Unterwelt trante Licht, durch den Spaltströmte Luft und alles Gewürz und Gedüft. Der Falter, aufgescheucht vom Tageschein, jagte in den Wirbel, Dünfte irdischen Nachtschattens witternd, und schoß hinauf. Auf dem Rücken trug er den Menschen das Siegel der Unterwelt zu: den Totenkopf.

Er ist der letzte Zeuge aus einer versunkenen antiken Nachtwelt. Mit seinem schrecklichen Wappen mahnt er den Menschen an den Tod, an die unversunkene Unterwelt, und er, der einzige unter den Faltern, der eine Stimme hat, gibt Töne von sich, die kein Mensch und sicherlich auch kein Totenkopf versteht. Klagt er um die Asphodeloswiesen, die vergilbt sind und gestorben, und um die selig-unselige Schattenwelt des Hades, als er dort saß als ein furchterregendes Zeichen auf der Stirn eines Unterweltrichters?

In Turin sah ich in einem Sarkophag einen Pharaon aus einer frühen Dynastie, dessen Bemalung gut erhalten war. Auf seiner Brust war ein großer Totenkopfschmet-

terling in Gold und Schwarz abgebildet. Mit ausgebreiteten Schwingen und düfterm Siegel starrete der Falter. Wovor sollte er das Herz des zweifellos großen Königs schützen?

Gespenster gibt es, die sind furchtbar. Vampire gibt es, wer die sieht, dem erfriert das Blut in den Adern. Tote gibt es, die mit allen Kräften nach dem Leben gieren. Sollten alle die abgeschreckt werden von dem Totenkopf auf der Brust des Pharao? Ist er es, der Totenkopfschmetterling, der diese bösen Geister bannt?

Der schwarzmagische Schwärmer, in den Büchern *atropos* genannt zum Gedenken der Schicksalsgöttin, der keiner entgehn kann, zog vom Süden herauf in die nördlichen Länder. Seine beiden Unterweltsvettern mit den Namen: *Acherontia lachesis*, *styx*, *satanas*, *ariel*, *lethe*, *charon*, *medusa*, *morta* nahmen einen andern Weg, sie strebten in die indo-malayische Region.

Der Flugbogen des Totenkopfschmetterlings schneidet im Osten Transkaukasien und Nordperlien, im Süden das ganze äthiopische Gebiet mit Madagaskar, im Westen die Azoren, im Norden die Shetlandinseln und Lofoten. In Ägypten ist der Schwärmer so häufig, daß der Volksmund ihn »Vater des Dorfes« nennt.

Bei uns, wie überhaupt im nördlichen Europa, tritt er nur als Zuwanderer auf. Vielfach schreiben die Bücher, mit der Einbürgerung der Kartoffel und ähnlicher Nachtschatten sei der Totenkopf zugezogen. Es besteht

kein Zwang, den Büchermeinungen beizupflichten: die Raupe des Falters konnte sich immer halten, da sie eine Vielerleikrautfresserin ist. Sie verzehrt, außer Kartoffelkraut und verwandten Gewächsen, Geißblatt, Trompetenbaum, Stechapfel, Apfel- und Birnbaumlaub und eine Menge anderes Zeug.

Seine Eier sind recht klein, grün, auch graublau. Die erwachsene Raupe, meist grün oder hellgelb, trägt ein S-förmig abgebogenes Endhorn, schwarzblaue, erhabene Pünktchen auf den Brustringen und an den Leibesseiten lichtblaue, vom Rücken auswinkelnde Schrägstriche.

Als Kind fand ich einmal eine ausgewachsene Totenkopfraupe, seitdem nicht wieder. Neugierig und ängstlich nahm ich sie in die Hand. Wie schauderte ich aber, als sie ein zirpendes Geräusch hervorbrachte. Ich hielt sie für eine Gespensterraupe... Aber sie hatte bloß mit ihren Freßwerkzeugen gerauspelt.

In den Monaten August und September verpuppt sich die große Raupe. Sie gräbt sich in die Erde ein, oft ziemlich tief, wölbt eine ovale Schlafhöhle, indem sie schnelle Drehbewegungen ausführt, und überleimt mit einem Klebstoff die Wände des Grabes. Einmal hob ich eine Puppe, die fast einen halben Meter tief stak. Sie lieferte aber keinen Falter, ihre Entwicklung hatte ich gefört. Beim Kartoffelernten werden häufig Totenkopfpuppen aus der Erde gefcharrt. In Mittel- und Norddeutschland gehn die Puppen in der Winterkälte ein. Wenn der

Schwärmer noch im Verpuppungsjahr auskriecht, darf er eine kleine Weile leben, auch eine Brut erzeugen. Die ist aber verloren. Übersteht in einzelnen günstigen Jahren die Puppe den Winter, dann schlüpft der Totenkopf im Mai aus seinem unterirdischen Verlies. Solche Geburten sind große Seltenheiten.

Meinen Totenkopfschwärmer fing ich in der Schweiz. Leider hat er damals einen Schaden davongetragen, sein linker Fühler brach ab, sonst wäre er ein musterhafter *atropos*. Der übriggebliebene Fühler sprießt wie eine indianische Adlerfeder aus dem dunkeln Kopf.

Er ist der Adler unter meinen heimischen Faltern: seine Flügelweite mißt zwölfteinhalb Zentimeter. Der schwarze, gelblich gewölkte Stoff der Vorderflügel ist so düster wie die Spinnweben des Orkus, die Hinterflügel bewahren das fahle Ockerlicht des unterweltlichen Flußlandes. Plump und wollig der von Schattengürteln beringte Leib. Braunschwarz behaart sind der Kopf und der vom Totenwappen geätzte Rücken. Stark quellen die Kugelaugen vor, dick sprossen die Fühler und merkwürdig kurz und stark der Sauger. Mit ihm durchstößt er die Wachsdeckel der Honigwaben, wenn er sich bei den Bienen einfindet.

Trotz seiner plumpen Gestalt ist der Totenkopf ein vorzüglicher Flieger, wie ein Torpedo raft er durch die Nacht; beim Flug stülpt das Männchen aus einer Bauchtasche einen wirbelnden Dufthaarbüschel. Mit Vorliebe strebt er dem Licht zu. In der Erregung läßt er einen

kläglichen Maufelaut vernehmen. Durch einen Versuch habe ich festgestellt, daß der Laut noch in einer Entfernung von fünfzig Metern schwach zu hören ist.

Der Ton wird durch einen dünnen Luftstrom hervorgerufen, der aus der prallen Saugblase des Magens über eine Rüsselspalte streicht. Ist er nicht der Mönch unter den Nachtschmetterlingen? Er hat eine düstere Kutte, eine Raffel: er brummt sein Memento mori... Nein! Seine Totenkopfzeichnung ist vielleicht gar nicht so ernst gemeint, zuweilen verflüchtigt sich das Zeichen zu einem bedeutungslosen Flecken. Ein gutmütiger Landstreicher scheint er manchmal zu sein, ein Zugvogel, sehr beständig in seiner Flügeltracht, ein harmloser, abendlicher Brummbär, froh über die Blumen und die Kartoffelbüsche, darauf sein Weibchen die Eier legen kann.

Aber seit jeher umwittert ihn der Aberglaube. Der Nürnberger Schmetterlingsmaler, Roefel von Rosenhof, ein Vorgänger meines Würzburger Glasermeisters in der Falterschilderei, schrieb um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in seinen »Insektenbelustigungen«: Die Furcht vor dem Tode, das törichte Verlangen, sein künftiges Schicksal zu wissen, die schlechte Aufmerksamkeit, welche man auf die natürlichen Zufälle insgeheim zu haben pflegt, machen, daß der größte Teil der Menschen gar viele Dinge für Vorboten eines großen Unglücks hält, vor welchen ein gesetztes und durch reifes Nachdenken aufgeheitertes Gemüt nicht im geringsten erschrickt. Ist es denn also wohl Wunder,

daß auch der Totenkopf von vielen nicht ohne Schrecken erblickt wird, zumal da er bei seiner besonderen Zeichnung auch noch einen kläglichen Ton von sich gibt, sich nur bei Nacht sehen läßt und noch überdies beim Fliegen ein ziemliches Geräusch machet. —

Dieser Nachtgeist ist ein Freund süßer Säfte. Zwar nippt er auch an Schwärmerblüten, die ihm ihre scharfen Gerüche zuschicken; da aber sein kurzer Rüssel nicht tief tauchen kann, bevorzugt er das Saugen an Baumwunden, oder lieber räubert er Honig bei den wilden Bienen und in den Wachsflöckern des Imkers, wie es der braune Brummbär aus der Welt der Säuger tun soll.

Angelockt vom Honigzauber, umstreicht der Totenkopf brummend die Bienenstöcke. Die fleißigen Wachsbereiterinnen und Nektarsammlerinnen sitzen schlafend auf ihren Schätzen, auf den goldenen Zellen. Die Wächter an den Fluglöchern behüten die Stadt, ihre Flügel schimmern in einem hereinfließenden Mondstrahl, und ihre Leiber sind bereit, gegen Feinde den Wachspalast um den Preis des Lebens zu verteidigen. Starr liegen sie am Tor, ihre Fühler wittern: erregt hören sie tiefes Summen am Schlupfbrett und spüren einen Luftwirbel. Plötzlich verfinstert sich der Mondstrahl, und durch das Tor drängt ein Ungeheuer. Sie stutzen einen Augenblick: was ist das? Nie haben sie ein so fürchterliches Wesen gesehn. Eine Hornisse riesiger Größe, die Todfeindin?

Mutig werfen sie sich auf den brummenden Eindring-

ling, um ihn niederzustecken, ehe er vordringen kann in ihr Allerheiligstes. Aber der maffige Totenkopf schleudert sie mit feinen athletischen Flügeln und dem Mammutleib derb zur Seite und bricht ein in die Schatzkammern der Amazonen. Seine Schwingen erzeugen einen mahelnden Luftwirbel, indes der Rüssel gierig die offenen Zellen leerfäuft. Erschreckt, ratlos quirlen die Bienen durcheinander; der Alarm der Wächter hat die Schläferinnen aufgestört, ihre goldenen Brunnen sind in Gefahr, die Speise der Nymphen und die Wintervorräte. Der Schwärmer meißelt die Tönnchen auf, zapft die Wachsfläschchen an, indem er durch die Deckel der Zellen seinen hornigen Rüssel stößt: ihm schmeckt es großartig. Hinter ihm und um ihn erhebt sich das Volk, dunkel brauft tausendfacheliger Zorn, die Krieger rotten sich zu Haufen und fallen über den Räuber her. Sie durchsieben seine Tragflächen; die mächtigen Ruder fegen auf und ab, zurückgeschleuderte Soldaten kollern über die nachdrängenden Horden, sie beklettern seinen Leib, die Brust, ihre Stachel in seinen dicken Wollpelz bohrend: der Schwärmer verschüttet den Honig, befudelt sich und weicht erst, wenn er gesättigt ist. Eingeschlossen im Bienenstaat, sucht er einen Ausweg. Er raft in der Enge, seine Membranen trommeln; die Bienen, aufs höchste gereizt, gehn ihm wuchtig zu Leibe. Er muß ihren Rücken-, Flanken- und Frontangriff aushalten, schleunigst das Gewühl durchbrechen und aus der Honigkammer

flüchten. Endlich gelingt es ihm, das Flugloch zu erreichen und zu entkommen: verfolgt von einer Sprühfalve hitziger Bienenfunken...

Manche Totenköpfe aber, ihren Raufsch mit dem Leben büßend, brechen unter den Dolchstößen der Honig-hüterinnen zusammen.

Die Imker haben in ihren Bienenkörben oft tote Totenkopffschwärmer gefunden, die waren von allen Farbschuppen entblößt. Der beleidigte Schwarm hatte den Einbrecher gemordet und ihm alle Farbe genommen. Hielten die Bienen den Schuppenstaub der Falter-schwinge für Blütenmehl, Pollenstaub und den Nachtfalter für eine feindliche Blume, die gekommen war, den Honig zurückzuholen?

Da sie Totes in ihrem reinen Haus nicht dulden, den schweren Leichnam aber nicht wegräumen können, lassen sie ihn liegen, wo er liegt, und überziehen ihn mit Wachs. Sie mumifizieren den Falter, überkleben seine starren Flügel, die Fühler und den stacheldurchbohrten Leib mit ihrem Ambra, hüllen ihn in einen Wachsfarkophag — und da starrt durch die Schicht des Wachses ein verzerrter Totenkopf...

Einmal schrieb ich dem schmetterlingsmalenden Glasermeister einige Zeilen über Leanders Glashaus und die Puppenfendung aus China, auch eine kleine Bemerkung über meine Reise als Segelfalter zu ihm nach Würzburg. Bald antwortete er. Hier sein Brief:

Lieber Segelfalter, nichts Neues unter der Schmetterlingssonne. Auch ich war schon Falter, viel früher als du. Und was für einer. Von seiner Art gab es nur einen einzigen. Starb ohne Nachkommen. Wiefo? Ei, ich verwandelte mich in einen Falter eigner Schöpfung, in einen *Papilio würzburgensis*... Da gibt es nichts zu lachen. Alle Farben meines Malkaftens glänzten auf feinen Flügeln. Er sah aus, unbefschreibbar für einen Glasermeister. Dein Perlmutterfalter vom Beduinenzelt ist eine Motte gegen ihn.

Du kannst nicht ahnen, welches Aufsehn der Würzburger Papilio in Brasilien und auf den Menschenfreserinseln erregte. Beinah wär es ihm ergangen, wie euerm Beduinenbruder: Oberbonze der Papilios follte er sein, Schmetterlingsfleich, Falterkarawanenführer. Er hat abgelehnt. Was wäre aus dem Malkaften geworden, den Pinseln, die unausgewaschen zu Haus auf dem Tisch lagen, und aus den Lehrlingen in der Glaserwerkstatt? Was aus der Glaferei und dem Main, wenn nachts auf dem Tisch ein Fläschchen Schalksberg grünt? Laßt mich in Ruh mit euern Schmetterlingsehren! Freilich, es war alles märchenhaft bei den Wilden und Schwarzen und den Morphofaltern, aber Glas ist Glas, und Glas ist nun einmal mein Glück, und das Malen ist auch wunderbar. Der *Papilio würzburgensis* genoß die Schmetterlingsfreude, und als er genug davon hatte, vertauschte er sich wieder in den schlichten Glasermeister von der Brückengasse. Hier ist er wieder.

Seit der Zeit hat er mancherlei Segelfalter gemalt und ein ganzes Heer von Abendpfauenaugen.

Doch das ist eine andere Geschichte. Die muß ich dir schnell berichten.

Vor einigen Wochen, es war wohl an einem Dienstag, brachte mir der Messerschmied, du kennst ihn ja, eine Schauspielerin vom Theater in meine Werkstatt. Eine feine Dame, die hatte ein Parfüm! Keine Duftschuppe riecht so fein. Du kannst dir denken, was für Augen die Lehrlinge machten. Standen da, wie vom Blitz gerührt und hielten Maulaffen feil. Ich führe die Herrschaften in meine gute Stube zu den Farbschalen und Vorlagen. Sie schaut sich mein Malgerät an und sagt, es ist jetzt vornehm, in der Wohnung lebende Schmetterlinge zu haben, besonders ausländische Arten. Ob ich ihr welche verschaffen kann? Aber möglichst blaue und gelbe, sagt sie, weil die in der Farbe am besten zu ihrem Sofabezug und der Wandbespannung passen. Ich kratz mich am Kopf, schau den Messerschmied an, die Dame vom Theater. Ja, es ist die neueste Mode, sagt sie, und der Messerschmied nickt, als verstünde er etwas davon. Schmetterlinge, sagt sie, sind schön wie Blumen, brauchen aber weniger Pflege und vor allem keine Blumenstempelchen. Außerdem, hat sie gesagt, fliegen sie im Zimmer herum, was sehr reizvoll ist. Sie hat noch allerlei dahergebracht, das hab ich vergessen, sie hat mich immer wieder gefragt, ob ich ihr schöne ausländische Falter oder auch hiesige verschaffen kann.

Ich muß ein recht blödes Gesicht gemacht haben. Vielleicht ein paar Abendpfauenaugen gefällig, frag ich. Ein paar malen könnt ich ihr auch, sag ich, und zeige ihr ein Blatt.

Gleich wollte sie ein halbes Dutzend lebendige haben. Scharmant! hat sie gesagt. Ich werde mein Zimmer auf Abendpfauenaugen stimmen. Und malen sollt ich ihr auch ein paar. Die Abendpfauenaugen erinnerten sie so an die eigene Kindheit: ihr Bruder, er ist im Krieg gefallen, hat eine Schmetterlingsammlung gehabt. Ob ich das Fenster ihres Badezimmers mit Abendpfauenaugen bemalen möchte, hat sie gefragt.

Ich war baff. Was sagst du? Einfälle haben die Frauenzimmer. Schnell denke ich nach: ob ich ihr eine Scheibe einsetze, ob ich das Fenster bemale, gleichgültig. Geschäft ist nun mal Geschäft. Und so malte ich ihr denn aufs Fenster einen schönen Vorhang von Abendpfauenaugen und darunter einen Saum von Bläulingen. Das müßtest du sehn, wirst aber kaum Gelegenheit dazu haben. Sie war von meiner Malerei so entzückt, daß sie mir auch die Badezimmer ihrer Kolleginnen in Aussicht stellte. Es wär schön, wenn die auch so verrückt wären. Ich bin also Theatermaler geworden.

Aber lebendige Schmetterlinge will sie nun auch haben. Kannst du mir ein paar Puppen schicken? Meinetwegen Abendpfauenaugen. Gib Nachricht. Der Messerschmied läßt grüßen. Noch immer redet er nicht viel. Er hat die

Dame in seinem Laden kennengelernt. Mit blauen Flügelschlägen grüßt dich, lieber Segelfalter, dein *Papilio wüzburgensis*. Der Glafermeister. —

Ich zeigte den Brief Leander. Der las ihn schmunzelnd. Und wir taten dem Glafermeister den Gefallen, ein paar Puppen schickten wir ihm für seine Falterdame; Kohlweißlinge, Bären, auch Abendpfauenaugen.

Abendpfauenaugen...

*Das Abend-
pfauenaugen*

Auf seinen Hinterflügeln leuchten die blauen Nachmittagsaugen im Dunst der heraufsteigenden Abendröte. Aber im dunkeln Kern der Pupille dämmert schon die Nacht. Ruht der Falter, dann bedeckt der braune Saum der Vorderflügel den seltsamen Blick mit einem Gewölke stumpffarbener Linien und Binden.

Das Abendpfauenaugen ist nicht verwandt mit dem Tagpfauenaugen. Die Schattenlinie der Dämmerung hält sie für immer voneinander getrennt. Der Schwärmer begleitet den Mai-Juniabend in die Nacht. Überall in Europa durchschwirrt er die Sommerabende, auch in Kleinasien und dem angrenzenden Transkaukasien, wo er erst im Jahre 1899 von einem russischen Großfürsten festgestellt wurde. (Welche Zeitspannen mußten vergehen, bevor die Menschen die Schmetterlinge überhaupt entdeckten?)

Die Raupe des Schwärmers frisst die Blätter der Weiden, verschmäht aber auch nicht das Laub der Pappeln und Apfelbäume. Im vergangenen Jahr las ich von

einem Weidenbaum in einem Wassergrund die Raupe. Ein bläulich-grün getöntes, von sieben weißen Seitenstrichen überfährtes Tier, mit einem an der Wurzel hochblau gelackten Horn. Ich nahm die Raupe in den Zuchtkasten, sie verpuppte sich und überlag den Winter. Jetzt ist das Abendpfauenauge ausgeschlüpft und zeigt seinen blauen Träumerblick. Unlängst legte es Eier, eine Perlenchnur apfelgrüner Kügelchen. Leider sind sie unbefruchtet, es hat kein Männchen gehabt, und die Eier mußte es los sein.

Die Schwärmer haben den Namen Sphingiden, weil viele ihrer Raupen in der Ruhestellung eine sphinxartige Haltung einnehmen: sie ruhn mit emporgerectem Oberkörper. Die Raupe des Abendpfauenauges, auch Weidenfchwärmer genannt, *Smerinthus ocellata*, verharrt nicht in dieser Sphinx-Stellung. Bogenförmig bäumt sie Kopf und Oberkörper nach rückwärts.

*Der Pappel-
fchwärmer*

Die auf Weiden, Zitter- und Schwarzpappeln lebende Raupe des Pappelfchwärmers hat in ihrer Tracht Anklänge an die nachbarliche Abendpfauenraupe aufgenommen: eine raue, gegrießte Haut und sieben Schrägstriche. Doch sind sie bei ihr hellgelb auf gelblich-grünen Grund geritzt, der auch das Horn beizt. Trotz einiger Ähnlichkeit sind die zwei Raupen nicht miteinander zu verwechseln: jene ist schlank geformt und bevorzugt ihre emporsteigende Haltung; diese, gedrungenen Leibes, klammert sich in der Ruhestellung nur mit den

Nachschiebern und dem letzten kräftig entwickelten Paar ihrer Bauchfüße an und lebt ausschließlich auf der Mittelrippe ihres Futterblattes.

Den Sommer lang nagt sie am Laub der Schwarzpappel, die das Überschwemmungsland der großen Flüsse liebt, an der zitternden Espe, die ewig die Stille des Waldes durchflüstert und bei jedem Windhauch erbebt, an der Weide längs der Wege und Bäche, und sie bleibt auf ihrem Mutterbaum, bis das Laub vergilbt. Dann verwandelt sie sich.

Die Puppe des Abendpfauenauges, walzenförmig wie alle Schwärmerpuppen, ist glänzend schwarzbraun gelackt, die des Pappelschwärmers glanzlos, grau überraucht. Sie überwintern an der Erde, unter ihrem verworfenen, gestorbenen Mutterlaub, in lockern Kokongespinnsten. Manchmal, in einem warmen Spätherbst, sprengt ein verfrühter Schwärmer sein Pergament, fliegt bis zum Einbruch der Kälte und stirbt, samt seiner erzeugten Brut, an Futtermangel und Frost.

Die Schwingen des Pappelschwärmers fehn wie ein Gewebe von grauem Holzstoff aus, wie Wespennpapier. Braune, dunkelafschige Schatten und Binden übermalern, überwachen die großen und sanft gebuchteten Fittiche. Ein eisenroter Wurzelfleck rostet auf den Hinterflügeln. Gewöhnlich schlüpft der neue Pappelfalter nachts aus und schwärmt in der Dämmerung. Das Abendpfauenaugen aber entkernt sich meist morgens seiner Puppenhülle und fliegt um Mitternacht.

Sie verbringen ihre Lebenszeit ohne Nahrungsaufnahme. Ihr Rüssel ist verkümmert, der Magen abgeknürrt. Sie sind Falter-Yogis. Zu ihrer Erhaltung genügt der aus der Raupenzeit überlieferte Fett- und Eiweißstoff. Er reicht sogar für die Eier.

Leander hat Abendpfauenaugen und Pappelschwärmer aus seiner Beduinenzzeit: von den Weidenbäumen und Pappeln Nordafrikas streifte er die Raupen, als er auf der Reise war zu seinem Beduinenbruder. In Algier und Marokko erscheinen die Falter immer in zwei Jahresgeschlechtern, die Wärme erlaubt es ihnen. Aber diese Schwärmer sind wesentlich größer als ihre europäischen Verwandten, besonders das afrikanische Abendpfauenauge. Wie die Sonnenuntergänge des schwarzen Erdteils dunstet seine Flügelröte, tief von südlicher Nachtbläue glimmt sein Träumerauge.

Bleicher getönt als der nordische Pappelschwärmer ist der algerische, dunkler heben sich Wellen und Maßerungen voneinander ab, bestimmter die gebildeten Binden. Seine zweite Jahresform, in stärkerer Hitze gereift, ist ganz fahl, verschossen wie Leanders Beduinenburnus. Vergilbt gleich alten Briefen sind die Tragflächen, und ihre Insektenchriftzeichen sind erloschen...

*Der Oleander-
schwärmer*

Die Oleanderschwärmer, die im Sommer aus den Mittelmeerländern und dem tropischen Afrika heraufstreichen, haben es bei uns nicht leicht mit ihrer Brut. Ihre feine Futterpflanze ist der mandelduftende Olean-

der, der Rosenlorbeer. Hierzuland gedeihn nur die kärglichen feudalen Oleandersträucher der Hotels und Kaffees, auf denen die weltdurchreisenden Flieger abstiegen. Was für eine kümmerliche und bestaubte Speise für ihre Nachkommen! Wie gut hat man es in den Sonnenländern, wo es auf Oleanderblätter nicht ankommt, wo keine Hausknechte die Raupen von den Kübelpflanzen vertreiben, dort in den Gärten der Lombardei, auf den Borromeischen Inseln im Lago Maggiore, in den Wallgräben Ragufas und in Kleinasien am Flußbett des Jordans, an den heißen Hängen, wo der rotblühende Wildling die Schluchten überloht.

Aber der Oleanderfchwärmer, ein ausgezeichnete Botaniker, wußte die schmale Kost seiner Nachfahren zu bereichern: er fand den einheimischen Verwandten des Oleanders, das bescheidene Immergrün. Es ähnelt gar nicht dem begehrten Strauch, ist auch kein Sonnenfreund: am Boden kriecht seine Schattenpflanze, und die Blüte leuchtet nicht rot, sondern tiefblau.

Ich habe die Raupen oft mit Immergrün genährt, auch mit den roten Blüten des Oleanders. Die Blütenverzehrer nahmen die rote Farbe der Nahrung an, ihre Falter aber unterschieden sich nicht von den gewöhnlichen Schwärmern, deren Raupen ausschließlich grüne Oleanderblätter gefressen hatten. Blüte oder Blatt: sie waren dem ursprünglichen Aussehen treu geblieben.

Im Kindheitsalter sind die Raupen gelblich gehäutet und schleppen, in ihrer dumpfen Angst wohl vor allem,

was nicht Oleanderblatt, Blüte und Zweig ist, einen untauglich langen mittelalterlichen Spieß mit sich. Wenn sie älter sind, scheinen sie klüger zu werden: sie begnügen sich mit einer kürzeren Lanze; hornartig steht sie hinten flach ab. Die Tiere sind dann olivgrün und tragen nahe am Nackenring zwei orientalische Fetische, blaue Augensteine, Ultramarinegötter. Gegen irgendwelche bösen Blicke? Man mag einen Raupenaberglauben annehmen... Sie verfielen auch auf eine weiße Stickerei: gemalte Strichbefätze, geknüpft an weiße Rückenschnürchen, fransen an ihren Leibeseiten, als hätten sie sich eine Decke übergeworfen. Sie fressen schlaraffenhaft mit großer Begier und wachsen ungeheuer schnell. Edméés Vater, dessen Name bei Insektenforschern guten Klang hat, machte Aufzeichnungen über die einzelnen Stufen ihres Lebens. Genau vierundzwanzig Tage dauerte die Entwicklung der Raupe vom Ei bis zur Reife. Bei der Geburt wog sie 1,4 Milligramm, erwachsen 7200 Milligramm: sie hatte ihr Gewicht fünftausendeinhundertmal vergrößert. Mit jedem Tag nahm sie mehr als das Doppelte zu. Ein tropisches Wachstum.

Der Schwärmer ist groß und schön. Seine Flügel spannen acht bis elf Zentimeter. Sie sind grasgrün und sonderbar grau, oliv, verloschen überweltet und schattenbestäubt. Wie grüner Steinschliff fehn sie aus. Zwei greifenhaft starrende, grau umringte Augenpunkte besetzen die Wurzeln der Vorderflügel.

Der Ligufterschwärmer ift der Schmetterling der Ölpflanzen. Ich nenne ihn Ölfalter. Beheimatet von Anfang an in Mitteleuropa, nahm er das Öllaub des von Süden heraufrückenden Ölbaums in feine Nahrung auf. Doch ift er bei feinen Landwanderungen dem Ligufter anhänglich geblieben und den in Europa wachsenden Pflanzenverwandten, den Oleaceen: Ölbaum, Flieder, Efche. Stets findet er die Ölmutter. Auch er ift, wie der Oleanderfchwärmer und wohl jeder verfeinerte Falter, ein unbeirrbarer Erfpürer feiner Pflanzensippe, wenn auch deren Angehörige äußerlich ganz verfchieden geftaltet erfeheinen. Ein ausgewitzter Botaniker kann nicht ficherer einordnen.

*Der Ligufter-
fchwärmer*

Mir fiel auf, wie gefchickt die Weibchen ihre Nahrungspflanzen wittern. In den letzten Jahren fand ich wiederholt Ligufterraupen an der Forfythia. An der Forfythia? Kaum zu glauben. Was hatten fie an der Forfythia zu nagen? Hier gedieh doch maßenhaft Ligufter, der bewährte Hausftrauch.

Da ich kein Handbuch der ausländifchen Flora befitze und alfo die Pflanzenordnung des Strauchs nicht feftstellen konnte, fragte ich telephonifch die Leitung des botanifchen Gartens, zu welcher Familie die Forfythia gehöre.

Zu den Oleaceen!

Alfo wieder ein Ölftrauch...

Der Falter ift aber nicht fo koftftreng, wie man nun vermuten könnte. Die Oleaceen fchmecken feiner Rau-

pe, nicht minder einige andere Gewächse, so die Spiräe, das Geißblatt, der Schneeballbusch.

Der Ligusterschwärmer ist stattlich und ernst getönt. Seine Flügel sind schmal wie Ligusterblätter, rehbraun, rötlichgrau die Vorderflügel, durchzogen von einigen Dunkelftrichen und Schwarzadern; rosig angestäubt glimmen die Hinterflügel, durchwachsen von zweigleichlaufenden Dämmerungsbinden. Den Hinterleib teilt oben ein bräunlichgrauer Längsstreifen und eine Anordnung rosiger und schwarzer Querflecken.

Der Schmetterling ist nicht selten. Im Norden der alten Welt begrenzen das äußerste Schottland und Skandinavien sein Wohngebiet, im Süden Spanien, Italien und Dalmatien, im Osten das japanische Inselreich. Bloß in Griechenland kommt er nicht vor, obwohl es das klassische Land des Ölbaums ist. Weiß der Himmel, warum er das klassische Öl verschmäh.

Die Jugendraupe trägt Hellgrün, eine schwach ange deutete Seitenzeichnung und auch einen langen Spieß, der später, nach der zweiten Häutung, weniger kühn und abenteuerlich ist. Dann hat sich die Hautfarbe dem Smaragdgrün angepaßt und die Zeichnung ist deutlich: violette Schrägstreifen, weiß unterstrichen. Die Raupen bevorzugen mehr die Ligustergesträuche in den öffentlichen Anlagen der Städte, weniger die des freien Landes, der Amsel ähnlich, die lieber in den Städten nistet als im Wald, dem Ort ihrer Herkunft.

Berührt man die Raupen, werden sie unwillig. Wie

eine Sphinx richten sie den Oberkörper auf, drücken den Nacken ein, stapeln die Greifklauen und sehn drohend aus. Wie eine Sphinx. Aber sie sind harmlos. Sicher sind sie älter als die Sphinx, und warum sollte nicht die Haltung der Sphinx ihnen nachgeahmt sein und nicht umgekehrt? Sie müßten also nicht Sphingiden heißen, nach der Sphinx, sondern die Sphinx nach ihnen — ja wie?

In meiner Bubenzeit sammelte ich Käfer, Frösche, Eidechsen, Schmetterlinge, Raupen, auch Ligusterraupen. Die Suche nach Ligusterraupen war ein großes Abenteuer, weil mit Gefahr verbunden.

Wir waren zu dritt: ich und zwei tüchtige Raupenjäger, Freunde von der Schulbank. In den Anlagen und im Hofgarten der Stadt hatten wir unsere Jagdbögen; die waren rechtschaffen aufgeteilt, darin wuchs Schneeball und auch Flieder, Ligusterfütterpflanzen. An schulfreien Nachmittagen ging man ins Revier. Wir kannten die Runden der Anlagenwärter, die auf ihre Rasenflächen und Büsche eifersüchtig wachten. Fuchschlau mußte aufgepaßt werden, sonst trug man statt der kühlen, herrlichen Ligusterraupen Ohrfeigen nach Haus.

Wie die Briganten in den böhmischen Wäldern laueren wir hinter den Eichen- und Fichtenstämmen. Langsam bummelte der Parkhüter auf dem Kiesweg. War er hinter die wilden Johannisbeerbüsche getaucht, sprangen wir auf, die Blechbüchsen in der Hand, reckten den Hals, lauschten: er entfernte sich, der grünbe-

rockte Pflanzenargus, schnell, huch! Da flogen wir über den Rasen, wie Vögel ins Gefäude, steckten die Nasen ins Laub: wo waren Fraßspuren? Hier und hier! Die Raupen waren meist unschwer zu finden, sie saßen mitten auf ihren Futtermärkten.

Gedämpfter Jubel aus den Büschen, meine Jägerfreunde hatten ihre ersten Raupen erbeutet. Ihr Erfolg spornte meinen Eifer. Ich vergrub mich in den Flieder, die Vögel klatschten aus ihren Zweigstockwerken, rundum flammte das grüne Licht: aufgepaßt! Der Grashüter! Kein Ästchen durfte sich bewegen, indes er vorbeitrotete. Das Herz schlug: hatte er mich gefehn? Als ein gefährliches Gewitter zog er auf dem Kiesweg vorbei... Dann war er außer Sicht, und hier hingen meine Raupen: schnell in die Büchse mit ihnen, samt dem Laub, daran sie festklebten! Und so bis zum Abend zwischen Laub und Wächter.

In manchem Sommer erntete ich an die dreißig Ligutterraupen. Die waren mit List und Angst gesammelt. Aber wie begeisternd war es dann auch, wenn die Schwärmer nach dem Auschlüpfen aus den Fenstern sausten und Tag für Tag neue aus den glänzenden, kastanienbraunen Puppen brachen und ihren Sauger aus der aufliegenden Rüsselscheide zogen, wie einen Degen aus dem Futteral.

In der Junidämmerung jagten sie über die Beete, prallten ins Geißblatt, das sie mit rötlichen, elfenbeinweißen Blüten und durchdringendem Nachtduft behexte. Und

mit ihnen kamen die dunkeln Kiefernſchwärmer. Rasenden Fluges ſchoſſen ſie an, aus der Abendröte geſchnellt, von dem ſchmalen Mondbogen der himmliſchen Jägerin. . .

Mein Blutpunktſtrauß, die Schnurrbartgräſer von der Wolfsmilchwieſe, hatte ausgeſchlagen: wie Knospen platzten die ſilbernen und goldenen Seidenkokons und entließen die kleinen Widderchen, ſchwarzblaue, hochrot gepunktete *Zygaenen*. Nun entſchwirrten die ſanften, kleinen Blumengeiſtchen den dürrn Gräſern und Kleeranken, wimmelten im Zimmer umher, flogen an die Vorhänge, die Scheiben: draußen glühte der Hochſommertag ſchmetterlingsfeſtlich. Ich ließ ſie hinaus. Es waren wohl an die fünfzig. Über die Büſche ſprühte ihr Rot und Schwarz. Einige fanden ſich ſogleich auf den Blättern der Sonnenblume und den Blüten des Ritterſporns zur Paarung, andere trieben durch den Garten in trägem, kerzengeradem Flug und noch lang funkten ſie am Fenſter vorbei.

Das begehrte gelbe Blutpünktchen, auf deſſen Geburt ich gehofft hatte, war nicht darunter. Das Jahr war kein gelbes Blutpunktjahr.

Leander kam: das letzte Widderchen flog mir vom Finger.

Der Schmetterlingsdokter hatte mich zu einer Falter- und Raupenſtreife eingeladen. An einem ſolchen glühenden Julifonntag mag kein Falterfreund und über-

haupte niemand zu Hause bleiben. Jeder Schmetterling des Monats war seinem Unterschlupf entflügelt und zigeunerte landein, landaus.

Wir wanderten durch gilbende Kornfelder, die unter der Julifonne im Löwen ihre goldenen Mähnen hinrollten, an die Schwelle eines hochwipfeligen Kiefernwalds: Kiefernschwärmergrau, Schwalbenschwanzgelb, fiel mir ein.

*Der Kiefern-
schwärmer*

Ob wir hier einen Waldfalter und Harzschmetterling, den Kiefernschwärmer, erspähten? Kaum waren wir eingedrungen in die Waldtiefe, fand Leanders geübter Blick an der blätterigen Rinde einer Kiefer ein sich einendes Schwärmerpärchen. Da saßen sie: waldmagische Baumzeichen, zwei gleichseitige Flügeldreiecke, deren Grundlinien sich berührten, kopfoben das Weibchen, kopfunten das Männchen. Beide schwarzgrau geschiefert, eine uralte Waldfarbe. Dunkler, bestimmter in Zeichnung der männliche Falter, einförmig grau das bescheidenere Weibchen.

Leblos wie Rinde waren sie in ihrer Vereinigung erstarrt. Ihre großen düstern Nachtschwärmeraugen nahmen keinen Tageseindruck wahr. Die Sonne brannte in den Wald, für sie schien keine Sonne. Ganz gewiß mochte Licht für sie ein purpurenes Schwarz sein, und ihre Facettenpiegel fingen die Tagesnacht nicht.

Ich öffnete die Sammelschachtel, berührte das Pärchen: ein Dreieck flog fort, das Männchen. Das Weibchen, minder flugwillig, streifte ich sanft in die Schachtel. Es

folgte im Zuchtkasten seine befruchteten Eier ablegen. In der Baumnachbarschaft schliefen noch einige. An einem Kiefernstamm hingen sogar drei Pärchen. Den Wald durchsuchend, fanden wir hier und dort noch ein Männchen, ein Weibchen. Merkwürdig, daß sie alle an der Südseite im Lichtstreif saßen, nicht über Manneshöhe. Aufgeschreckt, flogen sie nicht weit. Undurchdringlich war für sie wohl das Tagesdunkel. Den Kopf nach oben gerichtet, pfeilspitzengleich die Flügel gedächert, mochten die Falter, vom Volksmund Tannenpfeile genannt, von flügelgrauen Kiefernwäldern träumen, darin schwüle Finsternis leuchtete.

Der Wald war nicht groß. Zwischen den Bäumen blitzte schon wieder der Vorhang des Himmels, und da am Rand muldete eine feuchte Wiese, wo Binsen wuchsen, Sauergräser, Blumen, Klee und Disteln. Am Weg bauschten sich Weidenbüsche, rund wie Reifröcke. Durch ein Brombeertor drang man in ein Tagfalterreich, in ein Schmetterlingsland. Es wimmelte von zahllosen flinken und langsamen Flüglern. Weißlinge schneiten ins wilde Kraut, flockend aus dem flirrenden Sonnendunst. Die bläulichen, über die Gräserflut hochragenden Distelköpfe lockten mit weitwehenden Duftfahnen. Honiggeruch und Harzdunst schmolzen zu betäubenden Wolken.

Mit vielen Rübenweißlingen flatterten die trägen, schwarzweiß gefleckten Schachbretter, die Freunde der Quecken und Liefchgräser, hübsche Flieger aus

der Familie der Augenfalter. Ihre Vettern, das dunkelbraune Sandauge mit weißgekerntem Augenfleck und der schwarzbraune Waldargus, der vieläugige, besuchten die Rispengräser und die Futterhirse am Weg. Leicht zu hafchen waren die weißschwarzen Schachbretter, die im Sonnenschein zart bläulich schimmerten. Von einem Distelkopf hob ich eines ab und ließ es wieder frei. Es setzte sich umgehend auf die gleiche Blüte.

In den Binsenbürrsten hingen die kahnförmigen Kokons der Blutströpfchen, genau wie die an den Schnurrbartgräsern der Wolfsmilchwiese. Die Falter waren hier überall beheimatet. Aus den Gespinstöffnungen lugten manschettenhaft die leeren, braunschwarzen Puppenhüllen, und die Widderchen, Nachtfalter bei Tage, saßen in Klumpen auf Kleedolden, Distelköpfen, Skabiosen und Quendel, wo alles Beschwingte sich einfand: Schmetterlinge, Bienen, Käfer.

Ich watete durch die Wiese: jeder Schritt scheuchte Staffeln von Schmetterlingen auf, weiße, braune, rotgepunktete, lehmgelbe. Auch Libellen, jagend nach Fliegen, sausten vorbei, blaue und grüne Glaspfeile, zitternde Stahlstäbchen mit Florflügeln. Sie lebten einen beutereichen Raubtag.

Und die Schmetterlinge, von der Sonne eingeladen, lebten ihren Hochzeitstag. Weißlinge flogen scharenweis in Kopula. Die verbundenen Pärchen übergaukelten die Wiese, meist schlepten die Männchen ihre Weibchen hinter sich her.

Es war aber auch ein wimmelnder Raupenformertag. An dem kleinen Fußweg, der in die Laubwildnis führte, wuchs in üppigen Streifen und Säumen das gelbblühende, dichtgewolkte Labkraut, die süßduftende Infektenlabe. Bei einer Galerie kahlgenagter Rissen knieten wir nieder. Wer hatte hier geschmaust?

Hellgrüne, weißgestreifte, endgehörnte Raupen saßen an den Stengeln, kleine und große bequeme Tiere. Es waren die Täubchenraupen, die Raupen des Taubenschwanzschwärmers, eines mittelgroßen, bei Tage fliegenden Sphingiden, der keine Verwandten in Europa hat. Seine Vettern leben alle in Afrika, Asien und Indoastralien.

*Der
Taubenschwanz-
schwärmer*

Ich pflückte einen vollen Strauß des wohlriechenden Krauts, eine traubig blühende Raupendolde für den Zuchtkasten.

Nach einer Weile stießen wir in eine weite, sonntagstille Kiesgrube. Die Rollwagen lagen umgestürzt, die Arbeiterhütten waren verlassen, Sand blinkte gelb, und Kiesmoränen glitzerten in der Glut. Schon längst wollte ich die ausgelöffelte Wanne besuchen, den quarzleuchtenden Geröllschutt, darüber einst in der Jahrtausendzeit das Kreidemeer gedonnert hat.

Orangen glockten die Wände, gespickt mit Geglänzen, dahinter der Himmel. Ein Hang war überflackert von einem Dickicht blaurot blühender Weidenröschenstaude. Der Pflanzenzauber züngelte in den Äther und malte sich auf dunkeln Waldgrund. Viele Tumm-

ler flogen uns entgegen, Füchse und Perlmutterfalter, landstreichende Weißlinge, Sandaugen, Bläulinge, deren Zeit eigentlich schon vorüber war, sie hatten sich verspätet, auch windfinke Distelfalter jagten unsät. Alle besuchten das Weidenröschengehege, darin die Sonnenweisen der Hummeln, Bienen und Brummfliegen harften, gongten. Anschossen die blitzschnellen Täubchen, deren Brut an meinem Labkraut nistete. Die Schwärmer schwebten im Rüttelflug vor den Weidenröschenrispen und senkten ihre langen Rüssel tief in den Sonntagshonig. Ihre gespreizten Federeweife flimmerten und die weißen Seitenflecken der Leiber.

*Der Wein-
schwärmer*

Aber wir waren nicht ihretwegen gekommen. Raupen des Weinschwärmers wollten wir suchen, die Weidenröschen waren ihre Futterpflanzen; aber keine Staude hatte Fraßspuren. Wenn Weinschwärmerraupen hier lebten, waren sie wohl noch jugendlich klein und grünlich angetan.

Da entdeckte ich an niedrigen Büschen Fraßstellen. Unten auf dem Boden lagen schwarze Kotbällchen verstreut. Hier hatten sie also geäst. Eifriger spürte ich dem Raupenwild nach. Auf dem Bauch kriechend, hob ich Blatt um Blatt, überall Raupenlofung. Spinnen rasten spornstreichs weg vor dem großen Zeigefingertier, das in ihre Jagdgründe einbrach. Ameisen flüchteten und Heuschrecken kobolzten kopfüber in die sichere Tiefe. Zornig schalten über meinen Kopf die Hummeln. Keine Raupe an den Blättchen.

Leander meinte, es müßten die Raupen des kleinen Weinschwärmers sein, die an den Stauden geweidet hatten. Untertags verkröchen sie sich an der Erde.

Aber natürlich, so war es auch! Sie hielten sich in ihrem Versteck.

Wir suchten nun zu zweit im Grasgewirr. Auf einmal befühlte ich mit den Fingern Weiches, Kühles. Ich holte es hervor: es war eine Raupe des kleinen Weinschwärmers. Auch Leander fand einige Raupenschläfer, schließlich hatten wir fast ein Dutzend. Am Flammenrand der Weidenröschen liegend, musterten wir unsern Fund. Es waren schon erwachsene Tiere, bräunlich-schwarz gehäutet, mit dunkeln, weißgekernten Augenflecken und kleinen spitzen Kuppen statt Hörnern auf dem letzten Leibesring.

Die Raupen wurden in die Schachtel getan, und nun fiel es Leander ein, auch Raupen des Labkrautschwärmers hier zu vermuten. *Der Labkraut-
schwärmer*

Ich äußerte Zweifel, der Labkrautschwärmer ist nicht häufig in Mitteldeutschland. Aber Leander, mit seinem geschärften Sammlerauge, las wahrhaftig von den obersten Knospenenden einer Staude drei winzige, eben dem Ei entschlüpfte grüne Räumchen ab, die nach seiner Ansicht nur Labkrauträumchen sein konnten.

Auf dem Heimweg erzählte der Schmetterlingsdoktor. Einmal habe er in der Schweiz an einer Weidenröschenart eine Raupe entdeckt, ein gar seltenes Tier, das eine

Kreuzung war zwischen einem männlichen Wolfsmilchschwärmer und dem verwandten weiblichen Fledermauschwärmer.

Ich hätte auch gern einen solchen Bastard gehabt, aber Leander enttäuschte mich. Bei uns seien höchstens Kreuzungen von Wolfsmilchschwärmern und Labkrautschwärmern wahrscheinlich. Von einem in der freien Natur gefundenen Bastard wisse er allerdings nicht.

Vor Jahren hatte er in seinem Glashaus Wolfsmilchschwärmer, Labkrautschwärmer, Fledermauschwärmer und den raren Sanddornschwärmer miteinander gekreuzt; auch den mittleren und den kleinen Weinschwärmer miteinander und mit jenen gepaart. Eine zwar mühevolle, doch wissenschaftlich wichtige und aufschlußreiche Arbeit: die Bastarde, Hybriden genannt, wiesen häufig alte Zeichnungsbilder auf, atavistische Eigentümlichkeiten, die einen Rückfluß auf die Stammesgeschichte der Schwärmer gestatten.

Er hatte mit Eifer die Zeichnungsentwicklungen der Raupen seiner Hybriden erforscht und daraus viele Stammesgeschichtliche Zusammenhänge zwischen den einzelnen Sippen entnommen. Zuweilen hielt er Hunderte von Schwärmern in seinen großen Gazeflugkästen, doch nie Männchen und Weibchen gleicher Arten zu gleicher Zeit.

Die Erzählung erinnerte mich lebhaft an meinen Würzburger Glasermeister, dessen Insekteneifer nicht geringer war. Wie der malende Falterfreund bei seinen

Farben und Schmetterlingen Nächte verbrachte, so Leander bei seinen Flug- und Schwärmerkästen. Jener pinselte und tuschte in hellstem Licht, dieser wirkte im dürftigen Schein einer mondschwachen Glimmlampe: die Schwärmer sollten nicht geblendet und verstört werden. Und so, in seiner Nachtschwärmereinsamkeit, beobachtete er sorgsam die Hochzeiten, die Verbindungen der verschiedenartigen Schwärmer, um später sorgsam die Eier zu sammeln und die Kreuzungsraupen aufzuzüchten. Merkwürdig gezeichnete Falter ergaben sich aus diesen Versuchen.

Anderntags war ich bei ihm. Den fernöstlichen Puppen, die der Missionar François an Leander geschickt hatte, waren die ersten Schmetterlinge entschlüpft: ein paar gewöhnliche Tagfalter, getönt mit Indiens Ockerfarbe. Ihnen strebten drei Weißlinge nach, Flatterer aus der Familie *Delias*, schöne Buntlinge. Der Lordschmetterling, der *Papilio lidderdalei*, säumte noch. Oder kam er überhaupt nicht, der paradiesische Flieger, mit den großen mandelförmigen Vorderflügeln, den vierfachgeschwänzten Hinterflügeln, darauf gedoppelte Farben-sonnen leuchten?

Der Schmetterlingshirt stand im Glashaus, über seine Flugkästen gebeugt. Soeben waren in der einen Gazezelle grünlich-schwarze, metallisch-blauschillernde Falter ausgekrochen, die Flügel aus Asiens Wunderstrahlen gewoben. So reizend sie auch blinkten, sie waren keine

Besonderheiten, nur die in Westchina recht häufig fliegenden *Remota*-Falter.

Wennauch *Remota*, meinte ich, dennoch blauschillernd. Und ich nannte den Falter »Aladins Wunderlampe«. Denn die konnte nicht fabelhafter geschimmert haben. Und war der andere mit den leuchtend roten Schulter-schuppen und den gelbroten chinesischen Längsstreifen auf dunkeln Schwingen nicht mindestens so glänzend wie der abwesende Lordfalter?

Was für ein Irrtum! Mein Chinese entflammte derselben alltäglichen Familie wie die Wunderlampe.

Aber der schwarzgraue Falter, der sich auf den Blättern des Oleanders ausruhte, der nachtgeäderte und mit Rhododendronrosen auf den Hinterflügeln rosig bestickte und mit breitem Schwanzanhang bereicherte: der war sicherlich ein vornehmer Flieger... Ein *Papilio* bestimmt.

Täuschung! Der war ein unechter *Papilio*, ein nachgeahmter. *Epicopeia mencia*...

Ein Epigone, Formverwerter? Die Lichter waren prächtig, minder der Anhang. Ihm mangelte ein eigener luftiger *Papilio*geist.

Wo im Glashaus waren die bunten Weißlinge? Die Liebhaber der Chinarindenblüte? Über Nelken und Wicken spielte ihr weißes und hellgelbes, rotflammendes Prachtlicht. Graziös umgaukelten sie die Trinknäpfe. Sie hatten unterwegs Durst bekommen, die lieblichen Reisenden.

In Leanders Zuchtkästen krochen Seidenspinner aus ihren Kokons: der kleine chinesische Seidenspinner, der große braune Eichenspinner und andere noch. Träge Tiere, sie rührten sich kaum. Erst am Abend, als die Dunkelheit durch die Akazien- und Trompetenbäume des Gartens taftete und ihre Schatten die Glaswände schwärzten, wurden die Spinnermännchen lebendig und suchten die Weibchen, mit denen sie sich im Nu vereinigten.

Die Tagfalter fielen in die Büsche und Blumenhecken, hingen an den großen Vorhängen, und die Nachtfalter schwirrten zu der kleinen elektrischen Glimmlampe auf. Unter dem schwachtrüben Schein huschte Aladins blauschillernde Insektenlampe. Sie leuchtete in die Blumengeheimnisse und Dufrachen, in die Sefamberge von Laub, Gewürz und Nektar...

Leander war wortkarg: der Zauberfalterling *lidderdalei* hatte sich nicht eingefunden. Er war im zauberhaften China geblieben.

Die chinesischen Spinner, Schmetterlinge des Seidengotts und der Strumpfhändler, haben in Europa Verwandte. Unter andern das berühmte, große Nachtpfauenauge (*Saturnia pyri*), der größte Schmetterling des Kontinents.

Das große
Nachtpfauen-
auge

Er ist ein vergilbter Nachtpfau, der seine Farben einbüßte und sie nur noch in seinem Namen bewahrt. Auf jedem seiner vier breiten Flügel trägt er das düftere

Ringauge Saturns. Saturns Tochter Saturnia war die griechische Göttin Hera; ihr war der Pfau heilig. Auf das Gefieder ihres Sternenvogels setzte die Göttin die hundert Augen ihres von Hermes auf Befehl des Zeus getöteten allsehenden Wächters Argus, der die tagpfaugen-befreundete Io gepeinigt hatte. Aber bei der griechischen Götterdämmerung vergilbte der Pfau und flüchtete in die Nacht, darin alle Pfaue grau sind. Die dunkeln Pupillen des Nachtpfaugauges stehen schräg: sie schielen nach dem verlorenen Pfauglanz des Tages. Dunkelbraun wie Samt sind die an den Außenrändern fahl besäumten Schwingen, darüber graue Nebel wölken und holzfarbene Binden zickzacken, ohnmächtige Blitze entgötterter Himmel, letzte Zeichen der erbleichenden Göttin.

Dem Falter fehlt der Rüssel, Nahrungsorgen hat er also nicht, ungemein stark sind die federnartig gekämmten Fühler, wahre Antennen von großer Reichweite, der Leib ist wollig bepelzt.

Die auf Obstbäumen, Schlehen und Mandelbäumen lebenden Raupen sind gewaltige Fresser, in der Jugend schwarzgehäutet und rotbeknopft, im erwachsenen Zustand jadegrün. Türkisblaue Sterne besetzen die kräftig eingeschnürten Leibesringe; den Sternenzwarzen entsprossen lange Strahlenhaare. Am Leibesende leuchtet aus dem grünen Stoff eine karneolrote After-Intarsie. Die Raupe ist ein wahres Raupenjuwel. Warum sie nicht Juwelierraupe heißt, weiß ich nicht.

Sie verpuppt sich in einem krugförmigen Kokon, dessen Einschlußöffnung durch zwei Reusen innen verschlossen ist. Ein schweres, dunkelbraunes Gewebe, meist an Hausfimsen, Ecken und Kanten angenistet oder an der Rinde des Futterbaums. Der Falter fliegt im Mai im Süden, auch im nahen Osten, und bleibt dort auf einen ziemlich schmalen Landgürtel beschränkt. Manchmal erscheint er auch im elsässischen Rheingebiet und bei Wien. Versuche, den Spinner in Mitteldeutschland anzusiedeln, blieben erfolglos.

Mein Nachtpfauenaugestammt aus der Schweiz. Ich hatte bei einem Ferienaufenthalt einen weiblichen lebenden Nachtpfau in einer Insektenhandlung gekauft und abends unter einer Drahtglocke auf dem Fensterbrett gehalten nach dem bekannten Beispiel des französischen Insektenbeobachters Fabre, der den Hochzeitsflug der Nachtpfauenaugen ausführlich beschrieben hat.

Kaum war die Nacht hereingebrochen, sah ich auch schon das erste Männchen schweren flatternden Fluges heranstürmen. Suchend strich es um die Glocke. Und es dauerte noch nicht zehn Minuten, taumelte, flatterte, huschte, wirbelte eine dichte Schar um die Drahtglocke, lauter Männchen, an die dreißig wohl, ein wirres, geheimnisvolles, auch spukhaftes Nachtvolk, das der Paarungstrieb heranjagte.

Keinem Faltermännchen gestattete ich Zutritt zum Weibchen, gebannt saßen sie auf der Glocke, liefen auf dem Fensterbrett herum, witterten, schwebten ins

Zimmer, raschelten an der Decke, streiften an den Wänden. Am Morgen hingen im ganzen Stockwerk in allen Zimmern an den Vorhängen die mächtigen nächtigen Falter. Abends wiederholte sich das aufregende, feltfame Schattenschaufpiel, das Falterstück; die Nachtpfauen waren aus ihrer Ruhe erwacht und stöberten wie Fledermäuse hin und her, bis sie wieder das Gefängnis fanden.

Nun ließ ich ein Männchen ein: die beiden Schmetterlinge paarten sich, und ihr Hochzeitshaus war umschwirrt von der schwarzen Bewerberfchar. Plötzlich waren alle verschwunden, wie auf einen Nachtwink fortgeflogen: mit der Vereinigung der beiden Schmetterlinge erlosch die Anziehungskraft des Weibchens, die Befruchtung hatte stattgefunden. Schon am nächsten Abend legte das Weibchen seine Eier: weiße, von braunem Klebsaft überzogene, perlchnurartige Reihen, die ans Gitter und aufs Fensterbrett geleimt waren.

Wie der große Weinschwärmer zwei nahe Verwandte hat, so auch das große Nachtpfauenauge: das mittlere Nachtpfauenauge und das verbreitetere kleine Nachtpfauenauge.

*Das mittlere
Nachtpfauen-
auge* Männchen und Weibchen des mittleren Nachtpfauen-
auges haben nahezu die gleiche graue Tönung. Der weibliche Falter wird als ungemein träg geschildert. Da er den Männchen wenig entgegenkommt, waren sie gezwungen, für die Hochzeitsflüge ihre Witterungs-

organe, die Fühler, besonders empfänglich auszubilden, mit breiter Kämmung und starker Bewimperung, so gewannen sie einen großen Spürraum. Sie flogen, gleich den großen Nachtpfauenaugen, nur nachts.

Das Männchen des kleinen Nachtpfauenauges ist ein Sonnenfreund, es flattert nur bei Tage, das Weibchen aber ausschließlich nachts. Da ich noch nie eine Paarung des kleinen Nachtpfauenauges im Freien beobachtete, war es mir lange ein Geheimnis, wie die beiden Faltergeschlechter bei so verschiedener Tages- und Nachtneigung zusammenkommen, bis ich eigene Versuche anstellte und an ihnen erfuhr, daß das Weibchen vom frühen Nachmittag an bereit ist, das Männchen anzunehmen. Die Fühler des Männchens sind, da es ein regeres Weibchen hat als das mittlere Nachtpfauenaugen, weniger lang gezähnt, dennoch überaus empfindlich. Dieser lichtliebende Falter hat das Feuer des Tages angenommen, seine Augen sind bunt, und die Hinterflügel glänzen ockergelb. Auf dem Alexanderplatz in Berlin erprobte man einmal die Witterungsfähigkeit des kleinen Nachtpfauenauges. Ein Weibchen wurde bei Tage ausgesetzt, in einer Drahtglocke wohl, und trotz Staub und Großstadtqualm kamen die Männchen in beträchtlicher Zahl aus kilometerweiter Entfernung angefliegen. Wie dieser Sinn eine solche Leistung ermöglicht, ist unerforscht; man kennt nur seinen Sitz, die Fühler, nicht sein Wesen. Ich selbst stellte den Berliner Versuch in der Provinz

*Das kleine
Nachtpfauen-
auge*

an, und es scheint, daß nur in der Großstadt Berlin die kleinen Nachtpfauenaugen ein so unglaubliches, wenn auch wissenschaftlich nicht bezweifelbares Witterungsvermögen ausbilden. Ich auf dem Land machte die merkwürdige Beobachtung, daß die gegen drei Uhr nachmittags anfliegenden Männchen allesamt mit dem Wind kamen, was gegen die Annahme eines vom Weibchen ausgeströmten Geruchs spricht.

Verwandt mit dem Nachtpfauenaugen ist der sehr schöne spanische Spinner *Graellsia isabellae*, benannt nach der spanischen Königin Isabella. Ich habe den Falter gezüchtet. Zwar ist die Aufzucht nicht leicht, doch lohnt Isabella mit elfenhafter Anmut die Mühe. Der Leib ist farbig gezeichnet, und die Flügel sind lichtgrün, überzogen von rotbraunem Geäder. Ihre saturnischen Augen, gerundet aus gelben und rotgrauen Sicheln, sind schwarz beringt: sanft schwermutsvolle Blicke. Bei Tag schläft Isabella auf dem Blütenkissen einer Rose, abends zieht sie ihre geisterhaften Schleifen um meine elektrische Lampe...

Auch die zur Familie der echten Spinner geordneten Glucken wittern, gleich den Männchen der Nachtpfauenaugen, ihre Weibchen auf große Entfernung. Es sind plumpe, dicht behaarte Falter mit dächernder Flügelhaltung in der Ruhe, nach Art der Hühnergucke, die ihre Flügel aufgeplustert über die Rücken breitet. Die Schmetterlinge haben kurze, stark gewimperte Fiederfühler und einige von ihnen blattgleich gezahnte

Flügel, so das bekannteste Glied dieser Familie, die *Die Kupferglucke* Kupferglucke, die auch Eichenblatt genannt wird.

Der Schmetterling ist kupferbraun und schwach violett überlaufen. In der Ruhe lugt der Vorderrand des Hinterflügels unter dem des Vorderrandflügels vor.

Ihre Raupe lebt auf Obstäbäumen und Schlehen, ist aschgrau, auch erdig braun, und durch zwei dunkelblausamtene Einschnitte hinter dem Nacken ausgezeichnet.

Auf dem Hinterleib starren ein paar rote Warzen. Alle echten Gluckenraupen haben Nackeneinschnitte, so

auch die Raupe der Tannenglucke, des Kiefernspinners, eines argen Waldverwüsters, wenn er massenhaft auftritt. *Die Tannenglucke*

Die Kienraupe verzehrt bis zur Verpuppung etwa tausend Nadeln. Die Wärme reizt ihre Freßluft, so sind an die zweitausend Raupen imstand, täglich ein Pfund Nadeln zu vertilgen. Eine preußische Forststatistik meldet von einem Kiefernraupenfraß, der innerhalb drei Jahren hundertzehntausend Klafter Holz oder neuntausendvierhundert preußische Morgen Waldes vernichtete. Ungeheuere Raupenmengen müssen also den Wald heimgesucht haben.

Der Kiefernspinner erscheint, anders als die beständige, auch weniger zahlreich vorkommende Kupferglucke, die aber auch den Obstbaumschulen gefährlich werden kann, in vielerlei Farbenmoden. Man kennt hellgraue, schwarze und braune Formen.

Jung, klein, überwintert die Raupe der Kupferglucke an Zweigen, unter Rindenschuppen, im fast erwach-

senen Zustand dagegen die Kienraupe; sie rollt sich ringförmig am Fuß der Kiefer unter Moospolstern zusammen, um nach der Schneeschmelze sofort wieder ihre Futterbäume aufzufuchen, darauf sie bis zum Juni weidet. Wie ein beständiger Regen rieselt der fallende Raupenkot in einem von Spinnern besetzten Wald.

Andere Gluckenraupen wiederum, so die des zimtbraunen Brombeerspinners, überwintern im erwachsenen Zustand als Raupenring unter Blättern. In Südfrankreich nennt das Volk derart eingerollte Winterraupen »anneau de diable«: Teufelsring, den der Teufel bei seinen Hexenfeiern am Finger habe.

*Der Eichen-
spinner*

Klein dagegen überwintert die Raupe des Eichenspinners, mit dem Fabre eingehende Lockversuche unternahm, als ihm die Ergebnisse der Nachtpfauenbeobachtung nicht genügten. Auch dieser Spinner brachte ihm keine endgültige Klärung des Fühlergeheimnisses. Die Eichenspinnerprobe habe ich wiederholt. Ich hatte ein Weibchen aus einer Puppe gewonnen und bei Tag in einem Gazebeutel an einem Rosenstrauch ausgehängt. Ohne Regung verharnte der träge, bräunlichgelb beschuppte, mit fahlgelber Binde gezierte Falter am Gewebe. Aber bereits nach einer halben Stunde — der Falter war tags zuvor ausgekrochen und herangereift — wirkte das Geheimmittel: über die Hecke sausten in torkelndem Springflug die dunkelrotbraunen, gelbbefänderten Männchen, bedeutend kleiner als das dicke, eierbelastete Weibchen im Netz. Die Bewerber, es

waren an die zehn, umschnellten den Rosenstock, stürzten auf den Sack los, krochen darauf herum, durchfuchtelten den Garten, von unwiderstehlichem Zauber verwirrt.

Ich tat dann ein Männchen in den Beutel, nach kaum drei Minuten kopulierten die beiden Falter, und die andern verschwanden.

Auch die Brombeerspinner-Männchen suchten ihre Weibchen bei Tage. Sie benehmen sich noch wilder als die Eichenspinner. Rücksichtslos stürmen sie an. Ich konnte sie beobachten: ein Weibchen saß im Gras. Sie waren blind, toll, schlugen im hastigen Flug gegen meine Knie und beschädigten sich sogar ihre Flügel an den Dornen der Himbeerstauden, ohne daß dieses Mißgeschick ihren Eifer gemindert hätte.

Sie haben einen merkwürdigen Vetter, den Ringelspinner. Ein ockergelber bis graubrauner, zart quergestreifter Falter, der abends die Lampe umschwirrt. Ungern fehn ihn die Obstbaumzüchter in ihren Gärten: die buntgestreiften Raupen fressen Knospen, Blätter und Blüten. Das Weibchen leimt an die jungen Zweige Eierspiralen, an die dreihundert Eier, zentimeterbreite Ringe bildend, die nur unter Anwendung von Gewalt abgelöst werden können.

Die Raupen der Glucken sind alle behaart. Nimmt man sie in die Hand, brechen die spröden, mit Widerhaken versehenen Haare ab, sehr leicht bei der Raupe des

Eichenspinners, und jucken brennend. Sie enthalten Ameisen- und Essigsäure. Weit unangenehmer die gefürchteten Haare des Prozeßionsspinners: sie können gefährliche Eiterungen und bösartige Entzündungen der Schleimhäute hervorrufen.

Viele Raupen leben in der Jugend gesellig, geben aber im Alter die Gemeinschaft auf. Nicht so die Raupe der Prozeßionsspinner: sie bleiben zusammen, verpuppen sich auch gemeinschaftlich.

*Der Eichen-
prozeßions-
spinner*

Die bekanntesten Arten dieses mitteleuropäischen Spinners sind der Eichenprozeßionsspinner und der Fichtenprozeßionsspinner. Ihre Raupen wandern in Zügen, daher ihr Name Prozeßionsspinner.

Die Raupen des Eichenprozeßionsfalters ruhn bei Tage in einem Wollgespinnst, in der Abenddämmerung verlassen sie den Beutel, wobei sie dicht hintereinander in Staffeln ziehn. Sie befolgen streng ihre Marschordnung, wie Soldaten. Ihr Heer bewegt sich über den Boden und beklettert die Nahrungsbäume, die Eichen. Im Wipfel fressen sie die ganze Nacht hindurch, gegen Morgen wandern sie im gleichen Aufmarsch zu ihrem Wohnbeutel zurück. Wenn sie sich häuten, tun sie es in ihrem Gespinnst, alle zugleich.

*Der Fichten-
prozeßions-
spinner*

Die Raupen des Fichtenprozeßionsspinners aber bilden keine Staffelnzüge: eine folgt dicht der andern.

Leander hat auf seiner Schmetterlingsreise durch die Mittelmeerländer und ihre Inseln den Fichtenprozeßionsspinner in Korfika beobachtet. Er entdeckte hoch

in den Ästen der Seestrandkiefern außerordentlich große, weißglänzende Seidenbeutel, langgeformte Webereien, auf jedem Baum wohl fast ein Dutzend, so daß die Wipfel ausfahen wie von riesigen Webervogelnestern besetzt. Die solcherart besiedelten Pinien, wahre Raupenbäume, boten einen traurigen Anblick: sie waren arg verheert und verwüstet. Lange Raupenschlangen bewegten sich auf der Straße fort, Züge von sieben und acht Meter Länge; auch von den Stämmen krochen viele Prozessionen herunter, kreuzten den Waldboden und schickten sich zur Verpuppung an. Leander teilte mit seinem Stock eine kriechende Schlange: die abgetrennte Raupe stutzte, blieb stehn, und sogleich hielt der nachfolgende Schwanz, indes die vordere Hälfte des Heerwurms weitermarschierte, ohne sich um die Zurückbleibenden zu kümmern, die dann mit ihrer neuen Führerin eine eigene Wandergesellschaft bildeten.

Andere Kolonnen wiederum formten eine Spirale, und als sie ihre Linie eng genug gezogen hatten, stoppte die Leitraupe und mit ihr die ganze Gruppe. An Ort und Stelle verpuppte sich nun jedes Tier zu einem Kokon: ein Gespinnstfladen entstand, ein flacher Puppenkuchen.

Der Schmetterlingsdoktor hätte nun gern bei seiner Abreise einen solchen Kuchen mitgenommen und bezeichnete daher im Wald durch kleine Zweige den Platz der Fladen. Als er nach einigen Tagen das Zeug

abholen wollte, staken zwar noch seine Merkmale, die Spiralen aber waren verschwunden. Ringsum war der von Spinnerhaaren besäte Boden aufgewühlt. Was war mit den Gespinnsten geschehn? Da sah Leander eine Herde Schweine, langhaarige, hochbeinige Rüßler den Wald durchwildern: sie hatten sie aufgefressen, seine Kokons.

Fabre wurde durch die Prozessionsraupe zu einem graufigen Versuch angeregt. Er setzte eine Anzahl Raupen derart auf den Rand einer runden Schüssel, daß ein Tier hinter dem andern stand und der Kreis dicht geschlossen war. Bei dieser Anordnung gab es keine Leitraupe, während jede einzelne wähnen mochte, die Raupe vor ihr sei die Führerin. Die Raupen krochen nun auf dem schmalen Kantenrand hin, eine um die andere, alle zugleich, keine brach aus, sie liefen und liefen. Der braune Haarring drehte sich Tag und Nacht, ein Raupenkarussell, ohne Raft und Ruhe. Der eingepflanzte Trieb, der sie folgen lehrt, eine jede aber auch zur Führerin befähigt, spielte ihnen so einen Irrfinnstreich: sie fanden kein Wegesende, keine Stelle, wo sie hätten weilen können, um Puppenform anzunehmen. Immer im Kreise schleppten sie sich dahin, bis ihre Bewegung langsamer, mühseliger wurde, sie schließlich ermatteten, nicht mehr laufen konnten und starben... Trotz den widerlichen Haaren, die man für einen ernsthaften Schutzpelz halten möchte, haben die Prozessionsraupen ihre Feinde. Der Kuckuck stellt ihnen nach, und

mancherlei Schlupfwespen stechen sie an und beladen sie mit den tödlichen Eiern. In ihre Nester bricht der Puppenräuber ein, auch Mordkäfer genannt, ein schöner Käfer mit stahlblauem Leib, grüngoldenen gerieften Flügeldecken und kohlschwarzen Freßwerkzeugen, Fühlern und Beinen, der aber nur in starken Raupen-jahren zahlreich erscheint. Er setzt auch andern Wald-raupen zu. Man kann in Raupenjahren den Kletterer beobachten, wie er, eifrig Beute suchend, die Baum-stämme hinaufklettert. Er ist flink, greift sein Opfer mit Wucht an, verbeißt sich in die heftig um sich schlagende Raupe und läßt sich mit ihr von den Zweigen her-unterfallen, unten am Boden hat er größere Bewe-gungsfreiheit. Hier geht der Kampf fort, aber der Gold-käfer entscheidet ihn.

Die Spinner prägen eigentümliche, oft absonderliche, groteske und abenteuerliche Raupengestalten und ha-ben in ihrem Larvenleben Einfälle, die sie von allen andern Arten unterscheiden.

Da ist der große Hermelinspinner oder Gabelschwanz. *Der Gabel-*
Den einen Namen hat er von seiner Faltertracht: an-*schwanz*
nähernd weißgetönt, hermelinhaf schwarz gezeichnet, den andern Namen trägt er nach seiner Raupe. Ich finde sie häufig im Juli, August auf Pappeln und Weiden. Sie zeigt im erwachsenen Zustand leuchtend grüne Seiten und auf dem Rücken einen weißgerandeten, graubraunen, manchmal lila gefärbten Sattelfleck, der

sich vom Dromedarhöcker des dritten Leibesrings bis zum Hinterleibsende ausbreitet. Vom Kopf bis zum Höcker ist ihr ein gleichfarbiges Nackenschild aufgelegt. Hinten steht eine zweizinkige Zangengabel ab, deren Spitzen hohl sind. Wird die Raupe gereizt, angegriffen, nimmt sie eine sogenannte Schreckstellung an: sie zieht den Kopf in die Brustabschnitte wie in eine Kapuze, verharrt mit erhobenen Vorder- und Hinterenden starr, wobei aus ihren Zinken zwei lange, dünne und hochrote Geißeln herauszüngeln, die eine aromatische Flüssigkeit absondern. Die Fäden, willkürlich bewegbar, bald gleichzeitig, bald abwechselnd, sind harmlos, sie brennen nicht. In dieser Schreckhaltung ragt über dem Kopf der Höcker, und die eingeschobenen Brust-, Kopf- und Mundteile täuschen dem Beobachter ein Fratzen Gesicht vor. Eine Falte an der Unterseite des ersten Leibesabschnittes sieht einem Maul ähnlich und läßt eine Abwehrfeuchtigkeit austreten. Ein ganzes Arsenal von »Waffen«, aber nicht weniger tauglich als die Brennhaare der Prozeßionsspinner, die Nackengabel des Schwalbenschwanzes, die Augenflecken der Oleanderraupe. Raupenfliegen und Schlupfwespen lassen sich nicht abhalten, ihre Eier dem Gabelschwanz einzubohren oder anzukleben.

Wenn die Raupe reif zur Verpuppung ist, verfärbt sie sich und wird unansehnlich; sie kriecht am Stamm herunter und mauert und spinnt aus abgenagten Rindenschuppen und Holzspänchen am Fuß ihres Mutterbau-

mes einen sehr festen Kokon. Darin ruht die Raupe einige Wochen, ehe sie übergeht in eine dunkelbraune Winterpuppe.

Noch ungewöhnlicher die Raupen des graubraunen *Der Buchen-*
Buchenspinners. Der Laie erkennt sie schwerlich als *spinner*
 Schmetterlingsraupen: sie sehen einer schnurrigen Kreuzung von Spinne, Ameise und Seepferd gleich, wenn sie in der Ruhestellung Vorder- und Hinterende aufrichten, die kolbigen Endspitzen spreizen und die langen, spinnenhaften zweiten und dritten Paare ihrer Vorderbeine kreuzweise übereinanderlegen. Es sind vierzehnfüßige, nackte Raupen; ihre letzten Beinpaare, die Nachschieber, haben sich, wie auch beim Gabelschwanz, in Gabelansätze umgewandelt.

Ebenso halten die Raupen des Zickzackspinners und *Der Dromedar-*
 des Dromedarspinners in der Ruhe die Körperenden *spinner*
 aufrecht. Die Zickzackraupe ist violett, auch rosarot, und auf dem fünften und sechsten Abschnitt mit braunen Kegelhöckern besetzt. Die gelbgrüne, oft auch bräunlichrote Dromedarraupe schleppt noch ein paar Höcker mehr mit sich.

Doch nicht nur die Körperformen der Spinner sind merkwürdig, auch ihre Lebensäußerungen. Es gibt eine Gattung *Orgyia*, deren Falterweibchen so träg sind, daß sie auf Flugbewegungen verzichten. Sie sind flügellos. Auf der kleinen Strecke zwischen Puppenkern und Gespinnstoberfläche spielt sich ihr Dasein ab. Sobald sie ausgekrochen sind, bleiben sie bewegungslos auf der Schlupf-

stelle sitzen, ohne Nahrung zu nehmen, erwarten die Männchen, die bei Tage im schnellen Arabeskenflug heranhaften, werden befruchtet, bedecken das Gefäßer mit einer sorgsam regelmäßig angeordneten Einiederlage und sterben. Sie sind nur und ausschließlich Gebärgefäß — und doch war es einst anders mit ihnen. An der Puppe des Weibchens sind noch deutlich die Flügelscheiden sichtbar, darin vor langen Zeiten die Flügel läppchen heranwuchsen. Dann müssen die Weibchen dem Flugtrieb einen so ungeheuern Widerstand entgegengesetzt haben, daß ihnen die Schwingen abhanden und sie in die Lage kamen, auf dem gleichen Fleck zu sterben, wo sie geboren waren.

Die Arten dieser Gattung bewohnen die ganze Erde bis in den Norden hinauf. Die Aufgabe der Verbreitung fällt den Raupen zu: sie laufen weit und haben Flughaare. Der Löwenzahnfrucht gleich werden sie vom Wind fortgeweht an eine Futterpflanze.

Die Bären Zu den reizendsten Spinnern gehören die Bärenspinner, kurz Bären genannt. Sie unterliegen der buntesten Farbenphantasie, geben sich lebhaft, ohne Scheu und sind Licht- und Lampenfreunde. Sie erscheinen als liebliche Gäste der Sommerabende, ihr Flug ist leicht, und sie kommen wie Elfen von Samt.

Der Glasermeister und ich haben in Würzburg eine Zeitlang eifrig Bären gemalt. Dort lebte ein alter, einsiedlerischer Herr, der uns einmal in seine Wohnung

einlud. Er hatte fein Lebtag nichts gesammelt außer Bären. Man kam in fein Häuschen am Rand der Stadt, wo der Main hinbog in das Traubenland, und das Häuschen, tief versteckt unter Efeu und Wipfeln, war von oben bis unten mit Falterfschränken und Schmetterlingskästen angefüllt, wie ein Schauhaus der Naturkunde. Bis an die Decke waren die Sammlungen gewachsen, und darin Bären von unten bis oben. Es schwindelte einem, blickte man in die Bärenwelt des alten Herrn. Er hatte fein ganzes Vermögen in Bären angelegt, wie andere ihr Geld in Briefmarken, Malereien, Kunstblättern und Büchern. Jeder Falterkasten hatte seine besondere Geschichte: die einen stammten aus Indien, die andern aus China, andere wieder waren in Sibirien erbeutet oder in Persien und Syrien, viele auch in Oberitalien und Südfrankreich, in England und Deutschland. So viele Länder, so viele Bären: der braune Bär, der gelbe und der Purpurbär, der schwarze, der englische und der engadiner Bär, und so viele Bären, so viele Tönungen und Flügelpastelle, Flecken und Binden, eine kaum faßbare Buntscheckigkeit. Nicht einer sah wie der andere aus.

Der alte Sammler beauftragte den Schmetterlingsmaler, Abbildungen für ihn anzufertigen, die er für ein Werk über die Bären benötigte, und stellte die Vorlagen zur Verfügung. Man konnte nur eine beschränkte Anzahl auswählen, die wichtigsten und schönsten, sonst wäre man nicht fertig und das Buch ohne Ende geworden.

Die Kästen wurden in das Haus des Glafermeisters gebracht, und nun gab es wochenlang zu tun. Jeden Abend zeichneten und tuschten wir Bären. Ein ganzer Sommer verging, ehe der letzte Bär abgezeichnet war. Ein leuchtendes Bärenepos entrollte sich auf dem Werkstisch des Malers. Was für eine Unmenge Farbe wurde verbraucht! Weiß, Braun, Rot, Schwarz, Gelb, Grün, denn diese Spinner, an Gestalt zwar regelmäßig und beständig, wenn auch verschieden klein und groß, ändern hundertfach ihre Einfälle und Moden.

Tag für Tag, bis in die Mitternacht, malten wir, und endlich konnte der Meister die Tafeln abliefern. Er ging noch am späten Abend zu seinem Auftraggeber und überbrachte ihm einen Stoß der Abbildungen. Ich begleitete ihn und ging dann meiner Wege, weil mir der Kopf voller Bären schwirrte und vollgepfropft war mit Flügeln wie das Häuschen des Sammlers. Am Mainufer bummelte ich hin, in der Nachtluft mich von der Arbeit erholend, aber ich wurde die unzähligen Kästen mit so vielen verschiedenfarbigen Bären in meiner Vorstellung nicht los, und lebendige Bären, um einsame Laternen taumelnd, zauberten mir von Licht zu Licht immer wieder ihren pastellenen Prunk und die tote Bruderschaft der Sammlung herauf. Mit ihnen zogen alle Schmetterlingsarten, Tag- und Nachtflieger, an meinem innern Gesicht vorbei. Wie sie nun zogen, überlegte ich, es sei doch wohl möglich, daß die Tagesschmetterlinge im Licht und mit ihren Facettenaugen

die Farben erleben, die sie auf ihren Schwingen tragen. Wie ist es aber mit den Nachtfaltern? Sie haben ihre Farben, aber es ist mehr als fraglich, ob sie sie auch fehn, denn oft scheint kein Licht in der Nacht, und wenn es leuchtet, schimmert es schwach und nicht roterschaffend, nicht grünwirkend, nicht gelbbildend. Das Auge der Nachtfalter wird wohl ebensowenig die Flügeltönung und die Samtbehaarung der Weibchen fehn, wie es das Braun der Erde und das Türkis der Bäche sieht.

Und nun, denke ich mir, kann es sein, daß sie einmal, alle diese Nachtvögel, ihren Tag erlebt haben und aus diesem Tag noch ihre Farben stammen, als eine Fernwelterinnerung. Wenn es so wäre, müßten aber, meine ich, in den vielen Jahrtausenden diese Erinnerungen blasser, ja überhaupt farblos geworden sein, wie der Olm, der Höhlenmolch der Adelsberger Grotte, und die Kartoffelkeime im Keller.

Indessen sind, wie wir wissen, die Farben der Nachtschmetterlinge, insbesondere die der Bären, sehr lebhaft. Entzückend, zu denken, die Nachtschmetterlinge erlebten mit den Farbenspiegeln ihrer Flügel und den Braun- und Rothhaaren ihrer Leiber. Sie empfangen den Sternenschein und Widerschein der Sterne, und wieviele Sterne gibt es, jeden mit feinen besondern Strahlen, und wie viele Widerscheine: die Spiegel nehmen diesen vielfältigen Glanz auf in die winzigen Schmelztiegel ihrer Schuppen und Narben, und er vermählt sich

mit der Farbenwelt der Flügel in wunderbaren Farbenhochzeiten, unauflöslchen Farbenehen.

Wie sich Großes im Kleinen findet, Weltobn im Weltunten, wie sich die Ätherflamme zu Brot, Frucht, Wein verwandelt und über uns und um uns weßt, nährt und glänzt, wie Sonnen sich in Erden vertauschen, so mögen sich Sternenbilder, Sternenfarben und Sternenbegegnungen einweben in die Ordnung und das Firmament der Nachtfalterfchwingen.

Der Mars durchzieht den Flügel mit einem roten Ton und verleiht ihm eine stürmische Bewegung. Der Merkur überfließt ihn mit einem gelben Hauch und gewährt ihm, leicht zu fein wie ein gelbes Blatt im Abendwind. Die Venus harft auf seinen blauen Bändern, der Mond paukt dazwischen auf silbernen Flecken und Schilden und erinnert durch Jahrtausende hindurch an die Sonne, die den nachtflienden Falter bloß blendet, ihm aber nicht leuchtet und die seine Vorfahren einstmals vielleicht genossen haben. Der Jupiter rührt ihm an seine violetten und lilafarbenen Schuppen und an seine Duftbüschel, die ihre Ambrawellen ausfenden, wenn der Schmetterling das Weibchen umkreift, seinen kleinen Insektenweltemittelpunkt im Laub. Der Schein Saturns stürzt sich in das Grau eines Vorderrandbandes und in das Grün der Flügelmaferung und der Schmetterling erlebt entweder den Abglanz einer Sphärenfarblichtmusik oder in einer menschlich nicht faßbaren Weise ein tierisches Fernglück in einem Jenseits

innerhalb des Diesseits. Von welchen milden und raffen, lauen Sonnen wirbelt es in ihm?

Und so ist er, der vom All geprägte Schmetterling der Nacht, in einen Sternenkreis eingeschlossen, in ein Strahlendickicht, und er fliegt, wenn er eine Laterne umgaukelt, wie dieser mich an alle Bären gemahnende braune Bär hier, durch die Glanzhäuser der Tierkreisbilder, von einem Strahl zum andern, vom Widder zum Stier und vom Stier zu den Zwillingen und weiter zum Krebs und Löwen...

Ich ging den Weg wieder zurück, und an jeder Laterne beobachtete ich die Nachtfalter und Bärenspinner, wie sie flogen und hin- und herpendelten. Unversehens war ich wieder an den Rand der Stadt gelangt, wo der Fluß abbog in sein Traubenland, da klopfte mir jemand im Schein einer Laterne auf die Schulter. Es war der Glafermeister, der von seinem Bärensammler kam. Er war höchst verwundert über mein Nachtschwärmerwesen, meine Bärenspinnerei. Sicherlich hätte er den Kopf geschüttelt, wenn ich ihm mit meiner kleinen Nachtfaltermythik gekommen wäre.

Die Bären haben ihren Gattungsnamen von dem Aussehen ihrer haarigen, bärenzottigen Raupen. Aber diese Haare sind bei weitem nicht so zu fürchten wie die der Prozessionsspinner. Sie sind vornehmlich schwarz, braun, grau, rötlich, auch gelblich, brechen weniger leicht ab und wirken nicht entzündlich. Die

Raupen sind Vielerleikrautfresser, gefräßig, und wachsen, von einigen Bärenarten abgesehn, die mehrfach überwintern, sehr rasch heran. Häufig ist bei uns eine braune Bärenraupe, die kurz vor ihrer Verpuppung eilig über Feldwege, Pfade und Straßen läuft. Sobald die Bärenraupen auf ihrem Futterblatt oder Stengel gestört werden, lassen sie sich zusammengerollt zu Boden fallen, stellen sich tot oder flüchten.

Der Reiz der Bären sind ihre Trachten.

Der braune Bär, sehr veränderlich in seinen Fleckenbildern, ganz Europa bewohnend, macht jeden Sommerabend seine unruhigen Lichtbesuche. Immer wieder mit anders bemalten Schwingen. Einmal kommt er mit kaffeebraunen Vorderflügeln, von rahmgelben Bändern gefrönt, gleichwie von einem kleinen Flußgeäder; zinnberrot leuchten die Hinterflügel, besetzt von schwarzblauen Inseln und Flecken. Welche baurisch bunte Faltergeographie schlägt er vor einem auf? Scharlachen der Hinterleib mit schwarzer Rückentreppe, kaffeebraun die Brust. Dann wieder in einem schönen Nachtfalterfommer bringt er ein Pastell cremeweißer Vorderflügel ins Zimmer mit nußbraunen Farbreifen, melonengelben Hinterflügeln und darauf dunkle Tupfen, als hätte er sich flüchtig an den Farbschalen meines Glafermeisters bekleckelt.

Ein Schmetterlingsforscher gibt fünfhundert Abänderungen des braunen Bären an und bildet von ihnen in seinen »Studien« sechsunddreißig ab. Bei einer andern

Bärenart hat man die Anzahl der möglichen Abänderungen mit tausend berechnet und hält es für sicher, daß alle Farbenwandlungen auch in Wirklichkeit vorkommen.

Auf dem Wiesenweg zu meinem Dorf kommt man an einer Pappel- und Weidenpflanzung vorüber. Pappeln und Weiden sind für den Schmetterlingsbeobachter stets anziehende Bäume: wie oft ist bei ihnen eine Raupe, eine Puppe, ein ruhender Falter zu entdecken. Unter dem Schattendach der Bäume steht eine alte Holzbank, in die gewiß nicht Schmetterlingsforscher ihre verfröckelten Geheimzeichen schnitzten.

*Der Weiden-
bohrer*

Gegen die Bank brandet die Wiese, hinter den Bäumen rauscht gläsern träges Schilf im Mittagswind. Schmetterlinge segeln vorbei, Boten der Stille, wiesenhin, wiesenher.

Die Bäume dunften nach Laub, Rinde und Feuchte. Aber da drängt sich noch ein anderer, schärferer Geruch vor, ein Fäulnisdunst eigener Art. Woher kommt dieser moderige Geruch? Nachforschend, stelle ich bald fest, daß er von den Stämmen herzieht, an deren Rinde und Fuß helles, grobes Holzmehl klebt.

Die Weidenbohrer sind bei ihrer lichtscheuen Arbeit im Mark und Holz der Pappeln und Weiden. Aus den schwarzgrauen Bohrlöchern rieselt das Holzmehl samt den Raupenauscheidungen. In Menge scheinen sie hier zu nagen, Tag und Nacht Holz fressend, Holz

mahlend, lauter große Holzbohrer, die ihre Gänge aufwärts treiben.

Es sind widerlich riechende Raupen, glatte, fleischfarbene, auf dem Rücken rotbraun gestreifte Tiere. Zu ihrer Entwicklung brauchen sie zwei bis drei Jahre. Dann sind sie zweiundsiebzigtausendmal schwerer als das Gewicht ihres Eies. In der Jugend sitzen sie außen an der Rinde, wo sie sich aus dem hellbraunen Ei unter Rindenstücken entwickeln. Von hier graben sie schiefe Auswurf-Gänge, die sie später in der Richtung des Stammes emporführen.

Sie haben außerordentlich starke Fresszangen, denen selbst Eichenholz nicht widerstehen kann, und vermögen durch Zusammenziehen ihrer nach tausenden zählenden Muskelfaserbündel große Kraft auszuüben.

Die Gattung der Holzbohrer ist weit auf der Erde beheimatet, auch in den Tropen, wo sie besonders Plantagen recht gefährlich werden können. Die weitaus meisten Arten beherbergt Australien. Es ist bekannt, daß die Raupen trotz ihres abscheulichen Geruchs von den eingeborenen Australnegern als Leckerbissen geröstet und verspeist werden.

Die Raupe verpuppt sich im Holzmehl abgestorbener Baumstümpfe oder in der Erde in einem sehr dicken, plumpen Kokon. Die Puppenruhe nimmt nur einige Wochen in Anspruch. Dann schiebt sich aus dem Gehäuse nicht der Schmetterling, sondern die auf den letzten Leibesringen Steighaken tragende Puppe. Hat

sie sich soweit herausgearbeitet, daß die Flügelscheiden frei liegen, dann erst schlüpft der Schmetterling aus, bräunlich-grau, schwarzgeädert, groß und schwer.

Dieses Entpuppungsverfahren üben auch noch einige andere Schmetterlingsarten: so die Puppen der *Hepialiden*, deren Raupen gleichfalls Holzbewohner sind. Man nimmt an, die Hepialiden seien die Restform einer mächtigen, untergegangenen Schmetterlingswelt aus dem Jurassischen Erdzeitalter, Bewohner der Stümpfe und der Farnwälder.

Sie tragen Merkmale in Bau und Geäder, die sie mit den fossilen Schmetterlingsarten der Juramasse teilen. Ihre Raupen leben ein unterirdisches Dasein in und an Wurzeln oder im Innern der Stämme. Sie verpuppen sich im Erdinnern in langen Röhrengespinnsten, darin sie vor- und rückwärts kriechen. An den Hinterleibsringen tragen sie Dornen, die ihnen zur Fortbewegung dienen. Sobald ihre Puppenzeit zu Ende geht, schieben sie sich bis an die Erdhaut herauf, dann schlüpft der Falter aus. Wie ein feltfamer Ur-Elf, oft in großer Gesellschaft, entsteigt er in der Dämmerung der Erde, aus Gräbern und Dunkelkammern.

Der Holzbohrer ist im allgemeinen kein Baumschäd- *Die Nonne*
ling, wie der Waldverwüster, die Nonne; ihre Raupe dürfte die einzige sein, die ebenso Laub wie Nadeln frißt. Bekanntlich richtet sie bei großer Vermehrung riesige Waldschäden an. In den neunziger Jahren

wurden die bayerischen Wälder von der Nonne furchtbar heimgefuht: Millionen und Abermillionen Schmetterlinge ſchwärmten abends und nachts in den beſetzten Wäldern, ein geſpenſtiſches Schneetreiben. Der Falter iſt weiß, ſchwarzgewellt, und hat einen roſaroten, ſchwarzgebänderten Leib. Doch treten viele Abänderungen auf. Im Verlauf des letzten Jahrzehnts wurde die fortſchreitende Schwarzwerdung (*Melanismus*) des Spinners beobachtet, am meiſten bei den Männchen: ſie haben die ſchwarze Tracht zuerſt angenommen und am ſtärkſten ausgebildet.

*Eulen und
Spanner*

Ein warmer, durchſichtiger Juliabend. Voll unirdiſchen Gelechts dunſtet der Raum, wie fahles Mondglas ſchimmern die Höhn, überronnen von niedertrieſenden Baumſchatten, Laubſträhnen.

Ich ſitze bei Leander auf der von Rhododendron ſchwarz umwucherten Terraffe. In der Ecke ſperrt die Tanzmaſke von den Inſekteniſeln ihr rundes Maul, als wolle ſie den Mond wie einen Kürbis verſchlingen. Die Tiſchlampe beleuchtet den nahen Umkreis und die Stroh- und Federwedel der Tanzgeſtalt. Ihre Eulenaugen ſpähn nach Sternen und Nachſchmetterlingen: auf den Inſeln ſchwirren jetzt Tagfalter und blaue Käfer mit Smaragdflügeln...

Unter der Lampe glänzen zwei aufgeſpannte Prachtfalter, metallgeſtanzte, goldbehämmerte Austra- und Afrikaflieger, einſt in Neu-Guinea und auf Mada-

gaskar beheimatet, ein Papilio und ein Seidenspinner. Daneben glimmen große, rosenfarbene Muscheln, geschliffenes Meerlicht, wunderbare Gehäuse, Schneckenpaläste. Die toten Tag- und Nachtfalter, der Papilio und der Seidenfreund, scheinen sich farbenverklärt zu spiegeln in dem Regenbogenschmelz und dem Feenfeuer der Muscheln.

Unsere elektrische Lampe wurde von den Nachtschmetterlingen wimmelnd befliegen. Wie der Magnetberg die Schiffe an sich reißt, so zog unser einsames Licht auf der Höhe die Falter an, und sie scheiterten an dem Pergamentkegel. Aus dem Garten wurden die Falter herbeigezaubert, von den Wiesenhängen stoben sie umher, sie knallten und knackten wider den gefalteten Schirm, verwirrt zickzackten sie um unsere Stirnen.

Der Mond hatte im Osten seine Lampe auf den Wolkenfisch gestellt. Ein paar Dunstgestalten saßen um den Nachttisch. Ob um ihre Köpfe Nachtfalter kreiften? Stürzten sie nicht auch in die Leuchte des Monds hinauf, die Spinner, Spanner und Eulen?

Sie haben sich seit Jahrtausendzeiten an die himmlischen Lichter gewöhnt und werden nicht mehr verwirrt von den Strahlen. Wahrscheinlich aber sehn sie gar nicht den Mond und die Sterne: ihre Kerfenaugen sind nicht dafür geschaffen, sie sind schwach und kurzsichtig, und nur das irdische Licht verführt sie. Diesem ungeheuern Ereignis und Einbruch in ihre Nacht haben sie sich noch nicht anpassen können: die Feuer, die brennenden Ker-

zen, Fackeln und Lampen sind wohl ihre jüngsten Erfahrungen. Sie werden sich auch weiterhin die Köpfe an den Lampen anrennen, die Flügel am offenen Licht verfengen.

Der Schmetterlingsdoktor und ich haben mancherlei Lichtversuche mit Nachtfaltern angestellt, rote, blaue, grüne, gelbe und weiße Leuchtzeichen in ihre Finsternis hineingeschickt, Zahl und Art der anschwirrenden Falter aufgezeichnet: zu einem endgültigen Ergebnis über den Einfluß farbigen Lichts auf sie kamen wir nicht, nur soviel konnten wir einwandfrei feststellen, daß die größere Helligkeit am lebhaftesten die Nachtschmetterlinge heranzwang.

Leander trug seine Muscheln und Falter hinein, knipfte die Lampe aus, das Falterspiel war zu Ende. Wir nahmen Köder- und Fanggeräte und brachen zu einer Nachtfalterjagd auf. Irgendwo schlug eine Uhr dreiviertel zehn. Unter den Bäumen hauchte es schwül: der Abend war zum Fang geeignet, die Nachtflieger waren wohl alle munter.

Bereits am Nachmittag hatte ich auf der Höhe an ein paar Eichenstämme Ködersyrup gestrichen. Ob die Nachtschmetterlinge meine Beize gefunden hatten? Gut gemischt hatte ich sie und dick eingekocht: braunes Bier, Kunsthonig, auch ein paar Löffel Lindenhonig und ein paar Tropfen Fruchtäther. Ein wespenganlockendes, zähes Gebräu. Mitten auf die Rindenbäuche

der alten Eichen strich ich das Zeug, in bequemer Höhe: alle Bäume wurden in Honigbäume verwandelt.

Die gemähten Wiesen überquerend — blumenreiche Wiesen sind der Köderung nicht günstig, die Falter werden abgelenkt—, kamen wir bald an unsern Schmetterlingsherd. Laufschend gingen wir nebeneinander: geheime Flügel furrten im Halblight des Mondes, erwünschte Jagdklänge. Die Flügler waren an meine Honigquelle gekommen und labten sich am Meth. Blitzschnelle Schwärmer trieben vorbei, sie zirkten ihre schwarzen Bögen in den Monddunst und schwebten rüttelnd am Syrupgürtel.

Die Taschenlampe heraus! Ihr Strahl prallte an und beleuchtete die Anstrichstellen, das wimmelnde Festvolk: Falter an Falter, eine Stickerei von Flügeln in Grau, Gelb und Braunrot. Sie klebten, sofften, rüffelten, schwirrten, krochen übereinander, kein Plätzchen mehr frei, der ganze Köder besetzt. Andere kamen und wollten auch von dem süßen Insektenbier trinken. Die Spanner flogen auf: das Licht erschreckte sie, aber die guten Eulen ließen sich nicht stören. Hin und her schoffen die Verwirrten, Flüchtigen und Anflieger, sie stoben, ein Flügelwirbel im Lichtstrahl; ich konnte sie kaum sicher erkennen, aber Leander nannte sie alle mit Namen: Kieferneule, Seggeneule, Schwingeleule, Vierzicheneule, Leinkrauteule... vor lauter Eulen schwirrte es mir um die Ohren. Und dazwischen die Spanner, die aufgeregt: der Ginsterpanner und der Kiefernspan-

ner, der Fichtenzapfenspanner und der Johannisbeerspanner, deutsche und lateinische Namen, eine nächtliche Wissenschaft brach auf mich ein.

Ich flüchtete, wie die Spanner und Schwärmer, und, während Leander sein Netz unter die Schwingel- und Seggeneulen, unter die Stachelbeer- und Johannisbeerspanner hielt, um sie alle hineinzustreifen und nach Art und Wert auszufuchen, ging ich ein paar Schritte weiter zu einem Kleingehölz, wo ich eine Kette mit Honigsud getränkter Apfelscheiben aufgehängt hatte.

Auch bei den Apfelschnüren toste ein wilder Nachtschwarm, allerlei Graselfen und Waldgeister. Ich feuerte meine Lichtfalve mitten unter sie. Metallische Lichtpünktchen ihre Augen. Die Schuppen spiegelnd von Silber- und Goldflecken, allerlei Eulen, die ich auch tagsüber schon an Blumen gefunden hatte. Nun waren sie hier und speisten meinen Kunsthonig.

Ich war nicht mit dem Tötungsglas gekommen; nur sehn wollte ich, wie sie lebten, zechten, praßten. Mir genügte, die Familien und Gattungen zu erkennen, die Flugstunde zu wissen. Sie umschwirrten und umfurrten mich, stoben gegen meine Lampenlinse, mir ins Gesicht, ein Nachtfalterfchweif flackerte zwischen mir und dem Gehölz.

Nun kam Leander herauf und unterbrach meine Schmetterlingsbetrachtung: er hatte keine sonderliche Ausbeute erzielt bei den Eichen, unter den Schwärmen nur ein paar weniger häufige Eulen zur Vervollständi-

gung seiner Eulensammlung gefangen. Auch bei mir gab es nichts anderes als Saum- und Ampfereulen, billiges, herkömmliches Geflügel, eine Unzahl Graseulen und das ockergelbe, angegraute Moderholzeulchen.

Wir verließen sie und stolperten den Hang hinauf mit Netz, Lampenstock und Azetylenlaterne.

Oben auf der freien Höhe stieß ich zwei Stangen in den Boden, ein weißes Tuch aufrollend, darauf Leander den Lichtstrahl seiner auf einem Gestell ruhenden Azetylenlampe richtete. Ein viereckiges Gestirn, scharf blendete die Fläche in die Finsternis. Nach kurzer Wartezeit hagelten auch schon die ersten Flügler in den quadratischen Wiesenmond. Mehr und mehr lockte das Falterignal. Mit flach ausgebreiteten Flügeln preßten sich die Spanner an die Leinwand. Deutlich erkennbar ihre krausen Zeichnungen: aschgraue, weißgelbe, rahmblasse Flügel mit feinen Binden und hellen Saumfeldern. Zierliche Gebilde und Blättchen: schlanke Leiber, gekämmte Fühler. Sie ließen sich begießen von unserer künstlichen Mondbrause.

Unruhig haften die langfühlerigen Eulen mit den kegelförmigen Leibern, den gezackten und gezackten Eulenzeichnungen der Vorderflügel und den grauen und bunten Phantasien der Hinterflügel über die Lichtbühne, voll Glanz sich tränkend, im Glanz ertrinkend. Rasende Schwärmer, Tollheit im Leibe: Kiefern-schwärmer prasselten auf die Wand, Wolfsmilch-schwärmer gongten. Amazonenhaft stießen sie wild

aus ihren Wäldern und Natternkopfgärten. Betäubt stürzten manche zu Boden auf ein ausgebreitetes Tuch. Andere Schwärmer stellten sich nicht ein: wahrscheinlich war es schon zu spät im Jahr.

Dafür aber wirbelten Bären in den Leuchtfraub, die Laternenfreunde und Nachtbummler, Lichttrunkbolde von nah und fern. Ihre zimtbraunen, roten Hinterflügel zuckten...

Wir standen und sahn dem Treiben zu, wie es wogte und stäubte, ein Nachtfaltersturz, wie die zahllosen Flügel flimmerten, der Schwingensturm furrte, wie sie trunken waren.

Leander griff zuweilen in den Tanz, auf der Leinwand erschien plötzlich eine schwarze Schattenhand, und er holte sich einen und den andern der Falter aus dem Schwarm, einen Spinner, eine Eule, einen Spanner: den Bären, den Mönch, den Purpurspanner, schob die Gefangenen schnell in sein Tötungsglas, und sie lagen wie vom Blitz getroffen im Blaufäuregift.

Die Eulen, der Familie *Noctuidae* zugehört, sind Falter verschiedener Größe, meist Nachttiere, die tagsüber bis zum Einbruch der Dunkelheit in Laub- und Krautverstecken ruhn oder an Steinen, Felsen mit dachartig oder flach geschlossenen Flügeln sitzen. Bei Nacht fangen sie an Blütenhonig und Fruchtsäften und paaren sich. Fast immer tragen ihre Vorderflügel die ihnen vorbehaltene eigentümliche Eulenzeichnung: gezackte

Bänder, gezahnte Querstreifen und deutliche Makel; ihre faltbaren Hinterflügel, oft lebhafter an Farbe, haben nicht diese Arabesken. Borstenförmig sind die Fühler, bei den Männchen stärker bewimpert, der Leib dicht und glatt behaart, die Saugzunge lang. Die Raupen sind bis auf einige Ausnahmen nackt. In der Mehrzahl verbergen sie sich bei Tage, dem Falter gleich, und fressen nachts. Sie verpuppen sich mit oder ohne Gehäule an oder unter der Bodendecke, seltener an Pflanzen.

Die Spanner, in den Büchern *Geometridae* genannt, verdanken ihren Namen der merkwürdigen Gangart ihrer Raupen, die beim Kriechen die Hinterleibsfüße dicht an die Brustfüße setzen, denn ihre Bauchfüße sind verschwunden. Bei dieser grotesken Fortbewegung bildet der langgestreckte, spindelförmige Leib eine hochstehende Schleife, eine Spannung. In der Ruhe recken die Raupen, wenn sie sich nicht der Unterstützungsfläche anschmiegen, ihre nur von den kräftigen Hinterfüßen festgehaltenen Leiber steif ab, schräg wie eine Zweigspitze, eine Gepflogenheit, die viele Beobachter als Schutzanpassung bezeichnen: die Raupe ahme die Form des Zweiges nach, um Feinde zu täuschen. Es ist nicht anzunehmen, daß sich das Auge einer hungrigen Meise, eines Kleibers dadurch täuschen läßt.

Die Spanner sind winzigkleine bis mittelgroße Flatterer, Dämmerungstiere, seltener Tagflieger oder Mit-

ternachtschmetterlinge. Ungemein groß und weitangefiedelt ist ihre Familie, doch meist nicht auffallend an Zeichnung oder prunkend mit Farben. Ihre in der Ruhestellung flach ausliegenden Flügel zieren reizende Wellen, feine Bänder, zarte Binden und Zackenlinien. Die nackten, Vielerleikraut-fressenden Raupen leben auf aller Art von Pflanzen. Sie verpuppen sich an der Erde, an Zweigen in einem leichten Gespinnst oder als freihängende Gürtelpuppe.

Groß und verworren, wenn auch wissenschaftlich geordnet, erscheint mir die Welt der Eulen und Spanner. Ich mag mich nicht verlieren in ihren Schmetterlingsirrgarten, nicht eintauchen in ihre undurchschaubare Flügelwolke. Nun, da langsam der Sommer über den Rand der Erde hinabschwindet und in ein paar Wochen der Oktober mit kühlen Abenden heraufsteigt, erlahmt der Eifer der Nachtfalterheere, und das grüne Schmetterlingsblut erstarrt. Viele sterben, und viele sind schon gestorben, die vom Mai, vom Juni, vom Juli, und sie sanken zu Boden, den Blüten gleich, die nicht wieder zurückkehren zu ihrem Ast. Der graue Schmetterlingstod geht um und jagt mit Nebelnetzen.

Die Ordens- Vor dem Scheiden, ehe die Farben verderben, gedenke
bänder ich meiner Lieblingseulen, der Ordensbänder. Sie fliegen jetzt. Zum letztenmal gehe ich mit meinem Syruptopf hinaus, aber nicht zu den Eichen auf der Höhe, die ich im August mit Kunsthonig bestrich: zu der kleinen

Weiden- und Pappelpflanzung, wo der Weidenbohrer haßt, wandere ich. Weiden und Pappeln sind die Futterbäume der Ordensbandraupen; Ende August, Anfang September legen die Weibchen ihre Eier ins Laub. Wie steht es mit euch, ihr blauen, gelben, roten und schwarzen Ordensbänder?

Unter den Bäumen dunstet es feucht und laubalt. Die Wiesenwürzen haben sich verflüchtigt, aber noch duftet das Aroma der Sumpfpflanzen hinter den Bäumen, und Rinden und Blätter veratmen Bitternisgeruch.

Von Stamm zu Stamm blitzt meine Laterne. Bleiche und aschgraue Spätlinge kneipen mein Baumbier. Aber die Ordensbänder? Wenn man sie haben will, muß man sie ködern; ihre Raupen sind selten zu finden auf den Bäumen: die blauen Ordensbandraupen auf Weiden und Pappeln samt den roten, die roten auch auf den Eichen, die gelben auf Schlehen, und die schwarzen — wo immer, ich weiß nicht wo. Noch nie habe ich ein schwarzes Ordensband erbeutet, und auch heute glückt es mir nicht.

Doch weiß ich: die jungen Ordensbandraupen haben einen spannerähnlichen Gang, weil ihre vorderen Bauchfüße verkümmert sind; erwachsen sind sie grau, gelbgrau, braungrau, rötlichgrau, je nach dem, und sie sind schwarz gepunktet. Aber wo fliegt das schöne rote Ordensband mit der schwarzdurchwellten Nordlichtröte seiner Hinterflügel? Wo der Weidenkarmin, dem roten Ordensband ähnlich? Doch der Weidenkar-

min liebt mehr den Süden. Zum mindesten könnte das gelbe herbeistoßen an den Honigstreifen: der Fruchttäther, beigemischt dem Meth, duftet berauschend.

Horch! Etwas schwirrt im Laub, umsurrt Wipfel und Ast, schlägt an die Blätter. Wenn es das blaue Ordensband wäre, die flüchtige Escheneule!

Hier trieft der Honig, weht der Fruchttäther. Wenn sie es wäre! Durchbrochen von einem Azurband sind ihre schwarzen Hinterflügel, geschmückt mit Saphirlicht. Sicherlich gibt es wunderbare Geschichten von den Ordensbandeulen, kleine Falterlegenden: wie sie zu ihren Bändern kamen, zu ihren Farben, den Futterbäumen, in welchen Schicksalsmärchen sie flügelten... Meine Lampe wandert umher, ein Irrgeist unter Bäumen, und ihr Schein durchzittert die Blätterhauben der Weiden und Schwarzpappeln. Wo streicht eine Schwinge? Nichts zu sehn, keine Schwinge; nur die Blätter flappen traumunruhig an ihren Stielen.

Die Nacht ist der Köderung nicht günstig. Ich bin ein Jäger ohne Wild. Eine Stunde warte ich auf meinem Schmetterlingsanstand. Blau, rot, gelb, schwarz, denke ich... Die Pappeln wispern wortfremdes Nachtgeschwätz. Immer wieder leuchte ich die Syrupstreifen ab: nicht rot, nicht blau, nicht schwarz, noch gelb, nur ein paar dürftige Spätlinge kneipen in meiner Weidenwirtschaft, ein paar Graseulen: wer kann sie alle kennen. Ich lösche mein Licht. Gute Nacht!

Auf dem Heimweg tappe ich an einem mondweißen

Gezäune vorbei, an dünnen Birkenstämmen. Im letzten März sah ich hier in der Sonne die Verwandten der Ordensbandeulen: erste Frühlingsgäste, kleine dunkle Schwirrfalter, mit orangegelben Hinterflügelchen, die sich paarten und ihre Eier an die noch schlafenden Zweige kitteten. Wie heißen sie nur? *Brepbos parthenias*. Schnurrige Tiere. Die Weibchen laufen beim Eierlegen rückwärts am Ästchen herunter, bis sie auf eine Knospe stoßen: daran löten sie ihr Ei. —

Die weiße Birkenborke erinnert mich an den Birken-
spanner, den schwarz-weißgescheckten Birkenfalter. *Der Birken-
spanner*
Einmal leben seine Raupen auf Birken, und dann sind sie rindenbraun gehäutet, ein andermal nisten sie auf Eichen und erscheinen aschgrau; wenn sie auf Ulmen wohnen, haben sie eine gelbgraue Tracht, und wenn Pappeln und Weiden ihre Futterpflanzen sind, zeigen sie sich sogar grüngrau.

Vor längerer Zeit entdeckte man in den Wäldern des englischen Industriebezirks einen tieffamtschwarzen Birkenspannerfalter. Hatten ihn die Hochöfen ange-rußt? In der Tat glaubte man lange, der Falter sei unter dem Einfluß der Industrieluft schwarz geworden. Der neue Spanner eroberte in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts durch die Einfallstore von Rhein- und Elbemündung den Kontinent, wanderte die Ströme aufwärts, der vom Rhein bis in die Schweiz, wo ihn ein Sammler anfangs des zwanzigsten Jahrhunderts bei Genf fing. Der neue Spanner weitete sein Wohn-

gebiet immer mehr, den schwarzweißen langsam verdrängend. In Norddeutschland tritt er heute bereits als überwiegende Form auf, in England ausschließlich: der Stammfalter scheint dort völlig verschwunden zu sein.

Abblättert der Herbst, das Tag- und Nachtfalterjahr ist zu Ende, und der Winter kommt. Die Limone schlafen und die Eckfalter, die winterruhenden Schwärmer, Spanner und Eulen, die Puppen in ihren Pergamenten und die an der Erde und den Baumrinden erstarrten Raupen. Nur im Glashaus des verstorbenen Parkes lebt ein zeitloses, beständig sich erneuerndes Faltervolk in gleichbleibender Wärme. Seine Pflanzen grünen weiter, die Blumen blühen, und der Honig reift. Wie gern und oft ging ich nun dorthin. Glanz, Raufch und Süße des Sommers bewahren sie in ihrem seligen Haus, einen Farbenschweif irdischer Unvergänglichkeit.

Nachdem ich das Leben der Schmetterlinge aufgezeichnet hatte, brachte ich dem Schmetterlingsdoktor mein Tag- und Nachtfalterbuch, er sollte es lesen. Bald gab er es mir zurück, und meinte, es sei alles gut und schön, auch was ich von ihm und seinen Beobachtungen berichtete, nur eins habe er vermißt: eine allgemeine Beschreibung des Baus und der Einrichtung des Falters und seiner Stände: Raupe und Puppe.

Das sei wohl richtig. Nur hätte ich eben kein Lehrbuch geschrieben. Wollte einer das Leben Leanders

aufzeichnen, habe er auch nicht nötig, dessen Knochenbau und innere Organe zu schildern. —

Mitten im Dezember meldete sich plötzlich der Glasermeister zu Besuch. Er hatte eine Reise zu tun, sein Weg führte ihn an meinem Wohnort vorüber. Die Nachricht war überraschend und gut: da konnte ich ja den Schmetterlingsmaler mit dem Schmetterlingsfammer bekannt machen. Ich ließ es Leander wissen.

Nach ein paar Tagen holte ich meinen Falterkünstler an der Bahn ab. Er war, von einer gemütlichen Fülle abgesehn, die er sich bei seinem nächtelangen Malen erseffen hatte, unverändert. Mit seinem Gesicht tauchten in mir alle gemalten Tag- und Abendpfauenaugen auf, die roten Füchse und kühlen Eisvögel, die Schwalbenschwänze, die Segelfalter und die Zitronenvögel.

Als er sich ausgeruht und erfrischt hatte, zeigte ich ihm meine bescheidenen Schmetterlingsfchätze und Puppen; nachmittags suchten wir Leander auf. Wir gingen den gefrorenen Wiesenweg an den kahlen Pappeln und Weiden vorüber und stiegen den Hügel hinan. Droben auf der Terrasse des kleinen Schloßchens stand Leander in seinem dicken Winterflaus, den er schon im Amurgebiet getragen hatte und der auch ganz sibirisch ausah. Mit seinem langen Fernrohr zielte der Doktor auf uns. Da sah er den *Papilio würzburgensis* im Winterwind heraufplattern und den *Papilio podalirius*, den Segelfalter Schnack... Er winkte ihnen. Aber die Tanzgestalt von den fernen Inseln

hielt sich nicht hinter ihm, wie im Sommer, sie hatte sich ins Glashaus eingewintert, damit ihr der Schnee nicht ins offene Maul rauche.

Dann standen wir bei ihm. Man begrüßte einander, ging ins Haus, mit Fragen und Antworten, endlich zog man in den gläsernen Schmetterlingsgarten.

Was für eine Miene leistet sich der Glasermeister? Eine so feine Anwendung von Glas kannte er sicher nicht.

Südlich warm war es bei den Faltern: ein Schritt brachte einen vom Eisland ins Blütenland. Draußen froren die Kristallzapfen an den Dachrinnen, hier innen glommen blaue Pflanzenkerzen. Der Glasermeister tat seinen nord-südlichen Schritt voller Staunen. Da strich ihm schon ein Schwalbenschwanz dritter Jahresbrut nah an der Nase vorüber, als sei es ein Flügelgruß für den Faltermaler. Ich schloß die Außentür: es begann zu schneien, der Schnee rieselte durch das schwarze Geäst der Akazien und der Trompetenbäume.

Der Meister machte Augen, wohl nicht minder verwunderte als seine Lehrlinge beim Besuch jener Schauspielerin in seiner Glaserwerkstatt. Er hatte nur immer seine Vorlagen, die toten, aufgespannten Schmetterlinge und die Sammlerkästen, um sich gehabt; nun war er mitten in einen Flugwirbel geraten, in lebendigsten Schmetterlingsglanz, in eine dicht siedelnde Falterwelt. Unser Kommen schreckte sie auf, die Flieger und Flatterer. Sie stoben von den Blütenlippen, aus Blumenrachen und Kelchen, in die sie ihre Saugrüssel fein und

haarscharf genau fädelten. Unversehens streifte der Glafermeister einen Strauch, ein Ästchen, rührte an ein Bananenblatt: die Ruhenden schwangen empor und umglänzten seinen Kopf. Wortlos stand er unter ihnen, die aus den Dickichten brachen, den kleinen Gartenwäldern von Stauden und Geschling; er beschaute sie entzückten Blicks und war von ihnen umgaukelt gleich einem Patron der Buntlinge. Seine Augen verfolgten, indes ich ihn von der Seite verstohlen betrachtete, die Schleifen, Bögen und Sturzflüge, die einmündeten in die Lampen der Hyazinthen, die Duftampeln des Fliebers, in die Sternenbeete der Primeln.

Ein amerikanischer Waldschmetterling setzte sich auf die Unterlippe der Tanzmaske, als schaue er hinein in die gespenstische Höhle des Maules, er öffnete und schloß seine Schwingen und zeigte Waldbraun und den Abglanz tiefer Orchideenlichter. Die Tanzgestalt, unter Lianen weilend, starrte aus ihrem Busch, unausdeutbare Mythen in den Eulenaugen.

Wir setzten uns zu einem chinesischen Tee an den Tisch und zu einer Kiste Feigen, die der Beduinenbruder geschickt hatte.

Der Glafermeister erzählte mit einer piffigen Handwerkermiene von der närrischen Schauspielerin, dem Badezimmerfenster und den Abendpfauenaugen: die von uns gefandten Puppen hatten zwar alle Schmetterlinge geliefert, sogar ein paar Kohlweißlinge, aber die Theatermalerei entwickelte sich nicht so günstig, wie

er angenommen. Es war ihm auch gleichgültig: er zieht ernsthafte Besteller vor. An Aufträgen auf Faltertafeln hat es nicht gefehlt, sein Ruf als zuverlässiger und bewährter Schmetterlingskünstler ist über die Grenze gedrungen; noch knapp vor seiner Reise mußte er ein paar Nächte dransetzen, um rechtzeitig eine schöne Bestellung aus der Schweiz für ein Verlagshaus auszuführen. Der Messerschmied ist nicht mehr so recht auf der Höhe; er hat einen Schlaganfall erlitten, sich zwar wieder davon erholt, doch ist er nicht mehr der alte, man merkt ihm die Brüchigkeit an. Vor der Krankheit hat er ihm einen prächtigen Falter von Stahl geschmiedet, einen Schwalbenschwanz, fein ausgelegt mit Gold und Kupfer, ein Meisterstück der Schmiedekunst. Da sprang Leander auf: auch er hatte eine Rarität vorzuweisen. Und er brachte einen zwischen Rinde und Moos eingesponnenen Kokon.

Wahrhaftig! Seine operierte Eichenspinnerraupe hatte sich verpuppt, die Zwitterraupe hatte sich verwandelt und reifte ihrem sonderbaren Falter zu.

Ich erklärte dem Glafermeister den Versuch, und er verwunderte sich das eine über das andere Mal. Von solchen Arbeiten hatte er noch nie gehört.

Dann soll er einmal die Ohren spitzen, scherzte ich, ein paar Schreibmaschinenblätter aus der Tasche ziehend. Der Glafermeister und der Doktor waren neugierig, was ich vorzubringen hatte. Und ich las:

Wunderbar wie aus Märchenländern uns zugestrahlt,

sind die Farben der Schmetterlinge. Kein Maler vermag ihren innersten Zauber wiederzugeben...

Der Glafermeister hob den Kopf.

...Merkwürdig ist das Leben der Falter, rastlos, nomadenhaft, der Seele gleich, die überall hinschweift, wo ihr ein schwefterlicher Seelenstern entgegenblüht; friedlich wie die Blumen ist es, von denen sie sich nähren und die ihnen ihre süßesten Gaben darbringen. Kein Forscher und überhaupt kein Mensch ahnt die Zartheit des Schmetterlingsglücks...

Leander musterte mich.

...Solches zu wissen, bereichert und vertieft die Anschauung von der Welt, darin alle Geschöpfe höchstes Licht widerspiegeln...

Eine Girlande traumhafter Schwalbenschwänze schnörkelte über unfern Teetisch.

...Wichtig aber auch zu wissen, daß der leichtbeschwingte Schmetterlingsleib, gekerbt von der dunkeln Lebensbildnerin, sich zusammensetzt aus Kopf, Brust und Hinterleib...

Der Glafermeister begriff nicht, aber Leander schnitt, mit dem Kopf nickend, eine Miene wie die Tanzgestalt unter den Lianen.

...Der Kopf, mit der Brust durch eine Haut verbunden, ist beweglich, trägt auf beiden Seiten die großen Facettenaugen, die das Insekt befähigen, nach allen Seiten zu sehn, zwischen Scheitel und Stirn sind die Fühler eingelenkt, Sinnesorgane, die wie feine Borsten,

Fäden, Pinfel, Federn aussehn, auch oft mit Schuppen oder Haaren bekleidet und in der Ruhe vorgestreckt sind oder dem Körper angelegt werden. Hinter dem Fühler liegen häufig zwei kleine Erhöhungen, die Nebenaugen. Die Mundteile unter dem Gesicht werden vornehmlich aus den beiden Lippentafern oder Palpen gebildet, zwischen ihnen ruht der Rüssel aufgerollt, wenn er nicht saugt. Er ist verschieden lang: bei den Tagfaltern kürzer als bei den Nachtfaltern. Der Rüssel der Bläulinge zum Beispiel mißt sieben, der der Schwalbenschwänze zwanzig Millimeter; der Windenschwärmer hat einen Sauger bis zu acht Zentimeter Länge, der Lindenschwärmer hingegen nur einen von drei Millimeter. Die Spinner haben gar winzige Rüssel, die Spanner etwas größere und die Eulen noch größere. Jedem Schmetterling sind drei Paar Gehbeine an den Brustringen eingefügt; die Vorderbeine sind kürzer als die Mittel- und Hinterbeine...

Der Glafer kratzte sich am Kopf. Leander trank Tee. ... Man unterscheidet an den Beinen als erstes Glied die Hüfte, an die schließt sich der kurze Schenkelring, mit ihm verbindet sich der starke Schenkel, mit diesem die Schiene und endlich als letzter Abschnitt der fünfgliedrige Fuß mit der Haftklaue. Die Flügel, bestehend aus zwei Vorder- und zwei Hinterflügeln, sind überaus dünne Hautausstülpungen, die schon im Raupenleben, wie alle Schmetterlingsorgane, heranwachsen, in der Puppe sich weiter vorbereiten und beim Auskriechen

ausgelappt und durch Einpumpen von Blut und wohl auch Luft gespannt werden. Auf beiden Seiten überzieht sie der dachziegelartig angeordnete Schuppenbelag und versteift sie. Fast immer sind die Hinterflügel kleiner als die Vorderflügel. Haftborsten dienen zur Verbindung der Vorder- und Hinterflügel, wodurch die Schwingen gleichzeitig bewegt werden können. Der Hinterleib des Falters setzt sich aus zehn beweglichen Gliedern zusammen, beim Flug dient er als Steuer. Der ganze Körper ist von einer Chitinhaut überzogen, einem hornartigen Stoff, der auch das Ei umkleidet, die Raupe und die Puppe...

Der Glasermeister schaute mich starr an, als wolle er sagen: längst bekannter Kram!

Er hatte recht, aber mein Leander hatte doch unlängst dergleichen vermißt. Längst bekannt ist auch, daß der Falter Herz, Magen und Darm hat, Atmungs- und Fortpflanzungsorgane und ein Nervensystem. Mögen die Schmetterlingspezialisten sich mit diesen Einrichtungen abgeben. Mich kümmert nur, daß er ein Lufttier ist und die Luft durch feine Stigmen, verschließbaren Luftlöchern an beiden Leibesseiten, in die Luftkammern einholt und durch Luftröhren (Tracheen) seinem Innern zuführt. Ähnlich eingerichtet ist die Raupe. Die in ihr angelegten Fortpflanzungsorgane sind dem künftigen Falter zubestimmt. Die Raupen legen also keine Eier...

Meine Zuhörer lachten. Ich ließ mich nicht stören.

...wie manche Unkundige glauben. Die Raupe hat

einen deutlichen Kopf, sechs bogenförmig gestellte Punktaugen an jeder Seite des Mundes, hornige Kinnbacken zum Beißen, Fühlerzäpfchen zum Tasten, außerdem Kinnladen- und Lippentafter. Sie verfügt über eine Spinnndrüse, die die Fäden zu ihren Gespinnsten bereitet. Die Puppen...

Man winkte stürmisch ab. Aufhören! Genug! Leander hielt sich die Ohren zu, der Glafermeister war aufgestanden, um nach Faltern auszufchaun.

Die Puppen, sagte ich, und steckte meine Blätter in die Tasche, sind entzückende kleine Wesen, Abbilder einer fernen großen Welt. Es gibt Puppen mit Schlafaugen, echtem Haar und mit Stimme; wenn auch sicher die Puppen ihre eigene Stimme nicht verstehn: alle Kinder verstehn die Sprache der Puppen...

Der Glafermeister, die Hände in den Hosentaschen, drehte sich um. Leander vergaß, die Tasse an den Mund zu führen; auf halbem Weg hielt er sie vor sich.

Es gibt Bauernpuppen mit roten Kopftüchern und Puppen wie Herzoginnen mit Spitzenunterwäsche und feidenen Kleidern, und es gibt Puppen, die schönsten von allen: abgebrochene Stuhlbeine in alte Lappen gehüllt. Die heißen Marie oder Anna oder Luise, und die Lehrbücher, die von ihnen handeln, sind die Weihnachtskataloge der Spielwarenhäuser.

Die Puppen ahmen in ihren Kleidern und Zeichnungen die Farben der Schmetterlinge nach: Goldfitter, Augenblau, Mundrot, Haargelb, Seidengrün...

Oho! meinte der Glafermeister. Die Schmetterlingsfarben seien unnachahmlich.

Es entwickelte sich ein Gespräch über die Farben der Falter, und Leander erzählte von einem Schmetterlingsjäger, der auf den Einfall gekommen war, aus dem Pigment der Schmetterlingsflügel Farben herzustellen. Jahrelang quälte er sich damit, Falterchuppen auszulaugen; eine Unzahl Schmetterlingsflügel verbrauchte er, aber es gelang ihm nicht einmal, das Gelb des Zitronenfalters auszuziehn. Ehe er in eine Heilanstalt kam, hatte er ein vereinfachtes Verfahren erfunden: er beklebte die Fläche, die er bemalen wollte, mit ausgerissenen Schmetterlingsflügeln und zerstörte so seine ganze, wertvolle Sammlung.

Buntes Glas gebe die Farben am besten wieder, meinte der Glafermeister und beschaute die Glaswände, daran einige Falter auf- und niederflatterten.

Hinter den Scheiben rauschte der Winter, Schneeschuppen stäubten dicht von der Membrane des Himmels, Weißlingswolken des Dezembers schwadeten durch die Äste des Parks, über die Wipfel der Spukakazien, der Gespenstertrompetenbäume. Fahl in den Schneelüften kreiften auf einer nahen Höhe, davor das Gegitter der Zweige sich verwirrte, die langen Flügel einer Windmühle, kreuzschlagend über die Gespinste der Dämmerung. Der Glafermeister, angedüstert vom Bleicht des Abends, wandelte in den Gängen des Gewächshauses. Zur Linken und zur Rechten sanken die

Tagfalter in die Büsche und Blüten: die Schwalbenschwänze setzten sich auf Blätter, klappten ihre Flügel zu und blieben still; die Buntlinge, denen der Tag zu kurz war, jagten noch einmal rundum und huschten in ihr Versteck; die *Remota*-Falter, chinesische Träume auf den gelbgestreiften Schwingen, suchten eine Blume, die sie die ganze Nacht anduftete; Aladins Wunderlampe schwankte und verlöschte wie ein Licht in einer Höhle, tief in Schattenbergen.

Der Glafermeister wanderte. Er erging sich im Dämmerungsreich seiner beflügelten Freunde und verlor uns aus den Augen. Die Windmühle mahlte das Eiskorn des Winters. Über dem Park schwebten auf einmal gewaltige Fittiche, hermelingescheckte Nachtschwärzerflügel, und Scharen von Frostschnäbeln dunsteten vorüber. Ihre Wogen dünten an das gläserne Haus, der perlmutterne Giebel schäumte über das Dach.

Der Glafermeister wanderte. Die indischen Schmetterlinge mit geschwärzten Ockerfarben zogen vor ihm her. Sie zogen ihn fort, und er entschwand hinter einer Hecke, wo die Seidenspinnerraupe im Laub nagte. Er sagte etwas, man verstand ihn aber nicht, er war schon weit, er war vielleicht schon in Asien.

Draußen wehten bleiche Flöte und Nebelfetzen. Waren es nicht Urfalter aus jener lichtlosen Nebelzeit, als die Erde von Dämpfen rauchte und die Schmetterlingsflügel groß waren wie die Schwingen weißer Reiher? Sie wehten aus allen Ecken der Welt, herangewunken

von den Flügeln der Mühle, den Rudern eines riesigen Nachtpfauenauges am Berge. Sie wallten an den Bäumen hin und verdeckten mit ihrem Geflecht von Schneefleide, Schneefeuern und Schneefilber die Wipfel. Sie strichen über die Gigantenstämme, und die fahnen aus wie verschwommene Farne und Urbambusrohre, darin die Wohnbeutel unbekannter eisweißer Spinnerraupen hingen. Und das Nachtpfauenaugen am Hügel geisterte und winkte.

Der Glafermeister erforschte in den Dickichten ferner Länder fabelhafte Farben: märchengoldenes Gelb der Zitronenfalter, versunkenes Grün der Eisevögel, Orange der Aurorafalter, Stahlblau der Schwalbenschwänze, schwarzen Atlas, Rätselflicke, Gewölke, Streifen... Die Lianen verflochten ihn, die Palmen fächerten mit tausend Blatthänden hinter ihm, und die Tanzmaske von den Infekteninseln starrte ihm nach.

Leander schaltete die Glimmlampe ein, und ihr Licht überrötete die Wildnis. Mit steifen Schritten, wie ein Schiffsmann, trat der Doktor an die Glaswand und lugte hinaus in den Perlmutterschaum, der sich wogend hob und senkte, eine schwer vorübergleitende See, eine Springflut, überdampft von Winterkratern. Sah er nicht einem Schiffskapitän gleich, einem Fahrer über Meere nach Schmetterlingsküsten? Sein langes Fernrohr lag auf dem Tisch. Er fuhr mit seinem gläsernen Schiff, und ich reiste mit seinem Falterfahrzeug, und der Glafermeister reiste. Unaufhörlich trieben uns die

mahlenden Flügel durch die Brandung, der Sturm faufte und pochte gegen die Wände, und die Schneefalterfchwärme folgten uns, wie die Möven den Schiffen. Die Nachtfalter waren erwacht, schnellten vogelgeschwind aus ihren Ruheorten und kreiften ruhelos. Und die Spinner tobten aus ihren Verstecken, aufgescheucht von der Nacht und dem nachtwandelnden Glafermeister, und sie spannen ihre Zickzacke durch den Schiffsraum. Die Eulen umschwärmten wie kleine Meerfchwalben den Schmetterlingskapitän, und die Schiffsfchraube mahlte. Wir fuhren. Wir flogen.

Wir flogen mit unferm eingeglaften Pflanzengarten und den Schmetterlings-Fahrgäften durch das Nachtgefstöber. Die Flügel der Windmühle waren unfere Propeller. Und die Flugarche rettete die Schmetterlinge der Erde und ihre Nahrungspflanzen durch die Wüftenei des Winters hinüber in den immer wieder verheißenen, immer wieder erfüllten Frühling.

An der Wand hing eine Karte, darauf waren Schmetterlingsländer eingezeichnet. Wo werden wir landen? Jeder bei sich zu Haus, jeder auf feinem eigenen Ararat, jeder in feiner eigenen Schmetterlingswelt, bei feinen eigenen Tag- und Nachtfaltern...

DAS LEBEN DER SCHMETTERLINGE

NACHWORT

*WÄRE ich so geschickt wie mein alter Glasermeister, dann spannte ich ein Pergament auf den Werk-
tisch, und versuchte, mir zum guten Schluß einmal
den Zug der Schmetterlingsforscher auszumalen.*

*Der Zug der
Forscher*

Voraus den griechischen Nachtschwärmer Aristoteles mit seinem schönen, ernsten Kopf und den glänzenden Augen, wie er würdig hinschreitet durch den Olivenhain und heraustritt auf die blühende Wiese, wo die Falter saufen. Er sieht aus wie ein prächtiger Schmetterling, der sehr hoch fliegen kann; doch benützt er die Flügel mehr als Pelerine und verläßt sich weniger auf das Schweben als auf seine Leder sandals. Er als erster hat in seinen Aufzeichnungen über Schmetterlinge geschrieben. Er kannte die drei Formen ihrer Verwandlung von Ei, Raupe, Puppe und beobachtete in seinem kleinen Hausgarten an der Kohlstaude die Weißlingsraupe beim Fraß. Und unter dem Fries seines Daches fand er ihre Puppe angeheftet. Die Larve der Motte, eines Kleinschmetterlings, hat ihm in seine weißen Wollkleider Löcher gefressen: deshalb trägt er auch gerade seine dunkle Regenpelerine. In den Pergamenten seiner Studierstube entdeckte er eines Abends ähnliche Insektenlarven und verfolgte stirnrunzelnd ihre störenden

Minenbahnen. Seinen jungen Schülern, die ihm aufmerksam zur Seite gehn, hält er einen Vortrag über Spinner. Er hat ihn wohl mit Liebe und Aufmerksamkeit betrachtet, den spinnenden Seidenwurm: Gleichnis der Weisen und Dichter.

Nach Aristoteles lasse ich eine Strecke Weges frei, um anzudeuten, daß in dem langen Zeitendunkel nach diesem griechischen Geistgestirn kein Schmetterlingsflügel aufblitzt. Erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts fällt das Auge eines Naturerfragenden wieder auf die Falter. Es ist ein Scholastiker und Dominikanermönch, dem ich eine Kutte male, von der dunkeln Farbe des Schillerfalters mit bischofsblauem Halskragen: dieser über Tier und Pflanze gut unterrichtete Mann war in der zweiten Hälfte seines Lebens Bischof von Regensburg, Albertus Magnus geheißen, einst Lehrer des heiligen Thomas von Aquin und Förderer des Kölner Dombaues. Die Gelehrten rechnen ihm seine Schmetterlingsstudien nicht hoch an: der Doktor universalis hat von den Faltern Wunderliches berichtet. Er ließ die Raupen Eier legen und sagte von den Geflügelten: »Die Schmetterlinge sind fliegende Würmer von vielerlei Farben. Denn einige sind auf den Flügeln wie der Purpur,

einige weiß, einige hyazinthblau, und einige haben rote Farbe.« Mag er Absonderliches gesehn haben: er hat gesehn. Wie viele seiner Zeitgenossen haben gar nichts gesehn!

Und weiter führe ich meinen Bilderweg der Forscher, über die Schwelle der Neuzeit, hinein in die Landschaft des sechzehnten Jahrhunderts. Aus grünen Schweizer Tälern taucht der Züricher Konrad Gesner auf: ich verwandle ihn ganz in einen goldrot leuchtenden Kaisermantelschmetterling; die Innenseite seines Mantels blitzt von silbernen Lichtern. Er lebte in der Welt der Insekten; seine Tage waren von ihnen erfüllt und seine Nächte. Herr über das Wissen von den gekerbten Tieren, gab er sein Herz an sie hin. Als er starb, sollen seine letzten Worte Schmetterlingsnamen gewesen sein.

Gravitätisch zieht er vorüber, einem andern winkend, der da hinten aus der blauen italienischen Tiefe heraufsteigt, in der Hand seine Palette und einen Pinsel. Ich schildere ihn als den vielfarbigen großen Fuchs, er ist der glühende Farbenfreund, dieser Maler und Zeichner Ulysses Aldrovani. Wie die Überlieferung weiß, hat er, am Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts, die ersten

Kerfenbilder geschaffen. Er erfand den Faltern ihre Ahnengalerie.

Und nun färbe ich eine blasse Jahrhundertbreite Weges, einen kleinen Abstand für den vornehmen Leibarzt des Papstes Innocenz XII. Der Gelehrte erscheint in der Gestalt eines Segelfalters, dem die Naturkunde den Namen Podalirius gab, eines griechischen Arztes aus dem trojanischen Krieg. Er ist durchsichtig, dieser Falter: man sieht weniger Farbe und mehr das Geäst der Nervenbahnen. Sein Kopf ist ohne Haut, wie aus einem anatomischen Atlas: es ist der italienische Pflanzen- und Tieranatom Marcello Malphigi, im feierlich zugespitzten Überrock und der gelbseidenen Weste. Er hat bestimmte Gefäße der Schmetterlinge entdeckt, die seinen Namen tragen, die malphigischen Gefäße.

Ein anderer Arzt nach diesem, ein Holländer, biegt vom Westen her in den prächtigen Forscherzug. Der olivgrüne Stoff seines straff sitzenden Anzugs erinnert an den Oleanderfchwärmer. Wirklich, so sieht er aus, der holländische Okkultist und Anatom Swammerdam. Ein eifriger Sammler: dreitausend Insektenarten hat er heimgetragen und erforscht. Flink ist er, schnell besonnen und

hat eine geschickte Fäherhand. Ungern verweilt er lang, unruhig ist sein Gebaren: wieviel Insekten hat er noch zu sammeln. Die Zeit ist kurz und läuft davon, der halbe Sommer ist schon verstrichen, und er wollte doch noch die Moore seiner Heimat absuchen. Wunderbar groß und dunkel funkeln seine Späheraugen. Er hat die Gabe, den Schmetterlingen ins Innerste zu schaun. Ihm gelang die aufsehenerregende Feststellung, im Leib der ausgewachsenen Raupe seien bereits die wesentlichen Organe des künftigen Schmetterlings vorgebildet. Jetzt aquarelliere ich türkisen und entbreite den Gazeschleier einer reizenden Frau, der Frankfurterin Maria Sybille Merian. Einem flatternden Papiliofalter gleicht sie, dessen Flügel grüner Goldstaub überpudert. Sie kommt geradewegs aus Surinam, wo sie im Auftrag der holländischen Regierung Insekten erforschte. In den Orchideenwäldern hat sie gewildert: herrliche Falter hat sie erhascht. Ihr Vater, der Kupferstecher und Topograph Merian, vererbte ihr die Kunst, mit der Radiernadel umzugehn: auf ihren farbigen Faltertafeln zeichnete sie alle Entwicklungsstufen des Schmetterlings, die Nahrungspflanze der Raupe und deren Feinde.

Dieser naturkundigen Sibylle folgt fast in ihrem Schatten der begeisterte, feine Nürnberger Miniaturenmalers Roesel von Rosenhof. Wie eilig er es hat, seiner verehrten, schönen Insektenfrau nachzustreben. Er hat ganz vergessen, den einst weißschimmernden, nun schwarz-grau-gelb-rot beklecktesten Malerkittel abzustreifen. Darin gleicht er jenem Apollofalter, den sein Entdecker der Musesmutter Mnemosyne zugeeignet hat. Auf den Enden seines Burnus leuchten vier rosengelbe Ringeltupfen, genau wie auf den Hinterflügeln des Bergwiesenfalters. Roesel skizziert beim Dahinwallen: seinen Kopf umschwirren goldene Hautflügler, heitere Falter, freundliche Brummfliegen. Unter dem Arm hat er sein klassisches Werk »Monatlich herausgegebene Insektenbelustigungen«, mit denen er die Leser des achtzehnten Jahrhunderts entzückt. Sein Schwiegersohn und Verleger Kleemann wartet schon brennend auf das nächste Fortsetzungsheft. Roesels Stichel ist eine Wundernadel, die feinsten Flächenbilder der winzigen Schmetterlingschuppen kann er wiedergeben. Er ist auch ein gewiegener Techniker: er schliß sich seine eigenen Vergrößerungsgläser, durch die er hineinschaute in die kleine große Welt. Nach Roe-

sels Tod setzte Kleemann das unterbrochene Werk im alten Geiste fort. Dort kommt er. Ihm sei die Auszeichnung verliehn, als Perlmutterfalter anzutreten. Er spiegelt den Glanz jenes andern getreulich wider.

In der Mitte des Wegs habe ich ein Oval ausgespart, in dies setzt der schwedische Naturforscher Karl Linné seinen Fuß. Wie ein Dirigent steht er da, seinen großen Federhalter als Taktstock in der Hand, und ringsum die Ur- und Vormeister der Insektenzunft, die den Tatsachenstoff vielftimmig gemehrt und das Wahrgenommene beschrieben und gestichelt haben. Linné, angetan mit einem Reiseanzug von englisch Grau, der Lieblingsfarbe aller Theoretiker, trägt auf der Brust ein blaues Ordensband von der herbstlichen Bläue der Ordensbandeule. Ja, er ähnelt diesem Nachttier: sein Gelehrtenkopf hat nächtelang über vielen Büchern, Insektenkästen, Pflanzensammlungen und Listen gebrütet; davon ist er so maußegrau geworden, der beste aller Museumsbeamten. Nicht länger mochte er die gewaltige Unordnung in der Naturkunde ertragen, mit seinem Federhaltertaktierstab räumte er auf in dem Durcheinander, legte ein Register an und schrieb

seine Systeme und Nomenklaturen für Pflanzen und Tiere: mit diesen Arbeiten gelang es ihm, der Hauptbuchführer der Pflanzen- und Tierwelt zu werden. In seinem Hauptbuch steht jedes bekannte Tierwesen mit einem zweifachen Namen verzeichnet: dem der Gattung, dem der Art. Die Schmetterlinge hat er in die fünfte Klasse versetzt. Für seine große Leistung schmückte ihn die nordische Universität zu Upsala mit dem blauen Ordensband, das er, dem Forscherzug zu Ehren, angelegt hat. Soeben hält er einen Vortrag über seine Ordnung, aber die vielen Gelehrten und Wissenschaftler, die im Hintergrund des Bildes unabsehbar herandrängen, jeder mit neuen Erkenntnissen und neuen Funden, hören seine Stimme nicht, sie hallt kaum bis zu ihnen. Sie sind über sein »künstliches System« hinausgestürmt und richten sich nach andern Einteilungen, andern Schmetterlingsbuchhaltungen, andern Schmetterlingspartituren...

Diese vielen Männer nach ihm sind nicht alle unterzubringen auf der begrenzten Tafel. Auch reichen die Farben nicht zu. Denn nach Linnés Tat setzte eine schnelle Entwicklung der Schmetterlingskunde ein. Man muß es glauben: es sind

zahlreiche Forscher, und darunter außerordentliche, der Alten würdige Männer, wie Standfuß und viele mehr. Kopf an Kopf formen sie eine bunt-gescheckte Prozessionsraupe, so seltsam und groß, wie sie niemals einer sah. Im Ungewissen ver-schwimmen ihre letzten Glieder und Nachschieber. Was für eine Faltergesellschaft mag sich da ent-puppen? Wieviel Eulen mögen unter ihnen sein, die da aus dem Athen der Schmetterlinge stammen? Und wiederum auch was für Groß-Schmetter-linge und edle Falter? Ach, diese Unzahl kleiner Weisheits-Spinner, Blätter-Spanner, bleicher Bü-cherwormen! Man stelle sie sich vor, unwimmelt von ihren Schülern, winzigen, kaum erst ausge-krochenen Räumchen, die noch nicht einmal alle ihre Schmetterlingseierschalen abgeworfen haben, eifrig speisen sie von ihren erfahrenen Nahrungs-pflanzen. Auch sie gehören hierher!

Nun ist noch ein Stückchen Pergament in der Ecke frei geblieben, fast so groß wie zwei große Falterflügel. Ich male einen Schmetterling hin, der nie und nirgends vorkommt, umrande seine Flügel blau, und tusche darauf in Gold feine, ver-schnörkelte Zeichnungen, auf jede Schwinge einen Irrgarten von kleinen Bändern und Maserungen,

ein perlmutternes Flechtwerk. Das ist ein wunderlich schöner Segler, ein Traum- und Abschiedsfalter, gewidmet allen Schmetterlingsfreunden und Falterverliebten.

Siehst du aber näher hin, dann ist es gar keine Zeichnung, mein goldenes Geäder mit den Elfenbeinfeldern, es ist eine krause Schrift, schräg ausgezogen und oft verschlungen, und auf den linken Flügeln liest du: » Wenn wir in unserm nächsten Dasein Schmetterlinge wären ...« und auf den rechten steht geschrieben: »... könnten wir vielleicht miteinander glücklich sein!«



Gesetzt und gedruckt
in holländischen Schriften aus dem Jahre 1670
bei Jakob Hegner in Hellerau
bei Dresden

VON FRIEDRICH SCHNACK

find bei Jakob Hegner, Hellerau, erschienen:
Gedichtbände: Vogel Zeitvorbei — Das kommende
Reich — Das blaue Geisterhaus. — Romane: Klingfor
— Die goldenen Äpfel — Die Hochzeit zu Nobis —
Sebastian im Wald — Beatus und Sabine — Die Orgel
des Himmels — Das Zauberauto



